Lemke

Volksthüml.
in
Ostpreuß
J. 2.

Volksthümliches in Ostpreussen.

Zweiter Theil.

Herrn Dr. R. Reicke
mit freundlichem Gruß!

Elisabeth Lemke.

Berlin, Oct. 1886.

Volksthümliches in Ostpreußen.

Von

E. Lemke.

Zweiter Theil.

Mohrungen.
Druck und Verlag von W. E. Harich.
1887.

Inhaltsverzeichniß.

Sagen.

Märchen.

Nachtrag zum ersten Theil.

Erstes Kapitel.

In der Neujahrsnacht.

Drittes Kapitel.

Ostern.

Achtes Kapitel.

Hochzeitsgebräuche.

Zehntes Kapitel.

Heil- und Zaubergebräuche in Krankheitsfällen.

Elftes Kapitel.

Nach dem Tode.

Zwölftes Kapitel.

Allerlei Spuk.

Seite

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Volksthümliches aus der Thierwelt.

Fünfzehntes Kapitel.

Sechszehntes Kapitel.

Vorwort.

Indem ich mit aufrichtiger Dankbarkeit die freundliche Aufnahme erwähne, welche der erste Theil dieses Buches gefunden hat, überliefere ich mit der Bitte um weitere Nachsicht gegen meine Arbeit den zweiten Theil allen Freunden des Volkslebens.

Das Sammeln der Sagen und Märchen ist mir zwar eine nicht zu erschöpfende Quelle stiller Freude und ein Ausgangspunkt mannigfacher Belehrung geworden, so daß die darauf gewandte, geringe Mühe reichlich gelohnt wurde, — aber der Wunsch „die Wissenschaft möge auch diese kleine Sammlung als keine unnöthige ansehen“ steht doch im Vordergrund. Möchte von dem vorliegenden Material, das sich größeren und bedeutenderen Arbeiten bescheiden anschließen und unterordnen soll, hier und da ein kleines Streiflicht ausgehen, das dazu beiträgt, die vielleicht Anfangs zwanglos verknüpften, dann aber mehr und mehr verworrenen und zerrissenen Fäden unserer Mythenwelt zu beleuchten!

So verlockend es ist, einer Erklärung für diese oder jene Frage nachzuspüren, so nahe liegt die Einsicht, daß der Laie besser thut, sich mit der Rolle eines Zuträgers und Sammlers zu begnügen. Ich habe bisher nur einmal eine solche Erklärung versucht,

indem ich auf den Zusammenhang wies, den das Märchen „die drei weißen Wölfe“ mit unserer Mythologie hat; man gestatte mir, diese Ausnahme hier zu wiederholen.

Es heißt in W. Mannhardt „Germanische Mythen“ Seite 331: „In mehreren Märchen führt der Weg zum Glasberge durch das Land des Windes, der Sonne und des Mondes.“ In dem Märchen „die drei weißen Wölfe“ haben wir vorerst einen andern hohen und steilen Berg, auf welchem sich die Wohnungen der Sonne, des Mondes, der Sterne und des Windes befinden; dahinter kommt das (rothe) Meer, welches den Zugang zum gläsernen Berg erschwert. Die Volksdichtung spricht bekanntlich von einem Berge (anderwärts von einem Brunnen oder einer Burg), worunter „die Wolken“ gemeint sind, und weist den verzauberten Seelen hier ihren Aufenthalt zu. Hinter den Wolken liegt das himmlische Seelenreich („Engelland“), dessen Vorhandensein die verschiedensten Religionen voraussetzen. W. Mannhardt sagt a. a. O. Seite 728: „Das hellblaue, glanzreiche Himmelsgewölbe, in den Volksüberlieferungen oft als Glasberg bezeichnet, wo die Sonne und die andern Gestirne ihre Heimathsstätte haben!“ In besagtem Märchen wird nun sowol der Glasberg, wie vorher der andere Berg erwähnt, ohne daß der Letztere den verzauberten Personen zum Aufenthaltsort gegeben ist; dieselben wohnen vielmehr auf dem Glasberge. Dergleichen willkürliche Abwechselung wird den Märchengestalten überhaupt in reichem Maaße zu Theil und erschwert das Zurückführen auf allgemeinere Auffassung. Aus den beiden angeführten Mannhardt'schen Aeußerungen kann ersehen werden, wie verschieden die Annahme: wo sich die Wohnungen der Gestirne und des Windes befinden, ausfällt. — Die Edda kennt: 1) den Wolkenhimmel, 2) den Andlangr darüber und 3) hoch oben das glanzdurchleuchtete blaue Himmelsgewölbe Vidblainn.

Der Glasberg kehrt in verschiedenen Märchen wieder. Wiederholung der Fabel und der handelnden Personen gehört ja überhaupt zu den charakteristischen Eigenschaften der Volksdichtung, wozu sich noch die häufige Wiederkehr derselben Ausdrücke und ganzer Sätze gesellt. Das Spiegelbild der im Volke lebenden Vorstellungen über Vermögensverhältnisse und häusliches Leben der „Reichen“ ist recht belustigend; zudem tritt uns fast überall das Ideal „gut essen und trinken und sich tüchtig ausschlafen können“

entgegen. Ungerechtigkeit und blöde Beurtheilung kleiner Schwächen werden oft als Moral vorgeführt, während es freilich nicht ganz an einem dämmernden Verständniß für ethische Fragen fehlt.

Die Wechselbeziehungen zwischen der ungestörten Volksdichtung und der Grimm'schen Märchen-Ausgabe klarzulegen, muß Sache des Kritikers sein. Ich habe zwar eine Reihe allbekannter Märchen unberücksichtigt gelassen, weil sie keine nennenswerthe Abweichung im Einzelnen aufwiesen, zögere aber nicht, einige Varianten ebenfalls allbekannter Märchen hinzuzufügen. Möge man dies nicht mißverstehen!

Obgleich ich im ersten Theile dieses Buches die Abgrenzung meines Arbeitsfeldes genau verzeichnet habe, will ich doch hier wiederholen, daß der von mir ausgebeutete Kreis ungefähr 40 km im Durchmesser beträgt und daß als sein Mittelpunkt die Stadt Saalfeld anzusehen ist. Sodann betone ich, — und dies besonders in Rücksicht auf den nicht ganz zutreffend gewählten Titel bez. auf die dadurch hervorgerufenen Bemerkungen — daß ich niemals der Meinung sein konnte: das von mir beobachtete Volksthümliche sei einzig Eigenthum des genannten Kreises. Ich wollte nur das zusammentragen, was bei möglichst geringer, gegenwärtiger Beeinflussung bei unserm Volk (innerhalb der erwähnten Grenzen) gilt, gleichviel ob es uraltes Erbtheil ist oder von der heutigen Generation geschaffen wird. Darauf bezieht sich auch die im Vorwort zum ersten Theil gemachte Versicherung, daß ich vereinzelt auftretende und nachweisbar von weiterher übermittelte Anschauungen, Gebräuche u. s. w. nicht in meine Sammlung aufgenommen habe, was freilich nicht die Thatsache ausschließt, daß viele Dinge, die ich nicht als mitzählend ansehen konnte, dennoch auch unserm Volke eigen sind. Der kritischen Unterscheidung zwischen dem über Deutschland u. s. w. ausgebreiteten Volksthümlichen und dem, was meinem Beobachtungsgebiete allein gehört, wäre ich nicht gewachsen. Dagegen trage ich mit Freude alle Verantwortung für die Zuverlässigkeit auch der geringsten meiner Mittheilungen.

Ich habe gleichfalls für dieses Buch keinen einzigen, noch so kleinen Beitrag von andern Schriften entlehnt und nur das aufgenommen, was mir persönlich vom Volke mitgetheilt wurde. Auf diese Weise ist wiederum viel hierhergehörender Stoff unbenutzt geblieben, und der Kenner wird zahlreiche Lücken aufdecken können;

ich mochte mich aber deshalb doch nicht zu einer Aenderung meines Grundsatzes entschließen.

Leider ist die Anzahl der hier eingetragenen Sagen nur eine unbedeutende. Auch wenn man von der Art meines Sammelns abweichen würde, müßte sich doch die Erkenntniß herausstellen, daß bei unserm Volke die Neigung für Sagenhaftes im Abnehmen ist, während breit ausgeführte Märchen immer noch sehr beliebt sind und u. A. die Spinnabende verschönen. Allerdings tritt auch heute noch Sagen-Bildung auf, wie die Geschichten beweisen könnten, welche das Volk an die Person des unlängst verstorbenen Prinzen Friedrich Karl knüpft.

Verschiedenes von dem Inhalt dieses kleinen Buches hat bereits anderswo Abdruck gefunden: in den „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte," in der „deutschen botanischen Monatsschrift," als Beitrag zu Veröffentlichungen in den „Schriften der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig," dgl. in der „Altpreußischen Monatsschrift" u. s. w.

Ich kann zu meinem Bedauern nicht sagen, ob einst ein dritter Theil Vollendung und Herausgabe erfahren wird, wenngleich es nicht an Material dazu (auch bereits angesammeltem und bearbeitetem) fehlt.

Zum Schlusse spreche ich meinen herzlichsten Dank Allen aus, die mich zu dieser oder jener Frage anregten und mir durch ihre Theilnahme die lieb gewordene Arbeit noch lieber machten.

Rombitten, den 18. August 1886.

E. Lemke.

1.

Das Schloß im Frauensee.

Im Frauensee unweit Schnellwalde ist ein Schloß versunken, und die Herrin des Schlosses hat sich einmal vor Jahren gezeigt.

Ein Schäfer hütete am Ufer des See's seine Heerde. Als er so dastand, trat plötzlich aus einem nahen Gebüsch eine schwarzgekleidete, vornehme Frau hervor; die hatte ein Schlüsselkörbchen am Arm und ging geraden Weg's auf den Schäfer zu. Sie bat denselben: er möge doch am Abend wieder an diese Stelle kommen, dann aber ein Gebetbuch mitbringen; es werde ihm Allerlei erscheinen; doch das Gebetbuch würde die Erscheinungen hindern, ihn zu schädigen; er solle nur Muth haben und ihr vertrauen! Der Schäfer versprach der vornehmen Frau, zu kommen. Als er aber seiner eigenen Frau zu Hause von diesem Vorhaben erzählte, ließ diese nicht eher mit Bitten und Vorstellungen nach, bis der Schäfer da blieb.

2.

Die verwunschene Frau bei Weepers.

Bei Weepers zeigte sich vor langer Zeit eine Frau. Sie ging zu einem Fischer und bat: er möchte sie doch über den See setzen. Der Fischer besann sich ein bischen, ging aber darauf ein und ließ die Frau in seinen Kahn steigen. Als sie ein Ende weit

auf dem See waren, erhob sich ein fürchterlicher Sturm — immer ärger, immer ärger! Der Kahn war nicht weiter zu bringen. Da fing der Fischer an, furchtbar zu fluchen. Als er das that, stand die Frau auf und warf sich über den Kahn weg in's Wasser. Sie schrie und jammerte: sie wäre verwunschen; und da der Fischer geflucht hatte, könne sie nun nicht über den See setzen; nun wäre sie nimmermehr zu erlösen!

3.

Die Wiese von Liegen.

Auf einer Wiese, die zu Liegen gehört, ist Etwas verwunschen; was eigentlich verwunschen ist, kann Keiner wissen. Es weint und seufzt nicht weit vom See; die Fischer haben es oft gehört. Mein Gott, das Weinen hat sich so erbärmlich angehört!

Einmal, als die Leute dort Heu gefahren haben, haben sie zu einem Mädchen gesagt: „Gottliebe, wir müssen jetzt nach Hause zurück! Du bleibst aber hier bei dem bischen Heu; wir werden's nachher holen; hörst Du?" Das Mädchen hat versprochen dazubleiben und sich auf die Heukäpps' gesetzt. Die Leute sind noch nicht weit fortgewesen, da haben sie geseh'n, wie zwei feine Herren angekommen sind. Jeder von denen hat einen weißen Paß über der Schulter und einen feinen Spazierstock in der Hand gehabt; und der Eine hat zum Andern gesagt: „Ob das Mädchen gelernt (in Schulkenntnissen erfahren) ist?" Und dann haben sie die Gottliebe gefragt. Die aber ist so erschrocken gewesen, daß sie von der Heukäpps' 'runtergesetzt hat und heidi zu den andern Leuten gelaufen ist, denen sie Alles erzählt hat. Da hat der Bruder gerufen: „Marjell, Du bist so gelehrt, kannst lesen und schreiben und rechnen! — warum hast Du das nicht den Herren gesagt?" Und dann haben die Leute sich nach den Herren umgeseh'n; aber die sind spurlos verschwunden gewesen. Ach, gewiß waren es solche, die zu den Verwunschenen auf der Wiese gehörten. Das Weinen hat immer so geklungen, als ob viele Menschen geklagt haben. Da haben die Herren es gewiß nicht aushalten können; aber nun waren sie umsonst gekommen.

4.

Die versunkene Kirche bei Dittersdorf.

Zwischen Dittersdorf und Kl. Karnitten liegt ein Bruch; da soll mal eine Kirche versunken sein.

Einmal ging ein Mann dort vorbei, und da begegnete ihm ein Fräulein, die ein großes Schlüsselbund in der Hand hatte. Das Fräulein bat: der Mann möchte doch die Schlüssel an sich nehmen. Aber der Mann wollte nicht. Da soll das Fräulein sehr gejammert und immer gerufen haben: nun wäre sie noch viel unglücklicher, als vorher! nun wäre sie garnicht mehr zu erlösen!

5.

Der blinde See bei Saalfeld.

Zwischen Saalfeld und Ebenau liegt der blinde See; der ist beinahe ausgetrocknet; aber zum Flachs-Rösten war er immer noch gut.

Im blinden See ist eine Kirche versunken; ab und zu haben noch die Glocken dort geläutet.

„Aber Manche nennen diese Stelle den stummen See.“

6.

Die Kirche in Saalfeld.

In der Saalfelder Kirche spukt's, besonders beim Altar. Das geht nun schon seit Urgedenken so, und die Leute sagen: es ist nichts Gutes dahinter. Möglich ist es schon, daß es von den Gräbern herkommt, die da d'runter sind. Früher soll es ganz erbärmlich gewesen sein und sich bis in das Pfarrhaus gezogen haben. Manchmal sollen die Leuchter und Becher und was sonst noch umfallen konnte, über einander gestürzt sein; der Küster soll sich recht gewundert haben. Am liebsten ist es in der Nacht losgegangen. Aber es ist kein Wunder; alte Kirchen sind im Ganzen schlimm, und die Saalfelder Kirche muß sehr alt sein. Die Leute sagen: sie hat früher in Kuppen gestanden und ist dann nach Saalfeld gebracht

worden. Wie lange es her ist, als sie noch in Kuppen stand, ist nicht auszurechnen; Viele meinen, sie hätte von Anbeginn der Welt dort gestanden; aber weiß der liebe Gott, ob's wahr ist!

7.

Die Kirche in Gr. Arnsdorf.

In Gr. Arnsdorf spukt es in der Kirche so lange schon, wie dieselbe steht. „Ein früherer Pfarrer würde es bestätigen können; aber vielleicht verredete er's auch, denn nicht Jeder nimmt solchen Glauben an. Doch hier gehen Hören und Sehen vor Sagen."

Es singt oft in der Kirche, wenn dieselbe leer ist; man kann's draußen hören. Kurz vor einem Kriege hat es dort gesungen: „Nun danket Alle Gott!" Der Pfarrer hat nachsuchen lassen, aber Niemand gefunden.

Einmal hat es gesungen, während die Pfarrkinder nach Hause gehen wollten; da hat der Pfarrer ihnen bis an die Grenze „nachlauten" lassen, damit der unheimliche Gesang übertönt würde.

Oft ist mitten in der Predigt die Thür von der Dreeßkammer (Sakristei) dreimal auf und zugemacht worden, ohne daß man hat erkennen können, wer's gethan hatte. Einmal hat ein Pfarrer vergebens durch diese Thür aus der Kirche gehen wollen; — es ließ ihn nicht durch. Er hat, mit den Büchern im Arm, vor den Augen der Gemeinde, durch die Hallenthür gehen müssen, um nur überhaupt hinauszukommen.

„Wenn sich nur ein Pfarrer dazu bereit finden könnte, den anzureden, der diesen Spuk betreibt! — denn das ist doch gewiß Jemand, der etwas Schweres verschuldet hat und nun nicht Ruhe finden kann."

8.

Die gefundenen Glocken.

Es gingen mal drei Schwestern spazieren, und wie sie so gingen, fanden sie mehrere Glocken; die lagen auf der Erde; — weiß der liebe Gott, wo sie herkamen!

Die eine Schwester sagte: „Wißt Ihr was? wir wollen die Glocken verkaufen! So haben wir Geld und können uns schönen Staat kaufen.“

Die beiden andern Schwestern aber sagten: „Nein, das wollen wir nicht. Wir wollen die Glocken der Kirche schenken!“ — Wie sie sich dabei umsahen, war jene andere Schwester weg, — ganz und gar weg, wie in den Boden geschlagen.

Die Stelle, wo das geschehen ist, kann man nicht mehr wissen. Zu lesen ist es nicht. Es wird erzählt und weiter erzählt; und so kommt's von den Alten auf die Jungen.

9.

Der Pfarrer ohne Kopf bei Bense.

Im Walde bei Bense läuft ein Pfarrer ohne Kopf herum; wer ihn trifft, kann ihn an seiner Pfarr'-Kleidung erkennen. Manch' Einer hat ihn geseh'n; und es giebt Leute, die ihn noch unlängst getroffen haben, — wenigstens haben sie das als ganz wahrhaftig ausgesagt.

10.

Der Reiter ohne Kopf bei Terpen.

Im Terp'schen Walde spukt es von Alters her; meistens wenn die Leute nach der Stadt gegangen sind, haben sie's angetroffen. Es ist ein Reiter auf schwarzem Pferd; und der Reiter hat keinen Kopf. Zumeist hat er sich in der Gegend, wo die Torfscheune gebaut wurde, gezeigt.

„So Etwas kam früher vielfach vor; aber es muß sich ganz von selbst aufhören. Ueberall werden die Wälder abgeholzt; da konnten sich die Gespenster früher so gut verstecken; wo sollen sie jetzt bleiben? Würden wir eins auf dem Feld antreffen, dann würd' ihm doch gleich nachgestellt werden.“

11.

Der Reiter ohne Kopf bei Rombitten.

Vor langen Zeiten muß in dem Wald, der zu Rombitten gehört hat, irgend Etwas geschehen sein, was nichts Gutes gewesen ist. Es spukt — die Zeit ist nicht auszudenken — und will sich noch immer nicht beruhigen. Mancher hat wol d'rüber gelacht; aber Mancher hat sich's doch bedeuten lassen.

Da ist mal ein alter, sehr guter und zuverlässiger Mann von Saalfeld über Rombitten weg nach Haus' gegangen. Der hat nie gelogen; und der hat ebenfalls das Gespenst angetroffen. Zuerst hat es immer gerasselt wie mit Ketten. Und dann ist ein Reiter auf einem Schimmel vorbeigejagt; der Reiter aber hat keinen Kopf gehabt. Da ist dem alten Mann himmelangst geworden, und er hat sich fast die Augen ausgekuckt. Aber der Reiter ist im vollsten Galopp nach dem Kirchhof gesprengt und dort spurlos verschwunden.

12.

Der Kutscher ohne Kopf bei Prökelwitz.

Wenn man von Prökelwitz nach Christburg fahren will, geht's einen großen Berg hinunter; und da herum spukt's. In früheren Zeiten soll es natürlich sehr schlimm gewesen sein; aber jetzt verändert sich das auch, wie sich die Welt überhaupt verändert. Von Prökelwitz ist damals immer eine Kutsche mit vier schwarzen Pferden angejagt gekommen; und der Kutscher auf dem Bock hat keinen Kopf gehabt. Wie der Wind sind sie vorbei gewesen, so daß die Leute sich nicht genug haben verwundern können. Aber wer kann wissen, was es bedeuten sollte!

13.

Der große Schatz in Preuß. Mark. I.

Wie das Schloß in Preuß. Mark zerstört worden ist, hat's gespukt; und es spukt da noch manchmal. Einmal gingen Kinder auf die Stelle hin und suchten Stachelbeeren. Da kam ein

Hundchen angelaufen — gerade aus dem Schloßkeller heraus; und das Hundchen hatte um den Hals ein Glockchen am rothen Bande. Wie die Kinder sich noch wunderten, kam ein Wagen angefahren; d'rauf saß ein Kutscher ohne Kopf. Einer von den Kindern, ein Jung', wollte das Hundchen greifen; das lief aber geschwind in den Keller zurück. Der Jung' ihm nach! Dort im Keller traf er einen Mann an, der mit gelbem Sand wirthschaftete und der ihm anbot: von dem Sand zu nehmen. „I, was soll ich mit dem Sand!" sagte der Jung'; aber er nahm doch eine Hand voll mit. Als er wieder zu Hause war und den Sand besah, — ja, da war es lauter Gold, was er in der Hand hielt. Hätt' er doch blos mehr Sand genommen! — Aber nun war der große Schatz im Keller nicht mehr auszuspüren.

14.

Der große Schatz in Preuß. Mark. II.

In Preuß. Mark ruht ein großer Schatz; aber wer weiß den Weg, dahin zu finden?

Da wurd' mal einem armen Mann ein Kind geboren. Und gleich darauf klopfte es an die Thür. Drei Männer erschienen und baten: der arme Mann möchte ihnen doch den Weg zeigen. Ja, wohin? — wol zum Schloß. Aber die Leute in der Stube waren so erschrocken, daß sie keine Antwort gaben. Traurig gingen die Männer weg. Nachher hieß es: die drei hätten zu der früheren Schloßherrschaft gehört; und wenn der Mann gefällig gegen sie gewesen wäre, dann hätten sie ihm den großen Schatz gezeigt. Nun war das wieder verpaßt.

15.

Der Schloßberg bei Weinsdorf.

Eigentlich ist der Schloßberg bei Weinsdorf jetzt Nichts weiter, als 'ne Ziegelei; aber im Alterthum hat da ein großes Schloß gestanden; und man findet noch alte Mauern in dem Lehm, und das schon so lang' man denken kann. Vielleicht wurde das

Schloß mal in einem Kriege abgeschossen; wenn es nicht in den Büchern steht, läßt sich nichts mehr darüber aussagen. Da ist auch eine ungeheuer tiefe Kaule, in die man mit Stangen gestoßen hat, ohne Grund zu finden. Das Beste aber ist, daß auf dem Schloßberge Geld in Massen im Boden gesteckt hat. Zwei Leute, die schon lange gestorben sind, haben es gefunden. Sie haben zwar nichts darüber ausgesagt; aber als sie sich mit Eins so erheben und wohlhabend wurden, haben die andern Leute die Sache gemerkt. Und so zu Geld zu kommen, ist auch garnicht schwer, wenn man überhaupt dazu kommen soll! Alle sagten: jene Zwei' werden gewiß mal gesehen haben, wie das Geld auf dem Schloßberg gebrannt hat; und dann sind sie gleich dahinter gewesen: sie haben das Geld mit Wagen geholt, so viel ist es gewesen. Seitdem ist viel Zeit dahingegangen, und die Menschen reden dies und das; aber wie sie's auch drehen: was Einem zugesagt ist, das bekommt er, gleichviel auf welche Art.

16.

Die Braupfanne in Kl. Karnitten.

Kl. Karnitten soll mal einem russischen General gehört haben; und dort soll ungeheuer viel Gold in der Erde stecken. Einmal hat ein Schwarzkünstler nachgegraben, und da ist eine Braupfanne heraufgekommen, in der auch ein gold'nes Pferd und ein gold'ner Reiter gelegen haben. Der General hat gewünscht: dies Beides sollte zum ewigen Andenken dort aufgestellt werden. Aber der Schwarzkünstler hat Nichts davon wissen wollen. Und so haben sie sich denn darum gestritten. Da ist aber die Braupfanne mitsammt dem gold'nen Pferd und gold'nen Reiter zurück in die Erde gesunken, denn durch den Zank war Alles verflucht; und seitdem hat Keiner mehr Etwas davon gespürt.

17.

Der belauschte Geizhals.

Ein Handwerker kam mal zu einem alten Mann, der eigentlich ein Geizhals war, und bat um Nachtquartier; und nach einigem Besinnen erlaubt' ihm der Mann: sich in den Pferdestall

da oben auf'n Schoppen hinzulegen. In der Nacht hörte der Handwerksbursche solch' Geklapper; und darum sah er ganz heimlich von oben 'runter in den Stall. Da sah er den alten Mann, wie der gerade zwei Bohlen aufhob und dann in ein großes Loch einen Topf mit Geld stellte. Und dann hörte er, wie der Geizhals das Geld dem Bösen übergab, und wie abgemacht wurde, daß das Geld nur dann zu lösen wäre, wenn das Blut von Zwillingsbrüdern darüber vergossen würde. — Am andern Morgen ging der Handwerksbursche ab, nachdem er noch ein kleines Almosen erbeten hatte.

Nach zwei Jahren kam er wieder an diese Stelle. Er fand nur den Sohn des Geizhals' da; der alte Mann war gestorben. Aber dem Sohn ging es schlecht; das ganze Gehöft war abgebrannt. „Ach Gott," sagte er zu dem Handwerker, „mir geht's erbärmlich!" — „Na, Ihr habt doch so viel Geld geerbt!?" „Nein, keinen Pfennig!"

Da fiel dem Handwerker Alles wieder ein, was er damals erlebt hatte; und er sagte: „Wißt Ihr die Stelle, wo der alte Pferd'stall gestanden hat?" — „O ja." — „Und wißt Ihr, ob irgendwo Zwillingsbrüder im Dorf geboren sind? Die Ziegen bekommen ja meist Zwillinge; und am Ende könnte Euch geholfen werden. Hört doch rasch nach!" — Richtig: im Dorfe hatte eine Ziege gerade Junge bekommen. Die wurden nun sofort hierhergeschleppt und an die Stelle geführt, wo der alte Pferdestall gestanden hatte. Da wurde ihnen in den Hals geschnitten, so daß das Blut nur so umherspritzte. Und nun suchte man nach. Wahrhaftig! da kam alles Geld zum Vorschein, das der Geizhals verscharrt hatte.

18.

Die Brettschneider und der Topf mit Geld bei Saalfeld.

Auf einem Acker bei Saalfeld soll ungeheuer viel Geld in der Erde stecken. Vor langer Zeit haben mal zwei Brettschneider dort probirt, wie sie's heben könnten; und sie hätten es auch beinahe gehoben. Sie hatten zwei eiserne Stangen, mit denen sie einen

Topf, der ganz voll Geld war, in die Höhe duckten. Wie sie aber noch dabei waren, kam die Frau, der der Acker gehörte, angelaufen und schrie: „Ihr habt's schon!" Da sank der Topf in die Erde zurück; und kein Suchen und Graben half; der Topf war weg und blieb weg. Da haben sie immer fünf Hopfenstangen zusammengebunden und damit gebohrt und gesucht; aber der Topf war verschwunden. Und das war blos deshalb geschehen, weil gesprochen wurde, bevor das Geld ganz herausgeschafft war. Wo Etwas gehoben wird, darf nicht gesprochen werden. — Eigentlich soll man nie ein solch' gegrabenes Loch zuschütten; das muß von selber wieder zu werden. Auf jenem Acker ist das Loch wol auch von selber wieder zu geworden.

19.

Soldaten aus Häcksel gezaubert.

Es war einmal ein General, der zaubern konnte. Ja aber — in welchem Lande, das läßt sich nicht sagen; das muß auch schon an zwei bis dreitausend Jahre her sein. Von dem General erzählt man sich, daß er sich die Soldaten nur so eins, zwei, drei herbeischaffen konnte: er brauchte blos einen Sack Häcksel auf die Erde zu schütten, und sofort standen ganze Schaaren Soldaten da.

20.

Hornissen bei Kriegsführung verwandt.

Die Hormsken (Hornissen) sind furchtbar böse Thiere; sie naschen den Bienen den Honig weg und verfolgen denjenigen, der ihr Nest stört. „Man braucht nicht mit dem Stock nach ihnen zu stoßen; man darf blos einen Stein nach dem Nest werfen; — sofort sind sie hinter Einem d'rein und bearbeiten ihn." Weil sie so grimmig sind, hat man sie früher beim Kriege benutzt. Da ist mal ein König gewesen, der hat Hormsken blos dazu gepflegt, damit sie im Kriege seine Feinde überfallen sollten.

21.

Vom Herrn, der durch die Luft fahren konnte.

Man weiß nicht mehr den Namen, aber man erzählt sich noch immer von jenem Herrn, der durch die Luft fahren konnte. Einmal ist er so gefahren, und da hat das Fuhrzeug einen Ruck bekommen. „Gnäd'ger Herr," hat der Kutscher gesagt, „ich werd' 'runter steigen. Meine Peitsche ist an Etwas hacken geblieben." „Nein, Du steigst nicht 'runter!" hat der Herr gesagt; „Du bleibst sitzen und läß'st die Peitsche hängen, wo sie hängt!" Als sie nach einer Weile wieder auf der Erde gefahren sind, hat der Herr gesagt: „Nun halt' mal still und sieh' Dich um, wo Deine Peitsche hängt!" Da hat der Kutscher still gehalten und sich umgeseh'n; und da hat die Peitsche oben an der Spitze vom Kirchthurm gehängt. „Na", hat der Herr gesagt, „was meinst Du wol? — Nicht wahr, das wär' was Schönes gewesen, wenn Du da abgestiegen wärst!" Da hat sich der Kutscher sehr gewundert.

22.

Die Schöpfung des Teufels.

Gott hat die Welt erschaffen, blos nicht drei Dinge darin. Als Gott mit der Welt fertig war, kam der Teufel und sagte: nun wolle er auch Etwas schaffen! Und da schuf er die Ziege, die Ratte und die Krähe.

23.

Die schwarzen Hunde bei Herrlichkeit.

Zwischen Ulpitten und Schnellwalde bei Herrlichkeit („kleine Hütt'") ist der „schmale Wald"; und in diesem ist ein großer Steinhaufen, in welchem es spukt.

„Wenn die Leute aus Albrechtswalde („große Hütt'") ihre Pferde dort hüten, merken sie's ganz deutlich, wie es zwischen den Steinen poltert."

Einmal hat man erfahren, was dahinter steckt.

Ein Mann, der auf der „Schreiberei“ (Leißnersberg) gewohnt hat und den ganzen Tag in Ulpitten zu arbeiten hatte, war stets früh nach Hause gegangen, um nicht im Finstern jenen Spuk hören zu müssen. Aber ein junger Mensch, der auch einmal nach der „Schreiberei“ hatte gehen müssen, hatte sich verspätet; es war schon ganz finster geworden, als er an dem Steinhaufen im „schmalen Walde“ vorbeikommen mußte. Plötzlich sind gerade an einer kleinen, verkrüppelten Buche zwei schwarze Hunde aufgetaucht, die nun rechts und links von ihm denselben Weg geschritten und immer größer und unheimlicher geworden sind. Dem jungen Mann sind die Gedanken vergangen. Mein Gott, er hat nicht gewußt, wie er überhaupt noch nach Hause kommen sollte. Aber endlich ist er dort angelangt. Doch der Schreck hatte ihn so elend gemacht, daß er am dritten Tag gestorben ist.

24.

Der Böse bei Bense.

In einem Bruch bei Bense und da herum muß der Böse sein. Ein Mann aus Haack ist mal vom Bösen dorthin bestellt. Gewußt hat es Keiner; und gesagt wird der Mann es auch nicht haben. Aber es war doch so: als mußt' er hinreiten! es half Nichts. Eh' er abritt, steckte ihm seine Tochter heimlich das Gesangbuch in die Rocktasche. Und da war gerade das Lied bezeichnet, das anfängt: „Gott und Vater, steh' uns bei!“ Jener Mann ist vor das Bruch gekommen. Da hat es sich im Bruch aufgerichtet und in die Hände geklatscht und laut gelacht. „Dein Glück, daß Du das Buch mit hast!“ hat es gesagt. Nun konnte der Böse ihm Nichts thun.

25.

Die Tänzerin und der Teufel.

Ein Mädchen ging mal zum Abendmahl und sagte: „Heute muß ich noch tanzen!“ Alle Leute wunderten sich und riethen ihr

ab. Sie aber blieb dabei und sagte: „Ich muß heut' noch tanzen, — und wenn es mit dem Teufel wär'!"

Und richtig, sie ging in den Krug, wo getanzt wurde.

Wie sie so mitten im Vergnügen war, trat plötzlich ein feiner Herr in die Stube; — sehr fein! denn er hatte schöne, schwarze Tuchsachen und ein blendend weißes Hälschen. Er trat auf das Mädchen zu und forderte sie zum Tanz auf. Sie sagte auch gleich zu. Und nun ging's los: immer in die Runde! immmer in die Runde! Sie bat, er möchte doch aufhören; aber er achtete nicht darauf, sondern tanzte immerzu, bis ihr die Gedanken vergingen und sie die Füße kaum noch heben konnte. Und zuletzt tanzt' er mit ihr durch's Fenster, so daß sie spurlos verschwunden war.

Und alle Leute sagten: dies sei der Teufel gewesen.

26.

Auf die Hälfte säen.

Es war einmal ein Bauer, der ganz erbärmlich schlechtes Ackerland hatte, und wie viele Mühe er sich auch gab, — es war kaum zu besehen, was er erntete.

Das wurde ihm endlich doch zu arg, und er rief laut: ihm sollt's schon recht sein, wenn irgend ein Teufel mit ihm auf die Hälft' säen wollt'!

Dies hörte ein recht dummer Teufel, der gerade in der Nähe war; er stellte sich dem Bauern vor, und da der Teufel einige Zauberkraft besaß, ging der Bauer darauf ein, mit ihm auf die Hälfte zu säen. Der Bauer sollte den Acker hergeben, und der Teufel sollte die Saat beschaffen. Sofort beriethen sie, was sie zuerst bauen sollten, und kamen überein, daß sie den Anfang mit Roggen machen wollten. So geschah es auch, und das Getreide gerieth ganz wunderschön.

Als die Ernte herankam, sagte der Teufel: „Mir soll's lieb sein, wenn Du das Oberste nimmst und mir das Unterste läßt!" Wie er aber sah, daß der Bauer alle Aehren bekam und er nur die Stoppeln behielt, wurde er wüthend und schrie: das ließe er sich ein andermal nicht gefallen!

Im zweiten Jahre bauten die Beiden Kartoffeln, und auch die geriethen ganz wunderschön.

Als die Ernte herankam, sagte der Teufel: „Jetzt kannst Du das Unterste nehmen, und ich behalte das Oberste!" Wie er aber sah, daß der Bauer alle Kartoffeln bekam und er nur das Kraut behielt, wurde er wieder wüthend und schrie: das ließe er sich nicht noch einmal gefallen!

Im dritten Jahre bauten die Beiden Erbsen, und auch die geriethen so schön, wie man's nur wünschen konnte.

„Paßt es Dir," fragte der Bauer, als es Winter war, „daß wir die Erbsen auf dem Eise auskullern?"

„Meinetwegen!" sagte der Teufel; „aber ich bitte mir aus, daß Du das nimmst, was auf dem Eise kullert; ich für meinen Theil will Alles haben, was in die Höh' fliegt." Wie er aber sah, daß der Bauer alle Erbsen bekam und er nur die Spreu behielt, konnt' er sich kaum fassen vor Grimm und war nur mit großer Mühe zu beruhigen.

Nun aber sagte er zum Bauer: „Ich hab' es satt, mit Dir auf die Hälft' zu säen; ich heb' unsern Contract auf. Weil ich aber ein gutes Herz habe, will ich Dir zum Abschiede noch einiges Geld schenken. Hänge Deine Stiefel in den Schornstein! Ich werde das Geld durch den Schornstein schütten."

Der Bauer hing denn auch richtig seine Stiefel in den Schornstein, schnitt aber vorher Löcher in dieselben, so daß das Geld immerzu, immerzu hindurchfiel und der Teufel nicht gerathen konnte, welches hineinzuschütten.

Jetzt riß dem Teufel die Geduld ganz und gar, und er fing an, auf den Bauer loszuprügeln. Der aber lief zu seiner Viehheerde und hetzte das stärkste Thier auf den Teufel. „Ach was," rief dieser, „ich fackel' nicht lange!" — nahm das Thier an den Schwanz, warf es sich über die Schulter und ging mit ihm davon, um nie wieder zu kommen.

Der Bauer aber war ein reicher Mann geworden und hat es nie bedauert, mit dem Teufel auf die Hälft' gesä't zu haben.

27.

Ob die Steine wachsen?

Es gab eine Zeit, da waren alle Steine auf Erden noch ganz, ganz klein; aber sie wuchsen größer und größer, und das ging so immerfort, bis der Herr Jesus geboren wurde. Nun sehen wir die Steine so groß, als wie sie an jenem Tage schon groß waren, und es ändert sich Nichts mehr an ihnen.

Nicht Jeder will das glauben; und es giebt Leute, die gerade das Gegentheil behaupten; sie meinen, die Steine wachsen auch heute noch. „Wie kommt es denn? — wir sammelten doch vom Kleefeld alle Steine ab, die kaum so groß wie ein Hühnerei waren; und nach einigen Monaten lagen schon wieder ganz große Steine da.“

Manche Leute sagen: „Steine, die an der Luft liegen, können nicht wachsen; aber die in der Erde wachsen langsam weiter.“

28.

Die Spinnerin im Monde.

Es war mal eine Frau, die außerordentlich fleißig spann; und so spann sie auch einmal, während ihr der Vollmond auf die Arbeit schien. Ob das nun Recht oder Unrecht war, — kurz und gut, die Frau wurde sammt ihrem Spinnwocken in die Luft gehoben und mitten in den Mond gesetzt. Da sitzt sie seitdem und spinnt immerzu. Und die Fäden, die in der Luft fliegen, sind von ihrem Gespinnst losgerissen.

29.

Der Dieb im Monde.

Da ging mal ein Mann in einer Nacht aus, um Kohl zu stehlen. „Es sieht mich Keiner!“ sagte er halblaut vor sich hin. Aber da kam der Mond hervor und sagte: „Ich seh' Dich!“ und hob ihn mit allem gestohlenen Kohl zu sich hinauf. Seitdem steht der Mann dort ganz fest, und Jeder kann ihn sehen.

30.

Der Fuhrmann im Monde.

Ein Mann sagte einmal: es wäre ihm ganz gleich, ob Sonntag wäre oder nicht! ihm käm's nicht darauf an; er würde doch arbeiten. Und so geschah es denn, daß er gerade am Sonntag mit einem Wagen fuhr, um irgend Etwas zu besorgen. Aber das litt der liebe Gott nicht; er hob Jenen sammt dem Wagen und den Pferden in die Luft und setzte ihn in den Mond. Und nun kann man ganz deutlich dort den Fuhrmann sehen.

31.

Der arme Mann im Monde.

Vor langen Zeiten ging mal ein armer Mann gerade unter der Kirche (während die Leute in der Kirche waren) in den Wald nach Holz und sammelte so lange, bis er ein großes Bündel hatte; das band er sich auf den Rücken.

Da kam der liebe Gott und sagte: „G'rad' unter der Kirch' gehst Du in den Wald nach Holz! Warum thust Du das?"

Der arme Mann besann sich und sagte: „Ach, ich bin so arm, und meine Frau ist krank. Ach liebes Gottchen, ich mußt' schon geh'n und Holz holen."

Aber dem lieben Gott war das nicht recht; und er sagte: „Unter der Kirch' soll man nicht arbeiten! Und ich werde Dich für Deine That in den Mond setzen! Du kannst dort mit Deinem Holzbündel auf dem Rücken stehen, damit die Leute eine Warnung haben!"

Richtig, der arme Mann kam in den Mond; und wer genau hinsieht, kann ihn und auch sein Holzbündel erkennen.

32.

Das Mädchen und die Wahr.

Am Sonntag soll man nicht arbeiten; wer es doch thut, kann was erleben. Man soll auch am Sonntag kein Kraut pflücken: sonst beißt Einen die Wahr (Maulwurfsgrille). Da war einmal

ein Mädchen, die das verlachte und doch Sonntags nach Kraut ging; — sie hatte noch nicht viel gepflückt, da biß ihr eine Wahr einen Daumen ab; und davon mußte das Mädchen sterben. Mancher hört die Geschichte; aber er schlägt sie sich bald wieder aus dem Sinn.

33.

Die Neunaug'.

Die Neunaug' ist so'n kleines, schwarzes Wurmchen, das neun Augen auf dem Rücken hat. Man muß sich sehr vor ihr in Acht nehmen, denn wenn Einer sie mit dem Fuß berührt, sticht sie gleich neun Löcher in den Fuß. Und wenn das neunte Loch zugeheilt ist, stirbt der Mensch, den sie gestochen hat.

34.

Der Hecht.

Der Hecht ist ein Beweis dafür, daß Gott schon bei der Schöpfung die Kreuzigung seines Sohnes bestimmt hatte. Im Hechtkopf finden wir die ganze Kreuzigungsgeschichte. Da sind das Kreuz, der Speer, die drei Nägel und die beiden Hammer. Ja, so ist dies Zeichen von Anbeginn der Welt bestimmt, von Ewigkeit zu Ewigkeit!

35.

Der Wiedehopf.

Woher es stammt, weiß man nicht; aber es ist doch überall solch' Gerede, daß der Hupp-Hupp die alten Pferde im Frühjahr aufhebt. So lange es noch nicht grün ist, müssen die Pferde im Stall bleiben; aber wenn der Hupp-Hupp schrei't, dann sagt man: „Nun jagt die Pferde auf die Weide! Der Hupp-Hupp hebt sie ja schon.“ Das ist schon seit der Zeit, als mal die Welt angestiftet wurde.

36.

Die Gaffelweih.

Von der Gaffelweih sagt man, daß sie zumeist in der Luft bleibt und selten mal zur Erde fliegt. Wenn sie trinken will, muß sie warten, bis es regnet; sie kann nur aus einem hohlen Stein, in dem sich Wasser gesammelt hat, trinken, und das ist so gekommen: als der liebe Gott dazumal den Thieren befahl, für ihn zu arbeiten, hatte die Gaffelweih keine Lust dazu; sie sagte: sie wollte sich nicht die Stiefel bejuxen; sie hat nämlich solche schöne, gelbe Füße. Der liebe Gott war darüber nicht wenig erzürnt und verdammt' sie wegen ihrer Unverschämtheit; und nun ist das so geblieben.

37.

Wie der Kuckuk sein Weib schlug.

Der Kuckuk und sein Weib zankten sich mal. Er machte ihr Vorwürfe und schalt auf sie; sie aber wußte sich nicht auszureden; da schlug er sie. Vielleicht verließ er sie auch; aber er wird ja doch wol wiedergekommen sein. Seitdem aber heißt es, wenn Einer keine Ausrede findet: „Na, wart'! Du bist gerad' wie das Kuckuksweib; weißt Du nicht, wie der Kuckuk sein Weib schlug, weil sie keine Ausrede hatte?"

„Am Ende ist das aber eine ausgelogene Geschichte; Vögel können doch nicht sprechen. Vielleicht stammt es von Leuten, die den Namen „Kuckuk" hatten."

38.

Die kluge Krähe.

Eine Drossel baute sich ein Nest hoch oben auf einem Baum, legte sieben Eier und brütete die aus. Das erfuhr ein Fuchs, und sogleich kam er an.

„Guten Tag, Frau Drossel! Wenn Ihr mir nicht ein Junges herunterwerft, hau' ich den Baum ab."

Die Drossel war so in Angst, daß sie auch richtig ein Junges hinunterwarf.

Am zweiten Tage kam der Fuchs wieder. „Guten Tag, Frau Drossel! Wenn Ihr mir nicht ein Junges herunterwerft, hau' ich den Baum ab."

Da warf die Drossel mit schwerem Herzen das zweite Junge hinunter.

Gleich darauf kam eine Krähe angeflogen. „Guten Tag, Frau Drossel! Warum seid Ihr so betrübt?" Und die Drossel erzählte ihr Alles. „Das ist ja rein gelogen," sagte die Krähe; „der Fuchs kann ja garnicht den Baum umhauen; er hat keine Axt." Das erfreute die Drossel sehr; und als der Fuchs wieder ankam, verweigerte sie ihm ein Junges und belachte ihn: er könne ja garnicht den Baum umhauen. Da schlug der Fuchs seinen Schwanz immer um den Baum. Doch die Drossel lachte. „Wer hat Dich so klug gemacht?" fragte der Fuchs. Und die Drossel sagte: „Die Krähe."

„Na wart'!" sagte der Fuchs. Dann ging er auf einen Berg und legte sich da auf den Rücken, als ob er todt wäre. Es dauerte nicht lange, so kam die Krähe und pickt' nach ihm. Aber als sie ihm auf die Schnauze pickte, fuhr er in die Höhe und sagte: „Jetzt sollst Du dafür büßen, daß Du die Frau Drossel so klug gemacht hast! Jetzt wirst Du sterben!"

„Ach, liebes Fuchschen," sagte die Krähe, „seg'ne mich aber vorher!"

Das versprach ihr der Fuchs. Aber als er dabei so um sie 'rumging, flog sie auf und rief: „Narr, Narr, was Du hast, das friß!"

39.

Der Rabe.

Der Rabe ist bei Gott sehr angenehm; das sieht man doch ganz deutlich daraus, daß der liebe Gott ihm fünf Wochen lang die Jungen ernährt. Die jungen Raben sehen so grief' und häßlich

aus, daß der alte Rabe sie nicht leiden kann und nicht füttern mag. Nein, er schleppt sogar einen Stein in's Nest und bedeckt dasselbe, damit die Jungen garnicht zu sehen sind; und dann fliegt er weg, und das Nest ist ganz verstohlen. Aber der liebe Gott hat es so eingerichtet, daß sich dann von selber Würmer einfinden; und die jungen Raben fressen die Würmer auf und bleiben am Leben. Woher es stammt, daß der liebe Gott so gut zu dem Raben ist, kann jedoch Keiner wissen.

40.

Die Biene.

Gott ging über die Erde und besah sich Alles; und es war gerade Sonntag. Da sah er, wie die Biene Honig einsammelte. „Hab' ich Euch nicht geboten, am Sonntag zu ruh'n?“ rief Gott. „Ach,“ sagte die Biene, „ich kann am Sonntag nicht mit der Arbeit ruh'n, denn in der Woch' regnet's.“ Das ärgerte Gott; und er sprach: „Dafür sollst Du Strafe haben!“ Und seitdem darf sie keinen Honig vom rothen Klee holen, obgleich der rothe Klee gerade die allermeiste Süßigkeit hat.

41.

Die Spinne.

Die Spinne wird deshalb so geachtet, weil sie einem Menschen das Leben gerettet hat.

Es war mal Jemand, dem es so oder so recht schlecht ging; und nun traf es sich noch, daß er verrathen werden sollte. In seiner Herzensangst kroch er in einen Ofen und blieb da versteckt. Und wie er so krumm lag und auf jedes Geräusch horchte, kam ein Spinnchen herbei und webte vor das Ofenloch ein langes Gewebe. Während der Zeit untersuchten die Verfolger jedes Winkelchen und durchstöberten auch das Zimmer. Zuletzt machte Einer von ihnen die Ofenthür auf, um in den Ofen zu sehen;

aber er schlug die Thür gleich wieder zu und sagte: „Hier ist er gewiß nicht hineingekrochen, denn hier hängt Alles voll Spinnweben, und die hätte er doch zerreißen müssen“ So wurde der Verfolgte gerettet, denn seine Feinde gingen nun einen andern Weg.

42.

Wann war das erste Gewitter?

Das Gewitter soll von jener Zeit an herstammen, als die Kinder Israel am Berg Sinai lagerten. Da sprach Gott durch sieben Donner zu ihnen. Die Kinder Israel erschraken und sagten: sie möchten nicht mit Gott sprechen! sie hätten Angst vor ihm; Moses solle für sie sprechen, was er ja auch that.

43.

Die todte Katze im Syrupfasse.

Wer Syrup einkauft oder denselben an Speisen nimmt, darf sich nicht davor ekeln, daß in dem Syrupfasse eine todte Katze liegt. Wozu das Thier da liegt? — Ja, das weiß Keiner. Doch dies muß überall Gebrauch sein; kaum Einer hat's nicht gehört; Manchem wird's ein altes Weibchen erzählt haben. Aber bis jetzt hat Niemand die todte Katze herausgezogen. „Und wenn man einen Handlungsdiener danach fragt, wird man ausgelacht.“

44.

Woher das Pferd so viel frißt.

Als der liebe Gott mal auf der Erde 'rumging, beanspruchte er irgend eine Gefälligkeit vom Pferd; aber das Pferd blieb ruhig stehen, fraß weiter und sagte: „Ich hab' keine Zeit.“ — „Na,“ sagte der liebe Gott, „dann friß, daß Du nimmermehr satt wirst!“ Und so ist es bis auf den heutigen Tag: das Pferd gnagt (kaut) immerzu; und wenn's Etwas bekommt, bleibt's in einem Fressen.

45.

Das Feuer in Liebwalde.

Man hört wol vom Feuer-Besprechen; aber nicht Jeder glaubt daran. Daß es wirklich sein kann, hat man vor langen Zeiten in Liebwalde gesehen. Es entstand dort ein großes Feuer und gerade bei solchem Winde, daß das ganze Dorf in Gefahr kam. Da trat der Pfarrer aus der Kirche und ging dreimal um das Feuer, während er dazu heilige Wörter sprach, nämlich Sprüche, die er an das Feuer richtete. Sofort sprang der Wind um; und das Dorf war gerettet.

46.

Bibernell und Armetill. I.

Vor langer Zeit — vielleicht war's im Krieg, vielleicht bei der Sündfluth — hat's aus der Luft geschrieen:

„Bibernell und Armetill
„Ist gut, wer sein Leben retten will!"

Oder:

„Wer nicht gerne sterben will!"

Dreimal hat's das gerufen; man kann nicht wissen: warum.

„Wir sind zu dumm, um so Gelehrtes zu wissen; wir lesen nicht in den Büchern, wo's doch gewiß gesagt sein wird; wir wissen's blos vom Hören."

47.

Bibernell und Armetill. II.

Bibernell und Armetill sind so sehr gut, und das stammt schon von langer, langer Zeit her.

Es war mal im Lande eine große Viehseuche; wo man hinsah, fiel das Viehchen; und kein Mensch wußt' sich zu rathen und zu helfen: es mußt' ihm Alles d'rauf geh'n. Da kam aus der Luft eine Stimme: die rief immerzu:

„Nehmt Bibernell und Armetill,
„Wer sein Viehchen retten will!“
Das befolgten die Menschen, und das Leiden war gehoben.

48.

Der Zaun von Beifuß und Nesseln.

Früher wußte Jeder, wie lange er leben würde; aber nun weiß es Keiner mehr, und das ist so gekommen.

Da stellte mal ein Mann einen Zaun von Beifuß und großen Nesseln her, d. h. er steckte Stäbe und Stengel rundum in die Erde.

Wie er noch so daran arbeitete, kam der liebe Gott vorbei, blieb stehen und sagte: „Höre! Du machst Dir einen schlechten Zaun; der kann nicht lange halten.“

Der Mann aber antwortete: „So lange ich lebe, wird der Zaun schon halten.“

Da fragte der liebe Gott: „Was denkst Du denn, wie lange das ist?“

„Ueber drei Tage,“ sagte der Mann, „bin ich todt; und so lange kann der Zaun schon halten; danach mag er umfallen!“

Solche dreiste Antwort ärgerte den lieben Gott; und er sagte: „Von nun an soll kein Mensch wissen, wie lange er lebt!“

Und dabei ist es auch geblieben.

49.

Der Drachenwald bei Gr. Karnitten.

Bei Gr. Karnitten liegt der „Drachenwald“; so nennen die Leute eine Anpflanzung von Tannen und Fichten dort. An diesem Ort soll es spuken; und schon Mancher weiß zu sagen, in welcher Art es spukt. Viele sollen deutlich gesehen haben, wie ein Bund Erbsenstroh unter den Bäumen hervorgekommen ist; und sie haben erleben müssen, daß es sich gerade gegen sie gewandt hat. Aber dann sind sie schnell davongelaufen.

50.

Der Michelsberg bei Saalfeld.

Am Michelsberg bei Saalfeld spukt's; das ist nicht abzureden. Wer's nicht glauben will, der kann die Leute danach fragen. Mancher Fuhrmann hat nur mit Mühe dort vorüberkommen können, denn vor den Pferden hat es so angegeben und den Weg versperrt, daß die Thiere vor Angst geschnarcht haben; und wenn der Fuhrmann hingesehen hat, hat es geschienen, als ob ein Bund Erbsenstroh dicht vor den Pferden gekullert wurde. Das kommt gewiß von denen, die dort gerichtet sind.

51.

Der Schimmel in Bündken.

Der Weihnachtsschimmel soll nie über eine Grenze gehen; wenn er auch gut hinüber kommt, — auf dem Rückweg kann er jämmerlich zu Grund' gehen. Der wirkliche Schimmel, der nichts Gutes ist, und der in alten Zeiten sehr viel 'rumgespukt hat, fällt den Weihnachtsschimmel an, denn er ärgert sich über den; und darum spukt er auch heute noch hieweg und daweg 'rum. So ist es mal in Bündken geschehen; die Stelle ist nicht genau bestimmt. Der wirkliche Schimmel hat den ausgeputzten überfallen und ganz und gar zerkatert; die Stücke haben einzeln umhergelegen.

52.

Der Schimmel in Gr. Karnitten.

Vor alter Zeit ritt mal der Schimmelreiter von Kl. Karnitten nach Gr. Karnitten; aber das war nicht gut. Auf der Grenze kam ihm ein anderer, der wirkliche Schimmel entgegen und kämpfte mit ihm; und das war etwas ganz Gewaltiges. Als der arme Mensch nach Hause kam und sich den Rock aufknöpfelt', konnte man sehen, daß er ganz blutrünstig auf der Brust war. Und schon am dritten Tage war der Mensch todt. Ein rechtschaffener Schimmel ist jener nicht gewesen, sondern Spuk; aber Mancher belacht das.

53.

Der Schimmel in Boditten.

Der Weihnachtsschimmel darf nie über die Grenze! Aber in Bauditten thaten sie's mal und brachten ihn nach Boditten. Ach, Du mein Gott! als Alle wieder zurück wollten, kam der wirkliche Schimmel an. Die Andern konnten fliehen; aber der Knecht, der den Schimmel machte, konnte nicht weg. Die Laken und Alles, was er sonst trug, wurde kurz und klein zerrissen; und er selber wurde umgebracht.

54.

Der verwunschene Soldat bei Schliewe.

Auf der Grenze von Schliewe und Schnellwalde lag bis vor wenigen Jahren ein Stein von so großem Umfange, daß ein recht stattlicher Mann nicht halb so lang, wie der Stein, war. Dieser Stein war ein verwunschener Soldat; oder ein solcher war in ihm eingeschlossen; oben war ganz deutlich das ausgehauene Bild des Soldaten. Wer weiß, wer den mal verwunschen hatte! — in früheren Zeiten soll dergleichen sehr oft vorgekommen sein. Der Soldat hatte einen Helm auf und hielt in seinen Händen ein Spiel Karten. Viele Leute wollen gesehen haben, wie er um den Stein gewankt hat; besonders soll dies am Morgen geschehen sein. Aber sobald man näher hingesehen hat, ist der Soldat verschwunden; und man hat nur wieder sein Bild sehen können; weiter Nichts! Endlich hat man den Stein sprengen wollen. Doch welche Mühe sich auch die Arbeiter gegeben haben, — der Stein rührte sich nicht; sieben Sprengladungen wurden abgegeben, aber umsonst. Da ist ein Weib aus Dittersdorf gekommen und hat die Sprengarbeit übernommen; und gleich beim ersten Versuch ist der Stein auseinander gegangen. Die Steinstücke sind danach in ein Haus in Schliewe eingemauert worden.

55.

Das versteinerte Mädchen bei Schliewe. I.

Bei Schliewe liegt vor'm Walde, rechts vom Weg, der nach Kl. Hanswalde führt, ein Stein, der wie ein ungeheurer Sarg aussieht, auch an einem Ende so'n bischen breiter, als am andern ist. Auf dem Stein sind ganz deutlich der Deckel von einem Paartopf und eine Pfanne zu sehen. Da ist mal ein Mädchen, die immer dem Knecht das Essen auf's Feld bringen mußte, verspätet; und darüber hat der Knecht sehr zackrirt. Er hat gerufen: „Nun wünsch' ich doch: sie möcht' zu Stein werden!" Und sofort ist sie zu Stein geworden, denn vor Zeiten soll es möglich gewesen sein, so Etwas zu wünschen, daß es auch gleich geschehen konnte.

56.

Das versteinerte Mädchen bei Schliewe. II.

Bei Schliewe, an der Grenze von Schnellwalde, liegt vor'm Wald in einer Wiese ein Stein; und das ist ein verwunsch'ner. Freilich jetzt belohnt's nicht mehr, ihn zu besehen; er ist ganz mit Moos bewachsen. Aber früher hat man ganz deutlich darauf einen Paartopf und eine Pflinzenpfanne erkennen können; und das soll daher gekommen sein, daß ein Knecht eine Köchin verwünscht hat. Es muß so an der Wahrheit sein; denn als mal vor Jahren der Stein gesprengt werden sollte, hat die Arbeit nicht ausgeführt werden können: aus dem Stein ist Blut hervorgequollen.

57.

Das versteinerte Mädchen bei Schliewe. III.

Bei Schliewe liegt ein großer Stein, — ganz wie ein todter Mensch. Man kann beinah' ein Gesicht erkennen und auch deutlich sehen, wie die Person einen Paartopf trägt. Da soll mal eine Mutter sehr böse gewesen sein, weil ihre Tochter sich mit

einem Auftrag so verspätet hatte. Als das Mädchen wiedergekommen ist, hat die Mutter voller Boß' gewünscht: sie möcht' versteinern! Und sofort ist das Mädchen versteinert.

58.

Der Stein und das weiße Fohlen bei Schliewe.

Bei Schliewe liegt in einem Bruch, vor'm Walde, ein großer Stein, eigentlich wie ein Grab oder Sarg, ganz schön kantig behauen. Da sollen ein Hahnenfuß und ein Pferdefuß deutlich abgedrückt sein. Dieser Stein soll verwünscht sein; und die Leute sagen: öfters, besonders zwischen 11 bis 12 in der Nacht, zeigt sich ein weißes Fohlen, das immer um den Stein 'rumläuft. Und auf diesem Stein soll der Teufel Karten gespielt haben.

„Ich bin manch' liebes Mal da vorbeigegangen und hab' still gestanden und mir die Augen ausgekuckt nach dem weißen Fohlchen; aber was nicht gekommen ist, das ist mein Fohlchen gewesen. Ich sag' blos: solche ausgelog'nen Geschichten erzählt Mancher. Wer so Etwas geseh'n haben will, der lügt; anders ist's nicht. Ich bin doch auch ein End' in der Welt 'rumgekommen und Gott sei Dank alt geworden; mir ist aber nie im Leben ein Gespenst begegnet."

59.

Der Stein vor der Kirche in Schnellwalde.

Man sagt so von den Steinen: wo sie liegen, da liegen sie; aber das trifft nicht immer zu, denn es giebt Steine, mit denen es eine ganz besondere Bewandniß hat. Jener Stein vor der Kirche in Schnellwalde ist auch solch' einer. Er nimmt sich aus wie eine Figur; blos statt des Kopfes hat er ein großes Kaulchen, worin sich Wasser ansammelt. In früheren Zeiten hat man ihn oftmals wegschaffen wollen. Man hat ihn weit weg geschleppt; aber wer immer wiedergekommen ist, das ist mein Stein gewesen: immer ist er an seine alte Stelle gekommen.

60.

Das versteinerte Mädchen in der Kirche.

Da sollte mal ein Mädchen zur Kirche geh'n. Sie putzte sich dazu mit einem Tuch, das sich ihr aber garnicht nach Gefallen faltete; wie sie auch zog und zupfte, — das Tuch hing immer anders, als das Mädchen es wollte. Das dauerte der Mutter denn doch zu lange; und zuletzt riß ihr die Geduld. „Ich möcht' wünschen," sagte sie, „daß Du, wenn Du in die Kirche kommst — zu Stein wirst!"

Und richtig! Als das Mädchen endlich gegangen war und nun den rechten Fuß über die Kirchenschwelle gesetzt hatte, wurde sie zu Stein.

Aus dem Stein quellen immer einige Tropfen Wasser; und das sind die Thränen, die das arme Mädchen weint.

Man weiß nicht, in welcher Kirche der Stein steht; aber es spricht sich noch immer so 'rum. Die Geschichte muß vor langer, langer Zeit geschehen sein, denn seit Christi Geburt kann so Etwas nicht mehr vorkommen.

61.

Der Thränenstein in Hasenberg.*)

Im Hasenberger Garten steht ein Stein, der so aussieht, als könnte man Grütz' d'rin malen; er ist ziemlich groß und ein bischen behauen; und in der Mitte hat er eine Vertiefung, in der sich immer Wasser hält. Das sind aber Thränen, denn der Stein ist verwunschen.

Man hat ihn vielmals weggebracht: in die kathol'sche Kirche und auch in die Luther'sche Kirche; aber er ist immer wiedergekommen. Wenn man ihn am Abend fortgefahren hat, so ist er am Morgen wieder auf seiner alten Stelle im Garten gewesen; — und immer mit Thränen, immer mit Thränen. Weiß der liebe, allmächtige Gottchen, was der Stein zu bedeuten hat!

*) Hasenberg liegt freilich schon hinter Osterode.

62.

Der unterirdische Gang nach Auer.

Von den Karnitt'schen Gütern soll ein unterirdscher Gang durch den Abschkahrsee (Abschkehrsee, Abißgarsee) gehen und in den Auer'schen Wald führen. Da haben sie denn so ganz unbeobachtet hinter (unter) dem Wasser hin und hergehen können. Jetzt ist Nichts mehr davon zu merken. Aber es mögen ja auch wol an tausend Jahre und mehr seitdem vergangen sein.

63.

Der unterirdische Gang zwischen Preuß. Mark und Saalfeld.

Von Preuß. Mark führt ein unterirdischer Gang nach Saalfeld. Er fängt beim alten Thurm (der einstigen Ordensburg) in Preuß. Mark an. Mancher soll probirt haben, wie er in den Gang kommen könne; aber es ist ihm nicht geglückt.

„Vom Schloß ist nicht mehr viel zu sehen; wenn es nicht in den Freiheitskriegen zerstört ist, dann mag das ja wol schon in den Schwedenkriegen geschehen sein. Es ist bald kein Stein auf dem andern geblieben. Und nun ist der Anfang vom unterirdischen Gang nicht zu finden."

64.

Ulespiegel in der Wiege.

Als der Ulespiegel noch in der Wiege lag, kam mal ein Mann und fragte die Leute: wo der kürzeste Weg ging nach einer Stadt, oder ich weiß nicht, wohin. Aber noch ehe die Leute antworten konnten, rief der kleine Ulespiegel: „Man ja nicht den Richtweg! — Wenn Ihr den Richtweg wählt, kommt Ihr eine Stund' zu spät." — Der Ulespiegel wußte nämlich schon im Voraus, daß der Mann, wenn er den Richtweg wählen würde, in einen Graben fallen und sich auf diese Art verspäten müßte. Sonst wäre der Richtweg der kürzeste Weg gewesen.

65.

Wie Ulespiegel Wasser holte.

Ulespiegel wurde mal von seiner Mutter nach Wasser geschickt. Da nahm er ein Sieb und blieb gleich sieben Jahre in Eins weg. Endlich kam er nach Hause. Aber bevor er in's Haus trat, fiel er hin und zerbrach, was er in den Händen gehalten hatte. „Na ja," sagte er, „geschwind gespu't ist niemals gut."

66.

Ulespiegel als Lehrling.

Ulespiegel sollte das Schneiderhandwerk erlernen. Schön! er ging also zu einem Schneider in die Lehre. Eines Abends sagte der Meister: „Sieh' mal, dieser Rock ist beinahe fertig! Es fehlen blos noch die Aermel. Du kannst ein bischen bis in die Nacht aufbleiben und die Aermel 'reinwerfen!" Der Meister ging schlafen; und währenddem er schlief, warf der Ulespiegel die Aermel immer nach dem Rock. Als der Schneider am Morgen aufstand und den noch nicht fertigen Rock sah, wurde er ärgerlich und stellte den Ulespiegel zur Rede. „Na, Meister!" sagte der, „Ihr habt mir doch selber gesagt: ich sollte die Aermel 'reinwerfen! Ich hab' die ganze Nacht die Aermel nach dem Rock geworfen; aber sie sind nicht d'rin geblieben."

67.

Ulespiegel und die Schneider.

Der Ulespiegel war ein recht nas'weiser Mensch und dachte sich manchen Spaß aus. So hat er auch einmal bekannt gemacht: alle Schneider möchten zu ihm kommen! er wolle ihnen einen guten Rath geben. Da sind alle Schneider von weit und breit hinzugekommen. „Vergeßt doch man ja nicht, einen Knoten in den Faden zu machen!" sagte der Ulespiegel. „Ohne Knoten möchte Euch kein Stich halten." Das war Alles.

68.

Die Untererdchen bei Sassen.

Es soll noch nicht gar zu lang' her sein, da ließen sich bei Sassen zwei Unterirdchen sehen, ein Marjellchen und ein Jungchen. Die kamen immer auf derselben Stelle zum Vorschein. Viele Leute sollen sie gesehen haben. Die Unterirdchen haben dann mitten auf dem Wege gespielt. Vielleicht sind sie nun nicht mehr zu spüren.

69.

Der Alf bei Venedien.

Bei Venedien hat sich früher ein Alf herumgetrieben; ganz alte Leute können sich noch erinnern, daß ihnen das in der Jugend schon erzählt worden ist.

Da ist mal ein Mann bei Regenwetter in den Vened'schen Wald gegangen. Es ist beinahe dunkel gewesen, und der Regen hat garnicht aufhören wollen. Mit Eins hat der Mann auf einem Stobben solchen griesen Vogel sitzen geseh'n. Mein Gott! der Vogel hat ihn so erbärmlich angeseh'n. „Na, denn komm'!" hat der Mann gedacht und hat ihn mit nach Hause genommen. „Was bringst Du da für'n Vogel an?" hat ihn seine Frau gefragt. Und da hat der Mann ihr Alles erzählt. Das war nun ganz schön; und mein Vogel blieb in der Stube. Am andern Morgen liegt 'ne Metz' Weizen da. Aber wo kam doch der Weizen her? „Hör' mal," sagt die Frau, „das ist mir doch sehr verwunderlich!" Der Mann meinte: am Ende hätte der Vogel den Weizen herbeigeschafft. „Erbarm' Dich," rief die Frau, „nimm auf der Stell' den Vogel und trag' ihn hin, wo Du ihn gefunden hast!" Das that der Mann auch. Aber als er den Vogel wieder auf den Stobben setzte, kratzte ihm das Thier so über's Gesicht, daß die Stücke nur so 'runterhingen. Das war gewiß deshalb, weil der Alf so gern in jenem Hauf' geblieben wäre.

70.

Ewig dauert lang'.

In früheren Zeiten wandelte der liebe Gott auf Erden und besuchte die Menschen und fragte sie: was sie sich wünschten. Und dann sagten ihm die Menschen, was sie sich wünschten; und das ging dann in Erfüllung. So kam der liebe Gott auch mal zu einem Fräulein und fragte sie: was sie sich wünschte. Und das Fräulein sagte: „Ich wünsch' mir das ewige Leben." — „Gut!" sagte der liebe Gott; das sollte sie haben. So lebt' denn jenes Fräulein immerzu, immerzu; zuletzt war sie blos noch ein kleiner Schatten. Da konnten die Leute es nicht mehr mitanseh'n; sie nahmen das Fräulein und setzten sie in ein Wandkorbchen. Und da d'rin saß sie und saß; und jeden Tag bekam sie nur ein Löffelchen voll Essen. Dann und wann steckt' sie den Kopf aus dem Wandkorbchen und sagte: „Ewig dauert lang'."

Hier könnten sich einige im **„ersten Theil"** enthaltene kleine Erzählungen, die dort als Beispiele für den Aberglauben angeführt worden sind, anreihen!

Märchen.

1.

Vom Katzchen und Katerchen, die auf die Nüsse gingen. I.

Es waren mal ein Katzchen und ein Katerchen; die gingen mit einander auf die Nüsse; sie schüttelten an den Nußsträuchen, und das Katerchen klettert' hinauf und schüttelt' auch von oben, und das Katzchen hielt das Schürzchen auf und sammelte.

Mit Eins sucht' sich das Katerchen so einen großen, dünnen Strauch aus, gerade den allerhöchsten, und klettert' da hinauf. „Ach Gott, liebes Katerchen," bat das Katzchen, „ich bitt' Dich von Herzen: klett're nicht auf die Spitze! die ist so dünn, und Du wirst gewiß herunterfallen. Ach Gott, liebes Katerchen, erbarm' Dich doch und komm' herunter! Ich bin so in Angst! Und Du weißt doch, ich hab' Dich so lieb; und es wär' doch ein großes Unglück für mich, wenn Du herunterfielst und Dir einen Schaden zuzogst!"

Aber das Katerchen hörte nicht; es klettert' immer höher und bis in die Spitze; — da brach die Spitze ab, und mein Katerchen fiel herunter, so daß es gleich auf der Stelle mausetodt war.

Nun jammerte mein Katzchen über alle Maßen und wollte sich garnicht trösten. Und dann rief es sein Kammermädchen, die Kitze hieß, und sagt' ihr: sie solle ihr helfen, den todten Herrn Kater in's Haus und in die Kammer zu bringen! Und als das geschehen war, legten das Katzchen und sein Mädchen den todten Herrn Kater auf einen schwarzen Tisch, und die arme Frau setzt' sich daneben und weinte Tag und Nacht und war sehr unglücklich.

Das Mädchen fegte immer die Stuben und sprang dabei sehr fröhlich 'rum, denn sie hatte einen heitern Sinn. Und als sie auch mal so beim Reinmachen und Staubwischen war, klopfte es an die Hausthür. Sie lief rasch hin und sah nach, wer da klopfte.

Ei, da stand so'n schöner Kater, so ein feiner Herr! Er hatte einen schwarzen Rock an und Glaçeehandschuhe an den Händen und machte ein sehr ehrerbietiges Gesicht. „Guten Tag, Jungfer Kitze," sagte er, „ist die Frau Katze zu Hause?"

„Meine Frau ist in der Kammer,
„Treibt großen Jammer,
„Ihre Augchen sind roth, —
„Der alte Herr Miesekater ist todt."

„Fragen Sie, ob sie mich zum Manne haben will!" sagte der feine Herr.

Hopsa heißa nach der Kammer! „Frau, da ist ein neuer Mann!"

„Was hat er für einen Rock an?"

„Einen schwarzen."

„Ach nein, den will ich nicht!" sagte das Katzchen und weinte weiter.

So mußte der feine Freier abgehen. Aber es dauerte nicht lange, so kam ein anderer. Das Mädchen sprang g'rad' beim Reinmachen in der Stube 'rum und war sehr fröhlich, — da klopfte es wieder an die Hausthür. Sie lief rasch hin und sah nach, wer da klopfte.

Ei, da stand ein noch schönerer Kater, als der vorige; dieser hatte sich ganz zum Herrn gemacht, denn er hatte einen Cylinderhut aufgesetzt; und sein Rock war bunt, so weiß und schwarz gefleckt. Er machte einen Diener nach dem andern und fragte: „Guten Tag, Jungfer Kitze, ist die Frau Katze zu Hause?"

„Meine Frau ist in der Kammer,
„Treibt großen Jammer,
„Ihre Augchen sind roth, —
„Der alte Herr Miesekater ist todt."

„Fragen Sie, ob sie mich zum Manne haben will!" sagte der feine Herr.

Hopsa heißa nach der Kammer! „Frau da ist ein neuer Mann!"

„Was hat er für einen Rock an?"

„Einen bunten."

„Ach nein, den will ich nicht!" sagte das Katzchen und weinte weiter.

So mußte denn auch dieser feine Freier abgehen. Aber es dauerte nicht lange, so kam ein anderer. Das Mädchen wischte g'rad' Staub und sprang dabei vergnügt hin und her, — da klopfte es wieder an die Hausthür. Sie lief rasch hin und sah nach, wer da klopfte.

Ei, da stand der schönste Kater, der je auf der Welt gewesen. Sein Rock war roth, und sein ganzes Ansehen war das eines feinen Herrn, aber sehr, sehr fein! Und er machte ein ernstes Gesicht und sagte: „Guten Tag, Jungfer Kitze, ist die Frau Katze zu Hause?"

„Meine Frau ist in der Kammer,
„Treibt großen Jammer,
„Ihre Augchen sind roth, —
„Der alte Herr Miesekater ist todt."

„Fragen Sie, ob sie mich zum Manne haben will!" sagte der feine Herr.

Hopsa heißa nach der Kammer! „Frau, da ist ein neuer Mann!"

„Was hat er für einen Rock an?"

„Einen rothen."

„Ach, liebes Kitzchen," sagte die Frau und sprang in die Höhe, „den will ich haben! das ist der Richtige! Komm', mach' rasch das Fenster auf und pack' den alten Kater, damit Du mir hilfst, ihn hinauszuwerfen! — er riecht mir schon zu schlecht."

Das Mädchen riß das Fenster auf, und Beide packten den todten Kater und warfen ihn auf die Straße.

Nun dauerte es auch garnicht lange, bis die Hochzeit gefeiert wurde. Mich hatte sie auch eingeladen, und ich mußte für die Zeit eine Katze sein. Da saßen nun alle Katzen aus der ganzen Nachbarschaft und aßen und tranken. Es gab Mausebraten und noch and're Gerichte; und Alles war sehr großartig; und schöne Katzenmusik war auch da.

Als ich nach Hause geh'n wollte, schenkte man mir eine Haube von Butter, ein Kleid von Papier und gläserne Schuhe. Ich war

aber kaum ein End' gegangen, — da schmolz mir die Sonne die Haube entzwei; und bald darauf fiel ein Platzregen, so daß mein papier'nes Kleid ganz und gar in Stücke ging; als ich aber noch weiter ging, kam ich an einen Steinhaufen, und — klirr! da waren meine Schuhe in Scherben. Jetzt sitze ich da und erzähle Euch das.

2.

Vom Katzchen und Katerchen, die auf die Nüsse gingen. II.

Ein Katzchen und ein Katerchen gingen mal auf die Nüsse. Da waren wol viele Sträuche, aber ein Strauch war ganz besonders hoch, und das Katerchen sagte: „Katzchen, Du hast kleinere Füße und bist leichter; klett're Du hinauf!" — „O nein!" sagte das Katzchen; „Katerchen, Du hast große Füße; Du kannst Dich besser festhalten; klett're Du hinauf!" Und so stritten sie sich hin und her, bis endlich das Katerchen sagte: „Gut! denn geh' ich 'rauf!" Und damit ging es auf den hohen Strauch und bis in die oberste Spitze; — aber die brach ab, und mein Katerchen fiel so herunter, daß es gleich an der Seit' (todt) war und sich nicht mehr rühren konnte.

Jetzt weinte das Katzchen, was es konnte. Es ließ sein liebes Katerchen in's Haus tragen und in die Kammer legen und setzte sich dann neben den todten Kater und weinte immerzu.

Mit Eins klopfte es an die Thür. Da rief das Katzchen seiner Köchin zu; sie möchte doch mal nachsehen, wer da klopfe!

Und sieh! da stand ein Fuchs vor'm Hause; der fragte nach der Frau Kätzin.

Die Köchin sagte:

„Die sitzt in der Kammer,
„Treibt großen Jammer, —
„Ihr lieber Herz-Kater ist todt."

„Fragen Sie, ob sie vielleicht mich zum Manne nehmen will!"

Die Köchin meldete das ihrer Frau; als die aber hörte, daß es ein Fuchs war, sagte sie: „Lass' er geh'n, der Langschwanz! der

Gänsefresser! — ist nicht so wie mein sel'ger Mann, — bracht' mir manchmal 'ne fette Maus."

Nun dauerte es nicht lange, — da kam ein Bär an. Als er anklopfte, rief die Frau der Köchin zu: sie möchte doch mal nachsehen, wer da klopfe!

Und als die Köchin die Hausthür aufmachte, fragte der Bär nach der Frau Kätzin.

Die Köchin sagte:

„Die sitzt in der Kammer,
„Treibt großen Jammer, —
„Ihr lieber Herz-Kater ist todt."

„Fragen Sie, ob sie vielleicht mich zum Manne nehmen will!"

Die Köchin meldete das ihrer Frau; als die aber hörte, daß es ein Bär war, sagte sie: „Laß' er geh'n, der Patschfuß! der Pferdefresser! — ist nicht so wie mein sel'ger Mann, — bracht' mir manchmal 'ne fette Maus."

Bald darauf klopfte es zum drittenmale, und diesmal war es ein Kater. Die Frau sagte der Köchin: sie möchte doch mal nachsehen, wer da klopfe!

Und als die Köchin die Hausthür aufmachte, fragte der Kater nach der Frau Kätzin.

Die Köchin sagte:

„Die sitzt in der Kammer,
„Treibt großen Jammer, —
„Ihr lieber Herz-Kater ist todt."

„Fragen Sie, ob sie vielleicht mich zum Manne nehmen will!"

Die Köchin meldete das ihrer Frau; sofort rief die: „Lass' er 'reinkommen'!"

Und dann befahl sie:

„Köchin, kehr' aus, feg' aus,
„Wirf den todten Kater zum Fenster hinaus!"

3.

Der beglückte Ritter.

Eigentlich war es ein verkleideter Ritter, aber Gott hat ihm so geholfen, daß er nur immer der beglückte Ritter hieß; und so heißt auch die ganze Geschichte; die aber kam so:

In England war lange Zeit die Mode, daß Edelleute einen Ritter mit Rüstung und Pferd stellen mußten, sobald Krieg angesagt war. Und nun ging wieder die Rede davon; und ein Edelmann, der dort wohnte, hätte gar zu gern einen Ritter ausgerüstet; aber er besaß nur drei Töchter und keinen Sohn.

Als nun Alle rüsteten, lag die älteste Tochter ihrem Vater zu Dach (verlangte dringend): er solle sie verkleiden und in den Krieg ziehen lassen. Zuerst wollte der Edelmann nicht; aber das Fräulein blieb bei ihrem Wunsch'; und so wurde ihr denn eine schöne, feine Montirung und ein schönes, theures Pferd gegeben. Und als Alles beisammen war, ritt sie ab.

Wie sie ein Ende geritten war, traf sie einen alten Schäfer.

„Guten Tag, alter Schäfer!"

„Guten Tag, edler Ritter!"

„Was machet Ihr da?"

„Ich bin so traurig; alle meine Schafe sind in den Graben gegangen und können nicht wieder heraus."

„Warum hütet Ihr nicht besser?" rief das Fräulein und sprengte davon.

„Reit' Du nur hin, Du Verkleid'ter!" schrie der Schäfer ihr nach.

„Nun, wenn mich schon der Schäfer hier erkennt," sagte das Fräulein, „dann lohnt's garnicht, dorthin zu reiten." Und damit kehrte sie nach Hause zurück.

Jetzt bonschelte (bat) und pracherte (bettelte) das zweite Fräulein: der Vater solle sie verkleiden und in den Krieg ziehen lassen.

„Daraus wird Nichts!" sagte der Vater. Aber das Fräulein blieb bei ihrem Stück; und so bekam sie denn auch eine schöne feine Montirung und ein schönes, theures Pferd. Und als Alles beisammen war, ritt sie ab.

Wie sie ein Ende geritten war, traf sie den alten Schäfer.

„Guten Tag, alter Schäfer!"

„Guten Tag, edler Ritter!"

„Was machet Ihr da?"

„Ich bin so traurig; alle meine Schafe sind in den Graben gegangen und können nicht wieder heraus."

„Warum hütet Ihr nicht besser?" rief das Fräulein und sprengte davon.

„Reit' Du nur hin, Du Verkleid'ter!" schrie der Schäfer ihr nach.

„Nun, wenn mich schon der Schäfer hier erkennt," sagte das Fräulein, „dann lohnt's garnicht, dorthin zu reiten." Und damit kehrte sie nach Hause zurück.

Jetzt kam die jüngste Tochter und bat vor Gott und nach Gott: der Vater möge sie verkleiden und in den Krieg ziehen lassen.

„Meine Tochter," sagte der Edelmann, „ich hab' keine Lust dazu. Schlag' Dir solche Gedanken aus dem Kopf!" Aber sie blieb dabei: sie wolle in den Krieg ziehen. Da gab ihr der Vater eine ganz schlechte Rüstung und ein ganz erbärmliches Pferd. Sie aber ritt fröhlich ab.

Wie sie ein Ende geritten war, traf sie den alten Schäfer.

„Guten Tag, alter Schäfer!"

„Guten Tag, edler Ritter!"

„Was machet Ihr da?"

„Ich bin so traurig; alle meine Schafe sind in den Graben gegangen und können nicht wieder heraus."

„Warum nicht?"

„Ich bin alt und kann sie nicht mehr zwingen."

„Aber ich bin noch jung, und mit meiner Kraft will ich sie Euch schon wieder herausschaffen!"

Nun stieg der Ritter vom Pferde und ging zu den Schafen; doch sobald er ein Thier herausziehen wollte, sprang es schon ganz von selbst aus dem Graben. Als Alle draußen waren, sagte er: „Seht, ich habe sie Euch gerettet!"

„Ja," sagte der Schäfer, „dafür soll Dir auch Dein Lohn zu Theil werden! Du willst in den Krieg, hast aber eine schlechte Rüstung; das soll anders werden!" Und damit stampfte er auf die Erde und rief:

„Kiste, scheer' Dich her
„Mit allen Kleidern und Gewehr!"

Da stieg aus der Erde eine große Kiste, und in der lag die allerschönste Rüstung; und der Schäfer gab die Rüstung dem Ritter. Dann stampfte er wieder auf die Erde und rief:

„Breilein, scheer' Dich her
„Mit allem Reitzeug und Gewehr!"

Da stieg aus der Erde ein wunderschönes Pferd; das hieß

Breilein und trug das allerfeinste Reitzeug. Der Schäfer übergab es dem Ritter und sagte: „Alles, was Du vornimmst, besprich erst mit Breilein! — das wird Dir immer guten Rath geben.“

So war denn der Ritter schön ausgerüstet und ritt weiter und kam denn endlich dort an, wo Alle sich versammeln sollten. Der Kaiser — oder es mag auch ein König gewesen sein — wirthschaftete mit seiner Schwester; und die bekam bald ein Auge auf den beglückten Ritter. Mit dem Krieg zog sich's in die Länge; zuletzt wurde er abgesagt. Und nun sollten alle Ritter nach Hause geschickt werden.

Jene Schwester aber dachte sich etwas Besonderes aus — des beglückten Ritters wegen. Sie sagte: sie wolle vorher eine Probe von der Geschicklichkeit der Ritter haben; sie wolle wissen, wer am besten fechten könne. Ihr Bruder hatte Nichts dagegen; und es wurde Alles angeordnet, wie die Prinzessin es wünschte.

Sie ging dann mit dem Kaiser nach oben auf's Schloß und sah zu, wie die Ritter unten vorbei ritten. Jedem warf sie einen Apfel hinunter; der mußte im vollsten Carrière in der Luft in zwei Stücke gespalten werden. Ja, das war keine Kleinigkeit; es wollte Niemand gelingen. Nur der beglückte Ritter konnte das zu Wege (fertig) bekommen. Aber nicht genug, daß er den Apfel in zwei Stücke schlug; nein! er schlug jedes Stück gleich noch einmal in zwei gleiche Theile. Die Prinzessin war sehr erstaunt über dieses Kunststück und bekam nun noch mehr Appetit zu dem beglückten Ritter. Der aber sah garnicht nach ihr hin. Das erboßte die Prinzessin über die Maßen; und sie besann sich, wie sie ihn verderben könne.

Zwischen England und Rußland war unlängst ein großer Krieg gewesen. England hatte verspielt, und Rußland hatte ihm den ganzen Schatz weggenommen. Jetzt redete die Prinzessin ihrem Bruder zu: er solle von dem beglückten Ritter verlangen, daß derselbe ihm den Schatz zurückhole. Sie redete so lange auf den Kaiser ein und stellte ihm die Sache von allen Seiten vor, bis der Kaiser sagte: „Schön! ruft mir jenen Ritter her!“ Und als der ankam, fragte der Kaiser: ob er sich die Arbeit übernehmen könne.

„Warum nicht?“ sagte der beglückte Ritter. „Aber ich muß eine kleine Stunde Bedenkzeit haben!“

„Die sollst Du haben!“ sagte der Kaiser. Und danach ging der Ritter zu seinem Breilein.

Die Beiden besprachen sich nun miteinander. „Nimm den Auftrag an!“ sagte das Breilein. „Aber nimm kein Militair mit! Sie werden Dir wol welches anbieten; Du aber sag': Du brauchtest kein's!“

Nun ging der beglückte Ritter zum Kaiser und meldete, daß er bereit wäre, den Schatz zu holen.

Na, er möchte doch Militair mitnehmen!

O nein, er dankt' schön; er braucht' kein's.

Damit war die Sache abgemacht, und mein beglückter Ritter ritt nun ab.

Wie er ein Ende geritten war, sah er einen Mann; der saß am Wege und aß eine große Menge hausbackenes Brod. „Guten Tag!“ sagte das verkleidete Fräulein.

„Guten Tag, edler Ritter!“

„Was machet Ihr da?“

„Ich esse.“

„Eßt Ihr immer so viel?“

„Manchmal weniger, manchmal mehr; wie's trifft; oder wie ich will.“

Da sagte das Breilein: „Sorg' dafür, daß wir den Mann mitbekommen! Der kann uns von Nutzen sein.“

„Wollt Ihr mitkommen?“ fragte der beglückte Ritter. „Ihr könnt Euer Brod leichter verdienen, als hier.“

Da stand der Mann, der Vielfraß hieß, auf und ging mit.

Als sie ein Ende weit gekommen waren, sahen sie einen Mann, der sich die Füße zusammenband. „Herr Jes!“ sagte der beglückte Ritter und ritt näher heran. „Guten Tag!“

„Guten Tag, edler Ritter!“

„Was machet Ihr da?“

„Ich binde mir die Füße zusammen.“

„Das seh' ich. Aber warum thut Ihr das?“

„Ja, wenn ich das nicht thue, laufe ich zu schnell; dann laufe ich den Hasen und Rehen vorbei. Und es ist doch mein Gewerbe, daß ich das Wild greife; ich ernähr' mich davon.“

Da sagte das Breilein wieder: „Sorg' dafür, daß wir den Mann mitbekommen! Der kann uns von Nutzen sein.“

„Ich habe schon einen so künstlichen Mann,“ sagte der beglückte Ritter, „und ich möchte Euch auch mitnehmen. Ihr könnt Euer Brod leichter verdienen, als hier.“

„O ja, ich komm' mit!“ sagte der Mann, stand auf und folgte den Andern. Sein Name aber war Schnellläufer, denn er konnte ungeheuer laufen.

Nun nach einem Weilchen trafen sie wieder einen Mann, der warf sich gerade ein großes Tau über die Schulter und befestigte das Ende an einem Baum.

„Guten Tag!“ sagte der beglückte Ritter, der dem Mann' zusah, was er eigentlich unternehmen möchte.

„Guten Tag, edler Ritter!“

„Was machet Ihr da?“

„Mein Gott,“ sagte der Mann, „ich zieh' mir blos so'n kleines Stämmchen aus, um es in die Stadt zu tragen. Ich ernähr' mich so vom Holzverkauf.“

„Das ist ja kein Stämmchen; das ist ja ein großer Baum.“

„Für mich ist es nur ein Stämmchen. Ich heiß' Marksbein und hab' eine große Kraft in den Gliedern.“

Da sagte das Breilein wieder: „Sorg' dafür, daß wir den Mann mitbekommen! Der kann uns von Nutzen sein.“

„Ich habe schon zwei so künstliche Männer,“ sagte der beglückte Ritter, „und ich möchte Euch auch mitnehmen. Ihr könnt Euer Brod leichter verdienen, als hier.“

„Schön!“ sagte der Mann; „mir soll's recht sein.“ Und damit ließ er seine Arbeit im Stich und folgte den Andern.

Wieder ein Endchen weiter trafen sie einen Mann, der das Gewehr angelegt hatte, aber nicht abschoß. „Guten Tag!“ sagte der beglückte Ritter und ritt dicht neben den Mann hin.

„Guten Tag, edler Ritter!“

„Was machet Ihr da?“

„Ja, ich ziel' und ziel',“ sagte der Mann, „aber ich kann nicht abschießen. Fünf Viertel Weg's (fünfviertel Meilen) von hier steht das Wild; aber vor ihm ist ein kleines Ästchen; das hindert mich am Treffen. Ich heiß' Scharfschütz und ernähr' mich davon, daß ich das Wild schieße und verkaufe.“

Da sagte das Breilein wieder: „Sorg' dafür, daß wir den Mann mitbekommen! Der kann uns von Nutzen sein.“

„Hört mal,“ sagte der beglückte Ritter, „ich habe nun schon drei solche künstliche Männer; ich möchte Euch auch mitnehmen. Ihr könnt Euer Brod leichter verdienen, als hier.“

Da ging auch dieser Mann mit.

Nicht lange darauf trafen sie wieder einen Mann; der lag an einem Teich und schlurpste (schlürfte) das Wasser. „Guten Tag!“ sagte der beglückte Ritter und sah Jenem zu.

„Guten Tag, edler Ritter!“

„Was machet Ihr da?“

„Ich schlurps' den Teich aus.“

„Warum thut Ihr das?“

„Damit ich mir nachher die größten Fische aussuchen kann.“

Da sagte das Breilein wieder: „Sorg' dafür, daß wir den Mann mitbekommen! Der kann uns von Nutzen sein.“

„Wollt Ihr mitkommen?“ fragte der beglückte Ritter. „Ich habe nun schon vier so künstliche Männer; ich möchte Euch auch mitnehmen. Ihr könnt Euer Brod leichter verdienen, als hier.“

„Meinetwegen!“ sagte der Mann, der Saufaus hieß, stand auf und ging mit.

Nun waren schon recht Viele zusammen; aber es dauerte nicht lange, so trafen sie wieder einen Mann; der hatte sich auf die Erde gelegt und that, als ob er horchte. Der Ritter ritt hin. „Guten Tag!“

„Guten Tag, edler Ritter!“

„Was machet Ihr da?“

„Ich horche.“

„Auf was?“

„Wie die guten Kräuter wachsen. Die samm'le ich und bringe sie dann in die Apotheke. Das ist so mein Gewerbe, und ich ernähr' mich damit.“

Da sagte das Breilein wieder: „Sorg' dafür, daß wir den Mann mitbekommen! Der kann uns von Nutzen sein.“

„Nun habe ich schon fünf so künstliche Männer,“ sagte der beglückte Ritter, „und ich möchte Euch auch mitnehmen. Ihr könnt Euer Brod leichter verdienen, als hier.“

Da stand der Mann, der Feinohr hieß, auf und ging mit den Andern.

Sie wanderten wieder ein Ende, und dann trafen sie aber-

mals einen Mann; der stand auf einem Berge und pustete, als ob ihm die Lungen platzen sollten. Der beglückte Ritter ritt hin: „Guten Tag!“

„Guten Tag, edler Ritter!“

„Was machet Ihr da?“

„Ich treibe die Windmühlen in der ganzen Umgegend. Das ist so mein Gewerbe, und ich ernähr' mich damit.“

Da sagte das Vreilein wieder: „Sorg' dafür, daß wir den Mann mitbekommen! Der kann uns von Nutzen sein.“

„Hört,“ sagte der beglückte Ritter, „ich habe nun schon sechs so künstliche Männer, und ich möchte Euch auch mitnehmen. Ihr könnt Euer Brod leichter verdienen, als hier.“

„'s ist möglich!“ sagte der Mann, der Puster hieß, kam den Berg herunter und ging mit den Andern.

Jetzt war eine ganze Schaar zusammen, und das war gut, denn sie waren nun in Rußland, und der beglückte Ritter mußte sich beim Kaiser dort melden lassen.

Der russische Kaiser fragte den Ritter: was sein Begehr sei? — Und der sagte: er wolle den Schatz von England zurückholen; der Kaiser möchte ihn gefälligst ausliefern!

„Das ist gerade so unmöglich,“ sagte der Kaiser, „wie es unmöglich ist, daß ein einziger Mensch alles Brod, das in dieser Stadt auf einmal gebacken wird, auf einmal aufessen könnte.“

„Wenn's weiter Nichts ist,“ sagte der beglückte Ritter, „dann läßt sich schon fertig werden.“

Na, ob er solch' einen Mann kannte?

O ja, er könnt' solchen Mann beschaffen!

Na, dann wär' ja gut, und er könnte probiren.

Jetzt wurde Auftrag gegeben, daß alle Bäcker in der Stadt Brod backen sollten, aber so hartes, als irgend möglich wär'. Und als alles Brod aus dem Ofen war, wurde es auf dem Marktplatz aufgestapelt. Und alles Volk wartete nun auf das, was geschehen sollte.

„Brüder, kommt mit und seht mir zu!“ sagte der Vielfraß zu seinen Kameraden und ging auf den Markt, fing an zu essen und verputzte in einer halben Stunde Alles, was da war. Darüber mußte sich nun Jeder verwundern.

„Ach was," sagte der Kaiser, „alle guten Dinge sind drei; und wenn Ihr den Schatz haben wollt, müßt Ihr drei schwere Proben durchmachen; anders lass' ich nicht mit mir reden. Zuerst möchte ich wissen, ob Ihr's möglich machen könntet, daß ein Mann alles Getränk, das sich in der Stadt vorfinden mag, austrinken möchte, — aber auf einmal und in kurzer Zeit."

„Warum nicht?" sagte der beglückte Ritter; „solch' Mann soll bald beschafft sein." Und damit ging er hin und holte den Saufaus.

In der Stadt aber wurde alles Getränk zusammengeschleppt, und man wartete auf dem Marktplatz auf den angemeldeten Mann. Der kam und schlurpst' und schlurpst' bis Nichts mehr da war; dann ging er an die Brunnen und Pumpen und trank nach Möglichkeit, so daß ein großer Skandal entstand, und er endlich mit Trinken aufhören mußte, weil sonst kein Wasser mehr in der Stadt gewesen wäre.

„Na," sagte der Kaiser, „ich hätte mir das nicht träumen lassen; aber vielleicht verliert Ihr bei der dritten Probe."

Er hatte eine Tochter, die ungeheuer schnell laufen konnte; noch hatte Niemand diese Schnellläuferin übertroffen. Darum sagte der Kaiser: der beglückte Ritter bekäme erst dann den Schatz, wenn er einen Mann beschaffen könne, der mit der Prinzessin um die Wette nach einer goldenen Scheibe lief.

Schön! er hätte solchen Mann; und damit gab er seinem Schnellläufer Auftrag.

Es wurde alles angeordnet; und nun ging's los. Die Prinzessin lief, was sie konnte; aber mein Schnellläufer war doch noch flinker, denn er hatte die Füße frei. Er sprang immer hin und zurück auf dem Wege und dachte: wenn die Prinzessin nahe an der Scheibe sein würde, dann wär' es ihm eine Kleinigkeit, ihr doch noch zuvorzukommen. Davon wurde er aber so müde und matt, daß er sich an den Weg setzte und einschlief.

Weiß Gott, wie's kam, — aber dem beglückten Ritter wurde so unruhig zu Muth'; und er besprach sich mit seinen andern sechs Männern darüber. Da legte sich der Feinohr an die Erde und horchte. „Ach," rief er, „der Schnellläufer ist eingeschlafen."

Nun gerieth der beglückte Ritter in große Besorgniß; doch der Scharfschütz schoß einen Pfeil auf den Schnellläufer ab und traf

denselben am Ohr. Die Prinzessin war schon dicht an der Scheibe; aber der Schnellläufer, der rasch aufgesprungen war, kam ihr doch zuvor.

„Ja," sagte der Kaiser, „ich sehe ein, daß Ihr den Schatz haben müßt; aber ich erlaube Euch nur so viel davon, als ein einziger Mann tragen kann."

Jetzt mußte der Marksbein an die Reihe kommen. Der ließ sich aber erst einen fürchterlich großen, ledernen Beutel in der Stadt nähen. Danach ging er in das Haus, wo der Schatz verwahrt war, und sackte Alles ein. Es muß da auch ein Wagen gewesen sein, vielleicht einer von Gold, denn, als der Marksbein abgehen wollte, steckte eine Deichsel aus dem Schatz heraus, und die war so unbequem, daß der Marksbein sie abbrechen und wegwerfen mußte. Soweit war Alles gut; aber wie sollte das große Pack durch die Thür kommen? Der Marksbein besah sich die Wand, und dann ging er doch durch die Thür, wobei er gleich das ganze Gerüst mitnahm. Jetzt konnte der beglückte Ritter abziehen.

Dem Kaiser von Rußland ließ es aber keine Ruhe. Er gab sofort Befehl, daß ein Regiment Husaren Jenen nachsetzen und ihnen den Schatz wieder abnehmen sollte. Und die Husaren setzten sich in den Trab.

Mein beglückter Ritter jagt' nun heidi nach England; aber unterwegs sagte der Feinohr: „Ich höre Feinde." Da wurden Alle bestürzt. „Hört mal," sagte der Puster, „Ihr Alle habt Euer Theil gethan; nun komme ich an die Reihe. Reitet nur ruhig weiter! Ich will die Feinde aufhalten."

Er stellte sich nun auf eine Brücke, die über einen breiten Strom führte, und pustete dem ersten Husaren, der herüberwollte, so in's Gesicht, daß dem Hören und Sehen verging. Und so allen Andern. Ach, du mein Gottchen! die schossen Kopfskegel über die Brücke, und es war ein solches Patschen und Matschen im Wasser, daß zuletzt blos noch ein einziger Klumpen zu sehen war.

Als immer mehr Zeit verging und die Husaren immer noch nicht nach Hause kommen wollten, wurde dem russischen Kaiser doch allerhand zu Muth', und er schickte Boten aus, die sich über das Regiment erkundigen sollten. Die Boten kamen bald zurück und meldeten, wie heillos schlecht es den Husaren gegangen wäre. „Ich

will mich d'rein ergeben!" sagte der Kaiser. „Es war doch unrecht Gut."

Nun dauerte es nicht mehr lange, bis der beglückte Ritter zum englischen Kaiser kam. Der belobte ihn über alle Maaßen und sagte: „Du hast Deine Sach' gut gemacht." Jene Prinzessin war auch sehr verwundert und verliebte sich gleich noch mehr in den beglückten Ritter. Als sie aber merkte, daß es dem garnicht einfiel, nach ihr hinzusehen, besann sie sich, wie sie ihn ganz und gar verderben könnte, und meldete ihrem Bruder: der beglückte Ritter müßte aufgehängt werden, denn er hätte um sie gefreit.

Wie es bekannt wurde, quiekten und schrieen alle Leute. Ja, mein Gott, der Befehl mußte vollzogen werden; da half Nichts. Dem beglückten Ritter wurde sehr schlecht zu Muth', und er klagte seinem Vreilein, was ihn quälte. „Sei still!" sagte das Vreilein. „Es wird sich schon ein Ausweg finden lassen. Warte nur, bis Du auf dem Richtplatz stehst! — dort kannst Du Alles bekennen!"

Als der Richtplatz in Ordnung war, versammelte sich alles Volk, um zuzusehen. Und der Kaiser und seine Schwester setzten sich auch da hin, um zuzusehen. Und jetzt sollte es los geh'n. Aber jeder Sünder hat bei solcher Gelegenheit das Recht, noch einen Wunsch zu sagen; und darum bat der beglückte Ritter: es möchte ihm auch gewährt sein. Ja, es wurde ihm gewährt. Da sagte er, daß er ein Mädchen sei, und daß die ganze Geschichte, die die Prinzessin erzählt hatte, gelogen wäre.

Als die Prinzessin dieses hörte, sprang sie auf und jagte im Galopp nach Hause. Und dort trank sie so viel Gift, bis sie aufplatzte.

Nun nahm der Kaiser das Fräulein in seine Arme und sagte: „Du sollst meine Gemahlin werden!"

Und bald darauf wurde eine große Hochzeit ausgerichtet; und der alte Edelmann freute sich nicht wenig.

Den sieben Männern wurde alles Mögliche gegeben; die hatten es sehr gut; die durften bis zu ihrem Tod Nichts weiter thun, als spazieren gehen, essen und trinken. Das Vreilein aber wurde an irgend Jemand weggegeben. Und von nun an lebten Alle in höchster Freud' und Seligkeit.

4.

Die Müllerstochter und der Grünbart.

Es war einmal ein Müller, und der hatte eine einzige Tochter; er wünschte zwar, sie möchte heirathen, aber alle Freier kamen umsonst. „Ich will nur Einen heirathen, der einen grünen Bart hat!" sagte das Mädchen. Und da solch' Einer schwer zu finden war, verging Jahr auf Jahr, ohne daß das Mädchen an die Heirath gedacht hätte. Aber endlich fand sich doch Einer.

Als dieser Grünbart der Müllerstochter den ersten Besuch gemacht hatte, sagte er: nun solle sie ihm ebenfalls einen Besuch machen und sich ihre künftige Wirthschaft ansehen. Aber sie solle gut aufpassen auf den Weg! Zuerst müßte sie über eine Brücke gehen, die ganz mit Scharlachroth behängt wäre; dann über eine Brücke mit Dunkelblau; zuletzt über eine Brücke mit Lichtblau. Und wenn sie dann endlich an sein Gehöft käme, solle sie sich nicht fürchten vor den vielen Gullhühnern (Puten) und den zwei großen Hunden. Den Gullhühnern gäbe er immer Rosinen und Korinthen und den Hunden alle Tage Fleisch und Braten.

Die Müllerstochter merkte sich das und begab sich nun bald auf die Wanderschaft zum Grünbart, nachdem sie Alles für die Thiere eingepackt hatte. Sie ließ sich von einem Knecht bis an die dunk'le Leeg' (Niederung) fahren und sagte dann zu Jenem: er solle hier stehen bleiben und auf sie warten! Dann ging sie allein weiter.

Es war Alles so, wie der Grünbart gesagt hatte, und sie war froh, daß sie für die Thiere Futter mitgenommen hatte, denn auf dem Hofe war so viel Geflatter und Geschrei von all' dem Federvieh, daß ihr beinahe angst wurde. Und die beiden großen Hunde vor'm Hause hätten sie gewiß nicht vorbeigehen lassen, wenn sie ihnen Nichts gegeben hätte.

Soweit war Alles gut. Die Müllerstochter hatte von allem Futter Etwas für den Rückweg zurückbehalten und ging nun in das Haus. Die erste Stube war auf das Schönste eingerichtet, aber die zweite war noch viel schöner. Danach kam das Mädchen in die dritte Stube, und da sah sie zu ihrem Schrecken, daß zwölf Betten da standen und außerdem blos noch ein großer Spiegel und ein Hauklotz mit einem Beil und sonst Nichts weiter in der

Stube war. Sie sah in den Spiegel; — aber da hörte sie Schritte und versteckte sich rasch unter einem Bett.

Die Thür ging auf und zwölf Mörder, zu denen auch der Grünbart gehörte, kamen herein und schleppten eine Frauensperson mit sich. Die Müllerstochter sah unter'm Bett hervor und erkannte ihre Tante. Ach, Du mein Gott! Sie mußte ruhig mitansehen, wie die Mörder die Tante an den Hauklotz brachten und ihr den Kopf und die Finger abschlugen. Ein Finger, auf dem ein Ring steckte, kullerte unter das Bett, unter dem die Müllerstochter lag. Sie steckte ihn rasch zu sich. Als der Grünbart den Finger suchen wollte, redeten ihm die Andern das aus; sie sagten: dazu wäre morgen reichlich Zeit; jetzt wollten sie trinken.

Und damit holten sie alles Mögliche zum Trinken herbei und betranken sich ganz fürchterlich. Dabei aber besprachen sie alle ihre Schändlichkeiten und freuten sich auf morgen, — denn dann käme doch gewiß die Müllerstochter her, und der könnten sie dann mit Leichtigkeit den Kopf abschlagen. Wie sie genug geredet hatten und nicht mehr trinken konnten, warfen sie sich auf die Erde und schliefen ein.

Es war ganz finster, doch die Müllerstochter arbeitete sich unter dem Bett hervor und schlich hinaus. Bei einem Haar wär's ihr noch zu guter Letzt (zum Schluß) schlecht gegangen, denn als sie so in der dunkeln Stube herumtappte, berührte sie einen Mörder. „Brüder," rief der, „es geht hier Jemand in der Stube 'rum!" „Ach, schlaf'!" riefen die Andern; „hier ist Niemand hereingekommen; und solltest Du dennoch Einen bemerken, so könnte es höchstens die Seele von der Tante der Müllerstochter sein. Schlaf' Du nur weiter!"

Es war ein großes Glück, daß das Mädchen noch Etwas für die Thiere zurückbehalten hatte; sonst wäre sie nicht so glatt davongekommen.

Ueber die lichtblaue Brücke ging's ganz gut; aber über der dunkelblauen stand so viel Wasser, daß das Mädchen bis an die Kniee d'rin schritt; doch bei der scharlachrothen Brücke reichte ihr das Wasser bis an die Brust, und sie wäre heilig und sicher ertrunken, wenn sie nicht so muthig gekämpft hätte; sie half sich hindurch und kam zu ihrem Fuhrwerk.

Zu Hause erzählte sie alle ihre Erlebnisse; und der Vater ging sofort in die Stadt und holte die Wache, die dann im Hause versteckt wurde.

Weil das Mädchen dem Grünbart versprochen hatte, zu ihm zu kommen, wartete der nun Tag für Tag darauf; aber wer nicht kam, das war die Müllerstochter. Da machte sich der Grünbart auf den Weg zu ihr und fragte, was das bedeuten solle.

Zuerst verstellte sie sich und sagte, sie hätte schlecht geträumt. Und wie er fragte, was für ein Traum das gewesen sei, erzählte sie Alles, was sie bei ihm erlebt hatte, und zeigte ihm den Finger mit dem Ring. „Na, wart'!“ schrie er wüthend und warf ein großes Messer nach ihr. Aber das Messer traf die Thür und blieb dort stecken. Und dann kam die Wache und nahm den Mörder, der sich den Bart grün gefärbt hatte, gefangen; und er hat auch seinen verdienten Lohn empfangen.

Die Müllerstochter hatte nun genug erlebt; sie war nicht mehr eigensinnig; und als Jahr und Tag vergangen war, heirathete sie einen ganz gewöhnlichen Mann.

5.

Der dwatsche Hans. I.

Es war einmal ein Vater, der hatte drei Söhne; zwei davon waren klug, aber der dritte, der Hans hieß, war so dumm, daß die Leute ihn nur immer den dwatschen Hans nannten. Nun kam die Zeit, daß der Vater sterben sollte. Er rief seine drei Söhne an sein Bett und sagte ihnen: über's Jahr sollten sie der Reihe nach auf den Kirchhof kommen und an seinem Grabe wachen; die erste Nacht der älteste Sohn, die zweite Nacht der zweite Sohn und die dritte Nacht der dwatsche Hans. Die Söhne versprachen das, und der Vater starb.

Jetzt übernahmen die beiden Aeltesten die Wirthschaft und bestimmten Alles. Aber den Jüngsten, den dwatschen Hans, behandelten sie ganz niederträchtig; sie gaben ihm kaum zu essen und ließen ihn meist im Stall leben; und Jener war so dumm, daß er sich Alles gefallen ließ. Allmählich war das Jahr um, und der

älteste Bruder sollte zur Nacht auf den Kirchhof gehen; aber es graute ihn so sehr; er konnt' und konnt' nicht. Da sagte er zum dwatschen Hans: „Bruder, geh' heut' Nacht für mich wachen! Wir geben Dir auch Essen die Hüll' und die Füll'.“ Und sie gaben ihm so viel zu essen, als er nur zwingen konnt' und vom Besten. Und der dwatsche Hans ging denn auch willig wachen. Als er nun auf dem Grabe des Vaters saß, klappert' es d'rin, und eine Stimme fragte: wie denn die Wirthschaft zu Hause ginge. Da klagte der dwatsche Hans all' sein Leid und wie schlecht er es hätte. „Sei nur ruhig,“ sagte die Stimme, „Du sollst schon getröstet werden!“ Und mit Eins wurd' es so licht, und es erschien ein schwarzes Pferd mit gold'nem Sattel und Zaumzeug und ganz beladen mit Gold und Silber. „Das ist dem ältesten Bruder sein Glück!“ sagte die Stimme im Grabe. „Das sollst Du nun haben. Es wird immer auf Deinen Befehl erscheinen. Auch brauchst Du dann nur zu wünschen, — und Du bist auf der Stelle das, was Du sein willst, und gleich dort, wo Du hin willst; aber Du darfst zu Niemand d'rüber sprechen!“ — Das war nun ganz schön, und der dwatsche Hans vertraute sein Geheimniß auch keiner Seele an.

Wie die zweite Nacht anrückte, bat der zweite Bruder: „Ach Hanschen, geh' doch für mich wachen! Du sollst auch Alles zu essen bekommen, was Du willst, und so viel, als Du verzehren kannst!“ Und der dwatsche Hans aß sich wieder satt und ging wachen. Diesmal kam ein braunes Pferd zum Vorschein, noch viel schöner und kostbarer, als das schwarze; und das war das Glück vom zweiten Bruder. Alles war sonst, wie in der vorigen Nacht, und der dwatsche Hans sprach kein Wort über das, was er erlebt hatte.

Nun kam die dritte Nacht. Ja, mein Gott! Heute bekam der arme Hans wieder schlechtes und knappes Essen und so viel Prügel, als er nur haben wollt'. Und ganz elend ging er auf den Kirchhof und setzt' sich da hin. Diesmal kam ein Schimmel zum Vorschein; der überstrahlte Alles, was vor ihm gewesen, denn der war gleich so verziert, daß Einem die Augen übergingen. Und das war das Glück vom dwatschen Hans. Der aber verschwieg Alles.

Nun verging einige Zeit, und dann geschah es, daß ein vornehmer König ausrufen ließ: derjenige bekäme seine Tochter zur

Frau, der einen Tag ein Stockwerk hoch, den zweiten Tag zwei Stockwerk hoch, den dritten Tag drei Stockwerk hoch — gleichviel ob zu Fuß oder zu Pferd' — springen könnte bis an das Fenster, an dem die Prinzessin stehen würde, — und der dann am dritten Tage der Prinzessin den Ring vom Finger ziehen und das Taschentuch aus der Hand nehmen könnte. Das war nun ein großes Gewallfahrte dorthin, und viele feine Herren sprangen in die Höhe, reichten aber nicht. Als der dwatsche Hans sah, daß seine Brüder auch hingegangen waren, rief er: „Dem ältesten Bruder sein Glück komm' hervor!" Und sofort stand das schwarze Pferd da, und er selber war gleich so strahlend, wie kein Prinz auf der Welt. Als er zum Schlosse kam, war er schon von Weitem zu hören; es klingelte und kläterte Alles an ihm, wie Gold und Silber; und ein Leuchten war, daß es nur so blitzt' und blänkert', und daß alle Menschen nach ihm hinsahen. Er ritt rasch vor das Fenster, an dem die Prinzessin stand, und sprang mit einem Satz ein Stockwerk hoch; und dann jagt' er im Galopp davon. Alle Leute zerbrachen sich den Kopf, was für ein feiner Prinz das gewesen sein mochte; aber Keiner wußte es.

Als die beiden ältesten Brüder nach Hause kamen, sprachen sie Langes und Breites über den fremden Prinzen; und der dwatsche Hans, der sich wieder rasch verwandelt hatte, hörte zu. Zuletzt konnte er's aber nicht mehr aushalten und platzte heraus: „Ihr gesehen, ich gewesen!" Da schlugen sie ihn so, daß er ganz grün und blau war und kaum gehen konnte.

Am andern Tage gingen und ritten die Leute wieder nach dem Königsschlosse, und es sprangen wieder Viele in die Höhe, ohn' daß sie reichen konnten. Als der dwatsche Hans sah, daß seine Brüder auch hingegangen waren, rief er: „Dem zweiten Bruder sein Glück komm' hervor!" Und sofort stand das braune Pferd da, und er selber war gleich so strahlend, wie kein Prinz auf der Welt. Diesmal leuchtete es noch viel mehr von Weitem, und alle Leute waren außer sich vor Verwunderung. Der dwatsche Hans sprang nun schnell zwei Stockwerke hoch und jagt' dann im Galopp davon. Alle Leute zerbrachen sich den Kopf, was für ein feiner Prinz das gewesen sein mochte; aber Keiner wußte es.

Als die beiden ältesten Brüder nach Hause kamen, konnten sie nicht genug reden über den fremden Prinzen; und der dwatsche

Hans, der sich wieder rasch verwandelt hatte, hörte zu. Zuletzt konnte er sich nicht mehr bezähmen und sagte: „Ihr gesehen, ich gewesen!" Da schlugen sie ihn beinahe kurz und klein, daß er liegen blieb.

Am dritten Tage war wieder dasselbe Gerenn' nach dem Königsschlosse. Heute mußte es sich entscheiden, ob Einer die Prinzessin kriegte oder nicht. Als der dwatsche Hans sah, daß seine Brüder auch hingegangen waren, rief er: „Mein Glück komm' hervor!" Und sofort stand der Schimmel da, und er selber war gleich so strahlend, wie die Sonn' am Himmel. Diesmal waren die Leute noch erstaunter und noch neugieriger. Der dwatsche Hans aber ritt rasch vor das Fenster, an dem die Prinzessin stand, sprang mit einem Satze drei Stockwerk hoch, nahm der Prinzessin den Ring und das Taschentuch weg und gab ihr ein Küßchen; dann jagt' er im Galopp davon. Nun kann man sich denken, wie gern der König und alle Andern gewußt hätten, wer es eigentlich gewesen sei; aber Keiner konnte es errathen.

Als die beiden ältesten Brüder nach Hause kamen, riethen sie ebenfalls hin und her und meinten dieses und jenes; und der dwatsche Hans, der sich wieder rasch verwandelt hatte, hörte zu. Zuletzt jedoch konnt' er's nicht mehr auf der Zung' behalten und sagte: „Ihr gesehen, ich gewesen!" Da schlugen sie so auf ihn los, daß die Stücke flogen, und behandelten ihn von nun an noch viel schlechter.

Wie nun Keiner herausbekommen konnte, wer der feine Prinz gewesen sei, schickte der König Boten in's Land und ließ Alles durchsuchen, denn Einer mußte doch den Ring und das Taschentuch haben. Selbst das kleinste Kind in der Wiege sollte durchsucht werden. So kamen die Boten denn auch zu den drei Brüdern. Die beiden Aeltesten mußten bekennen, daß sie's nicht wären, und die Boten wollten schon fortgehen. Da sagte Jemand: „Im Stall ist noch Einer!" — „Ih!" riefen die Brüder, „ob Ihr den verrückten Kerl fragt und untersucht oder Keinen! Der ist es gewiß nicht gewesen." Es half nun aber Nichts: die Boten ruhten nicht eher, bis der dwatsche Hans sich durchsuchen ließ; und da kamen der Ring und das Taschentuch zum Vorschein, denn er hatte Beides unter der Weste auf der Brust verwahrt. Sie nahmen ihn nun mit zum König und führten ihn der Prinzessin vor. „Was?"

rief die entsetzt, „der griese Bettler soll mein Gemahl werden?" Auch alle Andern waren außer sich, und es wär' dem dwatschen Hans bald schlecht ergangen. Aber er besann sich noch rechtzeitig und rief: „Alle drei Glücke kommen hervor!" Und alle drei Pferde kamen, und er selber stand sogleich als der schönste Prinz da, mit solcher Pracht, wie sie noch kein Mensch auf dieser Welt gesehen hatte. Nun kann man sich denken, wie groß die Freude im Schlosse und im ganzen Lande war! — Und bald darauf war Hochzeit, und der dwatsche Hans lebte in lauter Seligkeit.

6.

Der dwatsche Hans. II.

Ein Mann hatte drei Söhne; zwei waren klug, aber der dritte Sohn mußte einen schwachen Kopf haben, denn Alle nannten ihn blos immer „dwatscher Hans." Das war nun ganz gut; aber zuletzt kam's anders.

Jener Mann hatte so schönes Getreide; aber er erntete Nichts davon. Es kamen immer drei Pferde angelaufen, und die trampelten Alles kurz und klein.

„Ich hab' drei große Jungens," sagte der Mann, „aber Keiner ist im Stande, die Pferde vom Getreide fortzutreiben. Ihr seht, daß Alles verdorben wird, aber Ihr rührt nicht Hand, nicht Fuß!"

„Na," sagte der Aelteste, „ich will mal hingehen und probiren!" Und damit nahm er eine Lischke (Kiste von Weidengeflecht, Bast u. s. w.), füllte sie mit Braten und sonst allerlei Gutem und wanderte ab.

Unterwegs begegnete ihm ein altes Mannchen; das fragte ihn: wo er hingehe.

„Was geht's Dich an?" rief der junge Mensch.

„Was hast da in dem Lischkchen?" fragte das alte Mannchen.

„Was zu Nichts zu brauchen ist!" rief der junge Mensch wieder so grob, wie möglich.

„Na schön!" sagte das alte Mannchen; „dann kannst Du ja für Dich behalten, was nicht zu brauchen ist!"

Der junge Mensch kam denn allmälig zu dem Getreidefeld, legte sich in eine Heukäppſ', die dicht dabei stand, und schlief ein. Während er schlief, erschienen die drei Pferde und trampelten, was sie konnten, und durchwühlten auch die Heukäppſ' und schlugen so nach dem jungen Menschen, daß er aufwachen mußte. „Ach Herrje!" rief er erschreckt, besann sich aber, nahm seine Lischke und wollte nun eine Mahlzeit halten. Wie er aber den Deckel aufhob, — ja, da lag Nichts als Staub in der Lischke. Ganz wüthend ging er nach Hause und meldete dem Vater, wie er's getroffen.

„Ich werd' mal hingeh'n!" sagte der Zweite und stopfte sich die Lischke voll Braten und Gott weiß, was noch.

Wie er ein Ende gegangen war, traf er das alte Mannchen; das fragte ihn: wo er hingehe.

„Was geht's Dich an?" rief der junge Mensch.

„Was hast da in dem Lischkchen?" fragte das alte Mannchen.

„Was zu Nichts zu brauchen ist!" rief der junge Mensch wieder so grob, wie möglich.

„Na schön!" sagte das alte Mannchen; „dann kannst Du ja für Dich behalten, was nicht zu brauchen ist!"

Der junge Mensch kam denn allmälig zu dem Getreidefeld, von dem nur wenig zu sehen war, und machte sich ein Lager im Heu zurecht; danach streckte er sich recht aus und schlief ein. Während er schlief, erschienen die drei Pferde uud trampelten, was sie konnten, und durchwühlten auch die Heukäppſ' und schlugen so nach dem jungen Menschen, daß er aufwachen mußte. „J du mein Gott!" rief der und sah sich rundherum um. „Ich kann's nicht ändern!" sagte er dann und griff nach der Lischke, um sich satt zu essen. Wie er aber den Deckel aufhob, — ja, da lag Nichts als Staub in der Lischke. Ganz wüthend ging er nach Hause und meldete dem Vater, wie er's getroffen.

„Tausend noch Eins!" sagte der dwatsche Hans; „wie geht das zu? — Ich werd' mal hingeh'n!"

„Du Schafskopf! Du dämlicher Mensch!" schrieen Alle.

„Schadet Nichts!" sagte der dwatsche Hans; „ich kann ja ebenso gut hingeh'n, wie Ihr."

Damit nahm er die Lischke, legte ein tüchtiges Stück schlichtgemahlenes Brod hinein und ließ sich von der Mutter, die gerade gebuttert hatte, eine Flasche Buttermilch geben. Und dann ging er ab.

Wie er ein Ende gegangen war, traf er das alte Mannchen. „Wo gehst hin?“

„Ach, mein Alterchen,“ sagte der dwatsche Hans, „ich soll da die wilden Pferde von unserm Getreide fortjagen.“

„Was hast in dem Lischkchen?“ fragte das alte Mannchen.

„Brod und Buttermilch!“ sagte der dwatsche Hans. „Wollt Ihr ein bischen haben, so können wir uns ja hier hinsetzen und essen und trinken.“

Das thaten sie denn auch. Aber wie der dwatsche Hans die Lischke aufmachte, lag Braten und Kuchen darin und dann noch von Allem, was man sich nur ausdenken konnte, das Schönste und Beste.

„Höre,“ sagte das alte Mannchen, „ich schenke Dir hier ein weißes Tischtuch; das binde Dir fest um und knöpf' den Rock d'rüber! Du brauchst blos ein Eckchen von dem Tuch zu streicheln, — und sofort sind alle Deine Wünsche erfüllt! Aber sprich nicht darüber! — Wenn die Pferde kommen, so wünsche: sie sollen still steh'n; und dann wünsche Dir einen schönen Stall für sie und eine schöne Stube für Dich!“

Mein dwatscher Hans war nicht wenig froh und bedankte sich vielmals.

Kaum war er zu jenem Felde gekommen, so kamen auch schon die drei Pferde angaloppirt. „Steht still!“ sagte der dwatsche Hans; und sie standen still. Aber wie sahen sie aus! Ganz mit Gold über und über behängt; und auf jedem Pferd lag ein Anzug für den dwatschen Hans: einer wie der Mond, einer wie die Sterne, der dritte wie die Sonne. Jetzt wünschte der dwatsche Hans einen schönen Stall für die Pferde und eine schöne Stube für sich. Und als er nach Hause kam, war Alles schon fertig; doch Niemand wußte es.

„Na?“ fragten die Brüder, als Jener in die Stube kam.

Der dwatsche Hans erzählte, daß er die drei Pferde eingefangen hätte. Aber sie belachten es aus vollem Halse. „Kommt mit und seht selber!“ sagte Jener. Und Alle gingen auf den Hof.

Da kamen sie in den schönen Stall und sahen die drei fremden Pferde. Die Brüder erstaunten, aber sie hielten doch Alles für Täuschung, auf die sich Keiner verlassen könnte.

Nun wurde hin und her geredet, und zuletzt wurde großer Rath gehalten über die Hochzeit der drei Prinzessinnen im andern Lande. „Sollen wir hin oder sollen wir nicht hin?“ fragten sich die beiden ältesten Brüder; und endlich kamen sie überein: sie würden hinreiten. Jeder von ihnen hatte sein eigenes Pferd und außerdem noch einen Ochsen. Der dwatsche Hans aber besaß blos einen Ochsen.

Wie die beiden Aeltesten sich zurecht machten, sagte der Jüngste: „Ich will auch hin!“ — „Du dummer, grieser Kerl!“ riefen Jene; „auf was willst Du reiten? auf Deinem Ochsen?“

Der dwatsche Hans schwieg. Aber als die Brüder fort waren, zog er den Mond-Anzug an und nahm eins von den schönen Pferden und ritt den Brüdern nach. Das alte Mannchen, das Alles vorher wußte, hatte ihm genau Bescheid gesagt, wie er sich benehmen sollte; und so that er es auch.

Die Prinzessin sollte gerade zur Trauung fahren. Da trat der dwatsche Hans vor sie hin und bat sie um ein Glas Bier. Während sie sich noch danach umsah, packte er sie an den Händen, setzte sie auf sein Pferd und jagte davon. Und zu Hause brachte er sie in die schöne Stube.

Abends, als die ältesten Brüder nach Hause kamen, saß der dwatsche Hans in seinem Winkel am Ofen und hörte zu, was Jene sprachen. „Na Hans,“ sagten sie, „wärst Du da gewesen, — Du hätt'st Etwas erleben können! Solchen Prinzen hast Du noch nicht geseh'n.“ Und sie erzählten ihm Alles. „Ihr gesehen, — ich gewesen!“ sagte der dwatsche Hans. Aber dafür prügelten sie ihn gehörig durch.

Am andern Tage sollte die Hochzeit der zweiten Prinzessin sein. Wie die beiden ältesten Brüder sich aufmachten, um auch hinzureiten, sagte der dwatsche Hans: „Ich komm' mit!“ Da schimpften sie, was sie konnten, und machten ihn ganz lächerlich.

Der dwatsche Hans schwieg. Aber als die Brüder fort waren, zog er den Sternen-Anzug an, nahm das zweite schöne Pferd und ritt hinterher. Und Alles war so, wie das erste mal, und er brachte auch die zweite Prinzessin nach Hause; ja, er kriegt' auch wieder sein Theil Prügel, als er von seinen Erlebnissen erzählte.

Am dritten Tage sollte die dritte Prinzessin Hochzeit haben. Und diesmal zog sich der dwatsche Hans den Sonnen-Anzug an.

Der alte König hatte beordert, daß zwei Mann die Prinzessin festhalten sollten, sobald der schöne Prinz in die Stube käme; und so geschah es auch; aber mein dwatscher Hans wußte es so einzurichten, daß er trotzdem die Prinzessin erwischte und auf's Pferd bekam; — und dann heidi weg!

Wie er diesmal nach Hause kam, sagte er Allen die ganze Wahrheit und wie sich Alles zugetragen hatte. Zuerst wollte ihm Keiner glauben. Aber er ging mit Allen nach dem schönen Zimmer, wo die drei Prinzessinnen eingeschlossen saßen und zeigte sie ihnen. Da glaubten's Alle.

Nun vertheilte der dwatsche Hans die Prinzessinnen: dem ältesten Bruder gab er die erste Prinzessin, dem zweiten Bruder die zweite, und die dritte und jüngste wählte er für sich selber.

Es war abgemacht, daß der älteste Bruder das Gut erben sollte; vor Freude über die schöne Prinzessin wollte er nun das halbe Gut dem dwatschen Hans abgeben. Der aber sagte: „O nein, behaltet Ihr Zwei' Alles! Ich hab' für mein ganzes Leben mehr, als ich irgend verbrauchen kann. Ich hab' Geld in Hüll' und in Füll'."

Und so war es auch. Der dwatsche Hans brauchte nur zu wünschen, — und sofort war Alles da. Da durfte kein Brod gebacken werden, kein Holz geschlagen werden, keine Muß gekocht werden; Alles, Alles war von selber da.

Ja, das war der dwatsche Hans; und dem glückte es gerade am allerbesten!

7.

Der dwatsche Hans. III.

Es war einmal ein König, und der hatte eine einzige Tochter; aber wie sehr er sie auch liebte und werth hielt, — sie hatte lauter Geheimnisse vor ihm und sagte ihm nicht, wo sie zur Nachtzeit blieb; und weder der König, noch irgend eine Menschenseele im ganzen Königreich wußte, wo die Prinzessin schlief.

Vor dem Schlosse war ein runder Platz, der ganz mit feinem Sand bestreut war. Sobald die Prinzessin zur Abendzeit in diesen

Kreis trat, war sie verschwunden; und da half kein Suchen und Rufen; — sie war weg und blieb weg.

Nun ließ der König denn im ganzen Lande bekannt machen: wer ihm sagen könne, wo die Prinzessin schlafe, solle sein Schwiegersohn werden! Wer aber blos hinkäme und suchte und doch Nichts auskundschaftete, dem sollten Nase und Ohren abgeschnitten werden.

Nicht weit davon lebte ein Mann, der drei Söhne hatte. Zwei Söhne waren klug; aber der dritte Sohn, der Hans hieß, war dumm und wurde überall „dwatscher Hans" genannt. Wie nun so viele Herren von weit und breit nach jenem Königsschlosse wanderten und doch Nichts auskundschaften konnten, sagte der älteste Sohn von jenem Manne: „Ich werd' mal probiren! Das müßt' doch sonderbar zugehen, wenn ich nicht herausbekommen sollt', wo die Prinzessin schläft."

„Mein Sohn," sagte der Vater, „bleib' lieber hier! Du könntest Nas' und Ohren verlieren."

Aber der Sohn hörte nicht und ging ab. Unterwegs traf er ein altes Mannchen; das fragte ihn, wo er hingehe. Aber er gab ihm eine grobe Anwort und ging weiter.

Als er zum Schlosse kam, fragte ihn der König, was er wolle. „König Majestät," sagte er, „laßt mich nur gewähren! Ich werde Euch am Morgen Bescheid geben."

Der König war damit einverstanden; und Jener suchte nun, was er konnte. Am Morgen aber, als der König ihn fragte, wußte er ebenso wenig Etwas, als alle Andern, die schon hier gewesen waren; und sofort wurden ihm Nase und Ohren abgeschnitten.

Ach du mein Gottchen! war der alte Vater da außer sich! Aber er wurde noch aufgeregter, als der zweite Sohn sagte: nun werde auch er hingeh'n und probiren! „Mein Sohn," rief er einmal über's and'remal, „mein lieber Sohn, erbarm' Dich doch! Ich hab' nun schon Einen hinter'm Ofen sitzen, der ganz verschampfirt ist und sich nicht vor den Leuten sehen lassen kann. Du wirst es ebenso wenig herausbekommen und dann auch Nas' und Ohren verlieren. Erbarm' Dich doch und bleib' hier!"

„Nein," sagte der Sohn, „ich glaub', ich krieg's 'raus. Laßt mich nur geh'n!" Und damit ging er ab. Unterwegs traf er das alte Mannchen; das fragte ihn, wo er hingehe. Aber er gab ihm eine grobe Antwort und ging weiter.

Als er zum Schlosse kam, fragte ihn der König, was er wolle. „König Majestät," sagte er, „laßt mich nur gewähren! Ich werde hinter Alles kommen und Euch morgen Bescheid sagen."

Der König war damit einverstanden; und Jener suchte nun, was er konnte. Am Morgen aber, als der König ihn fragte, wußte er ebenso wenig Etwas, als alle Andern gewußt hatten; und sofort wurden ihm Nase und Ohren abgeschnitten.

Nun war das Gejammer zu Hause erst recht groß. „Du bist mir der Rechtschuldige!" sagte der Vater.

„Hört," sagte der dwatsche Hans, „jetzt werd' ich mal hingeh'n!"

„Na ja, Du dwatscher Hans!" riefen Alle und wunderten sich.

„Bin ich dwatsch, so bin ich dwatsch!" sagte der. „Aber ich seh' nicht ein, warum ich nicht ebenso gut probiren soll, wie die Andern. Laßt mich nur geh'n!" Und dann bat er die Mutter um ein Stück Brod und eine Flasche Milch, steckte Beides in ein Lischkchen und wanderte ab.

Unterwegs traf er das alte Mannchen; das fragte ihn, wo er hingehe. „Liebes Vaterchen," sagte der dwatsche Hans, „ich geh' zum Königsschloß."

„Was hast in dem Lischkchen?"

„Brod und Fleisch, liebes Vaterchen. Wollt Ihr davon haben, so setzt Euch hin!"

„Mein Sohnchen," sagte das alte Mannchen, „warum sollt' ich allein essen und trinken? Setz' Dich zu mir!"

So setzten sie sich denn hin. Aber wie der dwatsche Hans das Lischkchen aufmachte, — ach du lieber Gott! da war so schönes Essen und Trinken d'rin, und von Allem war so viel, daß es garnicht zu sagen ist.

Nachdem sie sich schön satt gegessen und getrunken hatten, sagte das alte Mannchen: „Höre mein Sohn, wenn Du zum Schlosse kommst, so bleib' hübsch vor der Thür sitzen und thu', wie ich Dir befehle! Hier hast Du ein Handtuch! das binde Dir fest um den Leib! Und sobald Du Etwas wünsch'st, denk' an das Handtuch! — und Alles ist so, wie Du willst. Zuerst mußt Du Dir wünschen, unsichtbar zu sein! dann kannst Du der Prinzessin folgen und sie belauschen."

Danach trennten sie sich, und der dwatsche Hans ging zum Schlosse.

„Was willst Du?" fragte der König.

„König Majestät," sagte der dwatsche Hans, „ich will Euch Bescheid verschaffen, wo die Prinzessin schläft."

„So?" sagte der König; und dann erlaubte er ihm, zu bleiben, wo er wolle.

Mein dwatscher Hans setzte sich nun auf die Treppe und saß da geduldig bis zum Abend. Als es dunkel wurde, kam die Prinzessin aus dem Schloß und trat auf den Sand-Platz; und sofort öffnete sich die Erde, und die Prinzessin stieg ein Treppchen hinunter. Der dwatsche Hans aber, der sich unsichtbar gemacht hatte, folgte ihr auf dem Fuß nach. Als Beide unter der Erde waren, schloß sich der Boden oben wieder zu.

Die Prinzessin ging und ging, bis sie in einen großen Baumgarten kam; vorn am Anfang des Gartens stand ein Birnenbaum.

„Guten Abend, Baumgartchen!" sagte die Prinzessin, „und guten Abend Birnenbaumchen! Niemand in der ganzen Welt weiß, wo ich schlafe; blos Ihr und ich wissen's."

Wie sie das sagte, schnitt der dwatsche Hans einen Zweig von dem Birnenbaum ab.

Sie gingen weiter und weiter und kamen wieder in einen großen Baumgarten; und vorn am Anfang stand ein Apfelbaum.

„Guten Abend, Baumgartchen!" sagte die Prinzessin, „und guten Abend, Apfelbaumchen! Niemand in der ganzen Welt weiß, wo ich schlafe; blos Ihr und ich wissen's."

Wie sie das sagte, schnitt der dwatsche Hans einen Zweig von dem Apfelbaum ab.

Nachdem sie wieder ein Ende gegangen waren, kamen sie an den dritten großen Baumgarten; und hier stand vornean ein Pflaumenbaum.

„Guten Abend, Baumgartchen!" sagte die Prinzessin, „und guten Abend, Pflaumenbaumchen! Niemand in der ganzen Welt weiß, wo ich schlafe; blos Ihr und ich wissen's."

Wie sie das sagte, schnitt der dwatsche Hans einen Zweig von dem Pflaumenbaum ab.

Nun dauerte es nicht lange und sie kamen an ein großes, großes Schloß, das so strahlend und prächtig war und doppelte Thüren hatte, — erst eine dicke, hölzerne Thür und dann noch eine Glasthür.

Die Prinzessin ging hinein und mein dwatscher Hans hinterher, bis Beide in die letzte Stube kamen. Dort war Alles wunderschön. Die Prinzessin war aber noch nicht müde; sie setzte sich an ein Tischchen und las in ihren Büchern. Zuletzt aber legte sie sich doch hin und schlief ein.

Mein dwatscher Hans überlegte sich nun, ob er nicht einen von den drei Zöpfen, die die Prinzessin hatte, abschneiden sollte; und richtig — er that es auch. Und dann suchte er sich einen von ihren Morgenschuhen und nahm auch noch ihr großes Umschlag'tuch weg.

Wie die Prinzessin aufwachte, wunderte sie sich nicht wenig darüber, daß ihr ein Zopf fehlte; aber sie konnt' sich's doch nicht erklären. Sie wusch sich und kämmte sich das Haar so nach hinten, daß man nicht gleich sehen konnte, wo der Zopf fehlte, band sich aber der Vorsicht halber doch noch ein kleines Tuch um den Kopf. Wie sie den zweiten Morgenschuh nicht fand, zog sie einen andern Schuh dafür an; und wie sie das Umschlag'tuch nicht fand, ging sie ohne Etwas umzubinden ab. Mein dwatscher Hans immer hinterher!

Sie kamen zuerst in den Baumgarten mit dem Pflaumenbaum.

„Guten Morgen, Baumgartchen!“ sagte die Prinzessin, „und guten Morgen, Pflaumenbaumchen! Niemand in der ganzen Welt weiß, wo ich schlafe; blos Ihr und ich wissen's.“

Dann kamen sie in den Baumgarten mit dem Apfelbaum.

„Guten Morgen, Baumgartchen!“ sagte die Prinzessin, „und guten Morgen, Apfelbaumchen! Niemand in der ganzen Welt weiß, wo ich schlafe; blos Ihr und ich wissen's.“

Dann kamen sie in den Baumgarten mit dem Birnenbaum.

„Guten Morgen, Baumgartchen!“ sagte die Prinzessin, „und guten Morgen, Birnenbaumchen! Niemand in der ganzen Welt weiß, wo ich schlafe; blos Ihr und ich wissen's.“

Nun gingen sie noch ein langes Ende; und wie es Tag war, erschien die Prinzessin oben im königlichen Schloß; und mein dwatscher Hans setzte sich auf die Treppe davor.

Es dauerte nicht lange, so kam der König heraus und fragte: ob er wisse, wo die Prinzessin schlafe.

„König Majestät, ja!“ sagte der dwatsche Hans.

„Na, mein Sohn, dann komm' in mein Schloß!“ sagte der

König und ging mit ihm in die Stube, wo die Prinzessin stand und die Nase ganz kraus zog, als sie den dwatschen Hans sah, denn es war eine hochmüthige Prinzessin.

Wie der König seine Tochter näher besah, fragte er sie: warum sie heute ein Kopftuch umgebunden habe.

„Ach, liebes Vaterchen," sagte die Prinzessin, „es war kühl und zog ein bischen; und ich dachte, ich könnte mich erkälten."

„Warum hast Du zwei verschiedene Schuhe an?" fragte der König.

„Ach, liebes Vaterchen," sagte die Prinzessin, „ich muß einen Morgenschuh verloren haben; ich konnt' ihn nicht finden."

„Warum hast Du heute kein Umschlagtuch um?" fragte der König.

„Ach, liebes Vaterchen," sagte die Prinzessin, „ich vergaß es."

„Na," sagte der dwatsche Hans, „ich weiß bessere Antwort. Hier ist der Zopf, den ich der Prinzessin abgeschnitten habe! hier ist der eine Morgenschuh! und hier ist das Umschlagtuch! Ich bin der Prinzessin bis in ihre Stube gefolgt; und wenn König Majestät mit mir spazieren gehen wollten, würde ich ihm den Weg zeigen."

Die Prinzessin rümpfte die Nase, was sie konnte, und besah sich den dwatschen Hans von oben bis unten, „denn," dachte sie, „den möcht' ich um Alles in der Welt nicht heirathen."

Der König ging denn nun mit dem dwatschen Hans spazieren; und dieser erzählte ihm Alles haarklein von den drei Baumgärten und sagte: „König Majestät, folgen Sie mir!" Und damit wünschte er, daß sich die Erde aufthun möchte; und Beide gingen das Treppchen hinunter.

Als sie in den ersten Baumgarten kamen, sagte der dwatsche Hans: „König Majestät, hier habe ich den Zweig, den ich von diesem Birnbaum abgeschnitten habe!" Und als sie an den zweiten Baumgarten kamen, sagte der dwatsche Hans: „König Majestät, hier habe ich den Zweig, den ich von diesem Apfelbaum abgeschnitten habe!" Und als sie in den dritten Baumgarten kamen, sagte der dwatsche Hans: „König Majestät, hier habe ich den Zweig, den ich von diesem Pflaumenbaum abgeschnitten habe!"

Zuletzt kamen sie vor das Schloß. Ja, du mein Gott! war da aber eine Pracht! Das ganze Schloß ein Gefunkel von Licht! Und so schöne Musik klang daraus! und solch ein lautes Ge-

trommel, daß es wer weiß wie weit schallte. Und alle die Bäume, die in der Nähe standen, waren Häuser geworden.

„Mein Sohn," sagte der König, „ich danke Dir von Herzen! Du hast dies Schloß und meine Tochter erlöst."

„Ja, König Majestät," sagte der dwatsche Hans, „das hab' ich gethan."

„Nun sollst Du auch mein Schwiegersohn werden!" sagte der König.

Als sie nun wieder in das königliche Schloß zurückkamen, wurde Badewasser zurechtgemacht, und der dwatsche Hans wurde ganz rein abgewaschen; und dann wurden ihm die Haare zurechtgeschnitten; und zuletzt zog er sich schöne Kleider an. Und es dauerte auch nicht mehr lange, so wurde die Hochzeit gefeiert; und der dwatsche Hans war von nun an ein Prinz.

Ich war auch auf der Hochzeit. Ich ging in die Küche und bat den Koch, der mich gut leiden könnte, um etwas Essen; und weil so viel von Allem da war, nahm ich einen zweiohrigen Topf und füllte ihn ganz mit Fleisch und Suppe; und dann zog ich einen Strick durch die beiden Ohren und band mir den Topf so um, daß mein Tuch ihn bedeckte. Wie ich g'rad' damit fertig war, ließ der Prinz sagen: ich solle in den Saal kommen und mit ihm tanzen! Ich war noch jung und tanzte gerne; und so ging ich denn in den Saal. Wie der Prinz mit mir loslegte, — er Klappfuß! und ich Klappfuß! denn ich tanzt' immer wild — da mit Eins, ach mein Gottchen! der Strick riß, und der Topf mit Fleisch und Suppe flog in den Saal, den Prinzessinnen auf die Kleider. Nun ich aber 'raus! Wie ich in die Küche kam, schrie der Koch: „Du bist mir die Rechte!" und gab mir so Eins mit dem Kochlöffel, daß ich gleich bis hierher flog.

8.

Der dwatsche Hans. IV.

Es war einmal ein König, und der hatte eine Tochter, die durchaus nicht heirathen wollte, es sei denn, sie fände den Mann, der am besten zu lügen verstände.

Es fanden sich nun auch viele Männer, die es probirten, — Königssöhne und andere feine Herren; aber sie logen nicht stark genug, und Allen wurden Ohren und Nase abgeschnitten, so daß sie ganz verschampfirt nach Hause zurückkehren mußten.

Der alte König hatte nun schon in allen Ländern nach Prinzen forschen lassen; aber jetzt war keiner mehr zu finden, und der König gerieth in große Trauer.

Nun lebte da im Lande ein Bauer, der drei Söhne hatte; zwei davon waren klug, aber der dritte war so damlig und dumm, daß sie ihn nur immer den „dwatschen Hans" nannten.

Die beiden ältesten Brüder beredeten sich jetzt, sie würden auch zum Königsschlosse reiten und nach Kräften lügen; es müßte doch möglich sein, die Prinzessin zu gewinnen. Wie der Bauer das hörte, kleidete er die Beiden fein ein und gab ihnen die besten Pferde. Und dann ritten sie ab. Der dwatsche Hans aber lief ihnen nach.

Wie sie ein End' im Walde waren, rief der dwatsche Hans: „He, Brüder, es fund!" — das sollte heißen: ich habe etwas gefunden. Er war ja immer so dwatsch. Die Brüder wollten zuerst nicht danach hören, aber Jener rief immer lauter, und zuletzt kehrten sie um und fragten: was er denn gefunden habe. Da zeigte er ihnen einen alten Bandstock (Tonnenreifen), der am Wege gelegen hatte. Sofort prügelten sie ihn dafür tüchtig durch und dann ritten sie weiter.

Es dauerte nicht lange, so schrie der dwatsche Hans — der immer hinterher gelaufen war — wieder: „He, Brüder, es fund!" Und auch diesmal kamen die beiden Andern erst angeritten, nachdem er immer lauter und lauter geschrieen hatte. Aber auch diesmal war es ganz was Altes und Schlechtes, was der dwatsche Hans gefunden hatte, und er bekam nun solche Prügel, daß er an der Hälft' genug hatte.

Aber dennoch lief er den Brüdern nach, die nun bald zum Königsschloß kamen und baten: man möchte sie vor die Prinzessin führen; sie verständen das Lügen ganz extra. Doch es ging ihnen nicht besser, als den Uebrigen. Kaum hatten sie angefangen, sich Lügen auszudenken, so wurden ihnen Nase und Ohren abgeschnitten, und sie konnten nun so verunstaltet nach Hause reiten.

Jetzt ließ sich mein dwatscher Hans melden, so grief' und schlecht er auch aussah.

Als die Prinzessin ihn sah, drehte sie sich gleich um, denn sie fand ihn schauderhaft.

Der König sagte: jetzt sollte er loslügen! aber wehe, wenn er mehrere Lügen vorbrächte, und keine wäre stark genug!

Da fing der dwatsche Hans erst so von Weitem an, Etwas von dem Bandstock vorzulügen; dann aber sagte er: „König Majestät, als ich noch die Schweine hütete, hatte ich die meiste Vorliebe für eine große, alte Sau; und wo die Sau ging und stand, paßt' ich auf und sorgt' dafür, daß sie das beste Fressen bekam; dafür hat die Sau mir auch mal einen Dienst geleistet. Als ich ihr eines Tages zusah, wie sie so hin und her wanderte, bemerkt' ich, daß sie dicht vor einem Brief stand, der im Grase lag. Ich hob den Brief auf und las: daß der Vater von König Majestät bei meinem Vater die Schweine gehütet hat."

Da platzte der König dem dwatschen Hans Eins so in's Gesicht, daß dem die Funken aus den Augen sprangen, und schrie: „Das ist gelogen!"

„Na ja!" sagte der dwatsche Hans, — „es soll ja auch gelogen sein!"

So war es denn gekommen, daß er die Prinzessin gewonnen hatte. Die war ganz außer sich, wenn sie ihn nur ansah, und betheuerte: es wär' ihr doch nicht möglich, ihn zum Manne zu nehmen.

Aber was half's? — Der König befahl ihr, daß sie zu schweigen hätte und daß sie dem dwatschen Hans den Ring geben sollt'; und so mußte sie ihm denn den Ring geben.

Zu Hause wurde es dem dwatschen Hans kaum geglaubt. Die Brüder saßen gerad' beim Feuer und jammerten über ihre abgeschnittenen Ohren und Nasen und lachten den dwatschen Hans aus. Da zeigte dieser den Ring; und nun mußten sie's glauben, und der Bauer kleidete den dwatschen Hans fein ein.

Es hieß nachher noch, daß die Prinzessin alles Mögliche versucht hätte, den dwatschen Hans los zu werden; aber es soll ihr nicht gelungen sein; und so hat sie ihn denn wol heirathen müssen.

Der dwatsche Hans. V.

Es war einmal ein reicher König; der hatte drei Söhne und drei Töchter. Zwei von den Söhnen waren klug und kannten die Welt; der dritte Sohn aber, der Hans hieß, galt für so dumm, daß Alle ihn bloß „dwatscher Hans" nannten.

Nun war's gut, — eines schönen Tages sagte der König: er müßte verreisen; und dann befahl er dem Kutscher auf's Strengste an, nicht mit den drei Fräuleins in den großen Garten zu fahren; sie könnten spazieren fahren, wo sie wollten, aber nicht in jenen Garten. Wenn es doch geschähe, dann sollte der Kutscher auf's Erbärmlichste bestraft werden.

Kaum war der König weg, so erklärten die Prinzessinnen: sie wollten in den großen Garten fahren. Das war nämlich solch' ein Garten, in welchem Musik gemacht wurde, und wohin der König und die Königin öfters hinfuhren, um Kaffee zu trinken.

Als der Kutscher gerufen war, betheuerte er: er könne nun und nimmermehr den Fräuleins diesen Wunsch erfüllen; der König hätte es ihm zu streng' untersagt.

Na, dann würden sie ihn todtschießen!

Und die Fräuleins griffen schon nach den Flinten. „Herr Gott!" sagte der Kutscher, „wenn die Sache so steht, bleibt mir ja gar nichts Anderes übrig, als Ihnen den Willen zu thun. Soll ich mein Leben verlieren? Sollen meine Frau und Kinder Ihretwegen unglücklich werden? Nein! ich hab' meine Zeugen, daß ich nicht anderes thun konnte, als wie Sie mir androh'n!" Und damit ging er ab, um anzuspannen.

In jenem Garten hielten sich drei Riesen auf. Kaum waren die Prinzessinnen dort angekommen, so packte jeder Riese eine Prinzessin und fuhr mit ihr ab, daß ihr Hören und Sehen verging; der eine Riese hundert Meilen, der zweite zweihundert und der dritte dreihundert Meilen. Ach Gottchen, aber jetzt! Dem Kutscher wurd' allerhand zu Muthe; doch er hatte seine Zeugen; und als der König kam, wurd' Alles der Wahrheit nach erzählt. „Ja, ja," sagte der König, „ich ahnte das. Was soll nun aber gescheh'n?"

Da trat der älteste Prinz vor und sagte: er wolle in's Land

wandern und nachseh'n, was auszurichten wäre; am Ende könne er seine Schwestern erlösen. Er versorgte sich gut mit Geld und ritt ab.

Es dauerte nicht lange, so kam er an einen Krug. Sofort stieg er ab und trat ein. Dort waren noch Andere; und bald fing man an, zu spielen und zu trinken, — das mußte nur so sein! Mein Prinz betrank sich nicht wenig und verspielte Alles, was er mithatte.

Wie gar keine Nachricht kam, sagte der zweite Prinz: jetzt wolle er mal probiren, was auszurichten wäre! — versorgte sich gut mit Geld und ritt ab.

Als er an jenen Krug kam, stieg er ab und trat ein. Es gefiel ihm hier ganz wunderschön, denn er trank und spielte recht gern. Und so verspielte auch er Alles, was er mithatte, und war so betrunken, daß er bald nicht mehr zu kennen war.

Die Zeit verging; aber von den beiden Prinzen und den drei Prinzessinnen war Nichts zu hören. Darüber waren Alle im Schlosse schon recht betrübt.

„Nun werd' ich mal wandern und 'rumspüren!" sagte der dwatsche Hans. Zuerst wurde darüber sehr gelacht; doch zuletzt sagte der König: „Meinethalben! Aber nimm Dir'n Soldaten mit!"

„O nein," sagte der dwatsche Hans; „ich geh' zu Fuß und ganz allein. Lass' der Koch mir Etwas an Zehrung mitgeben! Mehr brauch' ich nicht."

Na schön! Der Koch packt' ihm ein bischen Vorrath ein, und mein Prinz wandert' ab, eigentlich ganz schlecht anzuseh'n.

Als er ein Ende gewandert war, kam er an jenen Krug und trat ein, weil er so großen Lärm hörte und schon auf der Straße die Stimmen seiner Brüder erkennen konnte. „So!" rief er, „das ist Euer Kundschaften! Ihr seid mir die Rechtschuldigen! Pfui über Euch!" Aber die Prinzen konnten schon nicht mehr benehmen, was er sagte, und tranken und spielten weiter. Da wanderte der dwatsche Hans wieder ab.

Jetzt kam er in einen großen, großen Wald; und wie er so darin herumsuchte, traf er einen Fuchs. Das war ein ungeheuer kluger Fuchs, der verwünscht war, und der sich nun gleich mit dem Prinzen bekannt machte. „Ich will Dir gern helfen!" sagte er, als der dwatsche Hans ihm Alles erzählt hatte; „setz' Dich auf meinen Rücken und lass' Dich von mir

führen! Wir wollen zuerst den ersten Riesen aufsuchen, der hundert Meilen weit von hier wohnt!"

Gesagt, gethan; es dauerte auch garnicht lange, so kamen sie dorthin. „Hör' mal," sagte der Fuchs zum dwatschen Hans, „wenn Deine Schwester sich um Dich ängstigen sollte, so sage ihr nur: der Riese würd' Dir Nichts thun; dess' bist Du sicher! Und dem Riesen antworte: Du wolltest dorthin, wo Du Dir Wasser des Lebens, Wasser der Stärkung und Wasser der Schönheit holen kannst! Und wenn er Dich bittet, ihm Etwas davon abzugeben, dann versprich ihm die Hälfte!"

So geschah es auch. Als der Prinz in jenes Haus ging, in dem seine älteste Schwester nun leben mußte, war diese sehr unglücklich und bat: „Ach Gott, lieber Bruder, mach', daß Du weg kommst! Wenn der Riese Dich hier antrifft, geht's Dir schlecht." — „Nein," sagte der Prinz, „ich bleibe hier, denn der Riese wird mir Nichts thun." Und als der Riese kam und ihn heftig anfuhr, sagte er: „Ich will dorthin, wo ich mir Wasser des Lebens, Wasser der Stärkung und Wasser der Schönheit holen kann." — „Bring' mir doch auch 'n bischen mit!" sagte der Riese. Und der dwatsche Hans versprach ihm die Hälfte.

„Nun koch' ein Viertel Rind!" befahl der Riese der Prinzessin; „ich will Deinem Bruder Etwas vorsetzen."

Die Prinzessin kochte das Fleisch; und der Prinz aß sich gut satt und nahm noch still ein großes Stück für den Fuchs. Dann verabschiedete er sich und suchte den Fuchs auf, der sich's auch gut schmecken ließ; und dann ritt er weiter.

„Jetzt wollen wir den zweiten Riesen aufsuchen, der Deine zweite Schwester geraubt hat; der wohnt hundert Meilen weiter!" sagte der Fuchs und trabte schnell vorwärts. „Wenn Deine Schwester sich um Dich ängstigen sollte, so sage ihr nur: der Riese würd' Dir Nichts thun; dess' bist Du sicher! Und dem Riesen antworte: Du wolltest dorthin, wo Du Dir Wasser des Lebens, Wasser der Stärkung und Wasser der Schönheit holen kannst! Und wenn er Dich bittet, ihm Etwas davon abzugeben, dann versprich ihm auch die Hälfte!"

So geschah es auch. Als der dwatsche Hans nun zu seiner zweiten Schwester kam, bat die vor Gott und nach Gott: er sollt' doch blos umkehren! denn der Riese würd' ihn gewiß ver-

derben. „Nein,“ sagte der Prinz, „ich bleibe hier, denn der Riese wird mir Nichts thun.“ Und als der Riese kam und ihn heftig anfuhr, sagte er: „Ich will dorthin, wo ich mir Wasser des Lebens, Wasser der Stärkung und Wasser der Schönheit holen kann.“ — „Bring’ mir doch auch ’n bischen mit!“ sagte der Riese. Und auch ihm versprach der dwatsche Hans die Hälfte.

„Nun koch’ ein Viertel Rind!“ befahl der Riese der Prinzessin; „ich will Deinem Bruder Etwas anbieten.“

Die Prinzessin kochte das Fleisch; und ihr Bruder aß sich schön satt und nahm in aller Stille noch ein großes Stück für den Fuchs. Dann verabschiedete er sich und suchte den Fuchs auf, der das Fleisch mit Appetit verzehrte; und darauf ging’s weiter.

„Hör’ mal,“ sagte der Fuchs, „jetzt wollen wir Deine jüngste Schwester aufsuchen; der Riese, der sie geraubt hat, wohnt wieder hundert Meilen weiter; der ist aber der gefährlichste Riese, denn er hat mehrere Köpfe. Wenn Deine Schwester sich um Dich ängstigen sollte, so sage ihr nur: der Riese würd Dir Nichts thun; deß’ bist Du sicher! Und dem Riesen antworte: Du wolltest dorthin, wo Du Dir Wasser des Lebens, Wasser der Stärkung und Wasser der Schönheit holen kannst! Und wenn er Dich bittet, ihm Etwas davon abzugeben, dann versprich ihm auch die Hälfte! Nach dem Essen versteck’ Dich im Zimmer! Dann muß Deine Schwester den Riesen, wenn er halb im Schlaf ist, fragen: wo man eigentlich die drei Wasser finden kann. Dann paß’ gut auf und befolge, was der Riese sagt!“

So geschah es auch. Als der dwatsche Hans zu der jüngsten Schwester kam, war die sehr betrübt und sagte: „Mach’, daß Du wegkommst! Wenn der Riese Dich antrifft, ist’s Dein Ende.“ — „Nein,“ sagte der dwatsche Hans, „ich bleibe hier, denn der Riese wird mir Nichts thun.“ Und dann beredete er mit ihr Alles, wie der Fuchs gerathen hatte.

Nun kam denn der Riese an und war sehr wüthend. „Du Erdenwurm,“ schrie er, „was hast Du hier zu suchen?“ — „Ich bin auf dem Wege dorthin, wo ich mir Wasser des Lebens, Wasser der Stärkung und Wasser der Schönheit holen kann.“

„Na,“ sagte der Riese, „wirst mir auch was abgeben?“

„O ja, die Hälfte!“

Schön! Jetzt befahl der Riese der Prinzessin: sie solle

ein Viertel Rind aufsetzen und kochen; er wolle ihrem Bruder Abendbrod anbieten.

Die Prinzessin kochte das Fleisch; und der dwatsche Hans aß sich schön satt und nahm heimlich ein gutes Stück für den Fuchs. Dann verabschiedete er sich und that, als ob er hinausginge; aber in Wirklichkeit blieb er in der Stube und verkroch sich da.

Es dauerte nicht lange, so fiel der Riese in Schlaf. Sofort nahm die Prinzessin eine Runge, die im Winkel stand, und schlug dem Riesen damit an die Köpfe. „Was willst Du?" fragte der Riese.

„Hör' mal," sagte die Prinzessin, „ich sinn' immer d'rüber nach, wo die drei Wasser doch sein mögen; meinst Du, ein Menschenkind könnt' das ausfindig machen?"

„Nein," sagte der Riese und lachte. „Ein Menschenkind kommt da nicht hin. Wer zu den drei Wassern gelangen will, muß das goldene Pferd aus meinem Stall nehmen und die dreihundert Meilen bis dorthin in einer halben Stunde geritten haben. Die drei Wasser sind in drei kleinen Plumpchen (Pumpen); und neben ihnen sitzt eine verwünschte Prinzessin. Aber in zwei Stunden ist die Zeit verlaufen; dann muß das goldene Pferd hier wieder im Stall' steh'n."

Der dwatsche Hans schlich hinaus und ging zum Fuchs, dem er das Fleisch gab, und mit dem er sich beredete, was geschehen solle. „Komm' rasch in den Stall!" sagte der Fuchs. Und sie gingen dorthin.

Da stand richtig ein goldenes Pferd. Beide setzten sich 'rauf, und heidi ging's fort! Und in einer halben Stunde kamen sie an jene Stelle, wo die drei Plumpchen standen, und wo die schöne, verwünschte Prinzessin saß.

Die Prinzessin war sehr erfreut, denn nun war sie erlöst. Der dwatsche Hans nahm sie zu sich auf's Pferd, nachdem er drei kleine Flaschen mit den drei Sorten Wasser gefüllt hatte. Fort ging's; und als die zwei Stunden um waren, stand das goldene Pferd wieder in seinem Stall, und der dwatsche Hans ging zu dem Riesen mit den vielen Köpfen. Die Prinzessin aber und der Fuchs blieben draußen.

Als der Riese die Hälfte von allem Wasser bekommen hatte, sagte er: „Weil Du so ein aufrichtiger Mensch bist, will ich Dir

auch etwas Gutes thun. Hier hast Du ein Schwert! — mit demselben kannst Du dreihundert Mann auf einmal die Köpfe abschlagen!"

Mein dwatscher Hans nahm das Schwert, bedankte sich und holte so weit aus, wie er konnte. Da kullerten die Köpfe des Riesen in der Stube 'rum. Auf diese Art war die jüngste Schwester erlöst.

Nun wurde das Wasser wieder umgefüllt; und dann ritten alle Vier auf dem goldenen Pferd davon und zu dem zweiten Riesen.

Als der zweite Riese das ihm versprochene Wasser bekommen hatte, sagte er ebenfalls: „Weil Du so ein aufrichtiger Mensch bist, will ich Dir auch etwas Gutes thun. Hier hast Du ein Schloß! — wenn Du an demselben drehst, entstehen sofort viele Soldaten, die mit Gewehren und Schaarmusik vor Dich hintreten und zu Deinen Diensten sind."

Mein dwatscher Hans nahm das Schloß, bedankte sich und schlug darauf dem Riesen den Kopf ab. So, nun war auch die zweite Schwester erlöst.

Das Wasser wurde wieder zurückgefüllt; und dann ritten Alle zu dem ersten Riesen, bei dem die älteste Schwester war. Alle Andern versteckten sich; nur der dwatsche Hans ging vergnügt in's Haus.

Als der Riese die Hälfte von dem Wasser bekommen hatte, sagte er: „Weil Du so ein aufrichtiger Mensch bist, will ich Dir auch etwas Gutes thun. Hier hast Du einen Hut! — wenn Du den auf die Erde stellst, entsteht ein schönes Schloß von Gold und Silber und Demant; und in den Stuben stehen gedeckte Tische mit so schönem Essen, wie Du in Deinem ganzen, ausgeschlagenen Leben noch nicht geseh'n hast."

Mein dwatscher Hans nahm den Hut, bedankte sich und schlug dem Riesen den Kopf ab. Das war nun ganz schön; jetzt war auch die älteste Schwester erlöst; aber, mein Gott, wie mocht' es in der Zeit den beiden Brüdern ergangen sein?

Zuerst wurde das Wasser wieder zurückgefüllt; und dann fing man an nach den Brüdern zu suchen. „Nimm nicht Rabenfleisch! ich warne Dich; nimm nicht Rabenfleisch!" sagte der Fuchs.

Mit der Zeit kamen Alle an jenen Krug. Ja, da hatten es die beiden Prinzen so arg getrieben, daß sie jetzt zum Galgen geführt werden sollten.

„Das geht nicht!“ sagte der dwatsche Hans und that Alles, was in seinen Kräften stand, die Brüder zu retten. Leicht war's nicht; doch zuletzt hatte er sie frei gemacht.

Nun sollten Alle zum Könige geh'n.

Ja, — es kam aber ganz anders. Die beiden ältesten Prinzen stuckften (stießen) den dwatschen Hans in die Wolfskaul' (Grube) und bedrohten ihn nach Möglichkeit. Und dann ließen sie die vier Prinzessinnen schwören: sie Beide wären ihre Erlöser. Ach Gott, ach Gott! es sollt' ihnen wenigstens ein Jahr und sechs Tage Trauerzeit um ihren wirklichen Erlöser zugestanden werden! baten die Prinzessinnen. Schön, aber Nichts weiter! — Und dann wanderten die Sechs nach dem Königsschlosse.

Währenddeß saß der dwatsche Hans betrübt in der Wolfskaul' und sann über sein Unglück nach. Er dachte garnicht daran, daß nicht weit von hier der Fuchs und das goldene Pferd waren, und daß er auch ganz in der Nähe seine Zaubersachen versteckt hatte; ihm war der Verstand ganz benommen.

Jetzt kam aber der Fuchs heran. „Hab' ich Dich nicht gewarnt: Du sollt'st kein Rabenfleisch nehmen?“ sagte er. „Deine Brüder gehören an den Galgen und sind Rabenfleisch.“ Mein dwatscher Hans seufzte. „Na wart',“ sagte der Fuchs, „vielleicht weiß ich Rettung! Stapf' Du mal mit Deinen Füßen ein Paar Stufen in die Kaulenwand! — So! — und nun pack' meinen Schwanz und halt' gut fest!“ Das geschah auch; und der Fuchs zog den dwatschen Hans aus der Wolfskaul'.

Als der dwatsche Hans oben stand, bedankte er sich sehr. „O,“ sagte der Fuchs, „dafür mußt Du jetzt thun, was ich haben will! Pack' wieder meinen Schwanz und schlag' mich immerzu um den Baum, — aber so stark, wie Du kannst!“

„Was?“ rief der dwatsche Hans; „ich soll Dich um den Baum schlagen? — Für all' das Gute, was Du an mir gethan hast? Erst hast Dü mir geholfen, die Schwestern zu erlösen; und dann bin ich durch Deine Hülfe dorthin gekommen, um die Brüder zu erlösen. Das soll nun mein Dank sein?“

„Thu', was ich Dir gesagt hab'!“ rief der Fuchs.

Da schmettert' der dwatsche Hans ihn nach Leibeskräften um den Baum; und eh' er sich's versah, stand der schönste Prinz vor ihm; und das war der frühere Fuchs.

„Du hast mich erlöst! Nun wollen wir immer zusammen bleiben!“ sagte der schöne Prinz. „Hier in der Nähe ist mein Königreich. Komm', nimm den Hut und zaub're ein königliches Schloß! und dreh' an jenem Schloß und zaub're Soldaten!“

So geschah es auch. Und das Gefunkel und die schöne Schaarmusik waren bis über die Grenze zu seh'n und zu hören. „Kinder, kommt, wir wollen doch mal hingeh'n und nachseh'n, was da los ist!“ sagte der alte König. Und Alle gingen hin.

Ach! — aber die Pracht! — Als die Prinzessinnen den dwatschen Hans sahen, riefen sie: „Da ist ja unser Erlöser!“ Doch der sah jetzt so fein aus, daß der Vater ihn garnicht erkannte. Es wurde aber nun Alles der Reihe nach erzählt. Sofort wollte der König die beiden ältesten Söhne umbringen lassen; doch der dwatsche Hans bat für sie und lud Alle zum Essen ein.

Bald darauf gab's Hochzeit. Der dwatsche Hans heirathete die verwünscht gewesene Prinzessin, und seine jüngste Schwester heirathete den früheren Fuchs. Und diese Vier lebten fortan in diesem schönen Schloß.

Ich war auch auf der Hochzeit und hörte die schöne Musik. Doch was half's? — ich mußte hierherkommen.

10.

Der dwatsche Hans. VI.

Es war einmal ein Mann, der einen einzigen Sohn hatte, der Hans hieß und den der Vater sehr schlecht behandelte. Der arme Junge konnte thun, was er wollte, — der Vater war nie damit zufrieden und schlug ihn so, daß Jenem Hören und Sehen verging.

„Ich halt' das nicht mehr aus! ich halt' das wahrhaftig nicht mehr aus!“ sagte der Sohn, der eigentlich immer „dwatscher Hans“ genannt wurde. Und damit lief er in den Wald.

Wie er so dalag, kam ein altes Mannchen; das fragte: „Warum liegst Du hier, mein Sohn?“

„Ach Gott,“ sagte Jener, „ich bekomm' so viel Prügel, daß ich kaum noch gehen kann; ich will lieber hier verkommen (sterben)!“

„Wenn Du in dem Frost liegen bleibst," sagte das alte Männchen, „dann wirst Du bald todt sein!"

„Ja," sagte der dwatsche Hans, „das thut dann nicht so weh, als wenn ich todtgeschlagen werde. Und ich habe auch drei Tage lang Nichts zu essen bekommen."

„Nein, mein Sohn," sagte das alte Männchen, „das geht so nicht! Hier geb' ich Dir ein Beutelchen; da ist so viel Essen d'rin, als Du willst; und immerzu, immerzu! Du brauchst nur hineinzugreifen. Iß Dich mal erst satt!"

Der dwatsche Hans nahm das Beutelchen, griff hinein und holte das schönste Essen heraus.

„Hör', mein Sohn," sagte das alte Männchen, „ich werd' Dir jetzt was sagen; das befolg' aber auch genau! Du sollst so glücklich und vornehm werden, daß Dein Vater noch flehentlich bitten wird: Du möchtest ihn blos ansehen! Aber, mein Sohn, Du mußt Dich nach meinen Worten richten und guten Muth haben!"

Der dwatsche Hans versprach Alles, und das alte Männchen sagte ihm: er solle aus dem Walde gehen bis an einen großen Berg und solle sich dort hinsetzen und auf das warten, was vorüberkäme. Er dürfte sich aber nicht ängstigen; was da auch Schreckliches kommen möge, es würd' ihm kein Leid geschehen.

Mein dwatscher Hans ging denn nun aus dem Wald, setzte sich an den großen Berg und wartete. Es dauerte nicht lange, so kam eine furchtbar große Schlange an, die beim Laufen so außer Athem gekommen war, daß sie das Maul groß aufreißen mußte und immer schnappte und jappte. Aber mein dwatscher Hans fürchtete sich nicht; die Schlange konnte sich stellen, wie sie wollte; er that, als sah er sie nicht. Und endlich ging sie ab.

Nun dauerte es nicht lange, so kam ein fürchterlich großer Frosch an, — so groß, daß Einem gleich himmelangst werden konnte. Aber der dwatsche Hans machte sich nicht viel daraus und wartete geduldig, bis der Frosch endlich davonging.

Wieder nach einer Weile kam ein großer, großer Adler. Der war nun aber ganz fürchterlich anzusehen; doch er war freundschaftlich zum dwatschen Hans und sagte: „Guten Tag, mein Sohn!"

„Guten Tag!" sagte der dwatsche Hans; und dann unterhielten sie sich ein Weilchen. Zuletzt flog der Adler ab.

Als er ein Ende weit geflogen war, kam mit einem Mal ein

Reiter an, — so ein kräftiger, noch garnicht alter Mann auf einem großen, stattlichen Fuchs (Pferd).

Der Reiter hielt still und fragte: ob hier nicht irgend Etwas vorbeigekommen wär'?

„Ach ja," sagte der dwatsche Hans, „erst kam eine große Schlange, dann ein großer Frosch und zuletzt ein großer Adler."

„Herr Gott, mein lieber Sohn," sagte der Mann, „sag' mir doch in aller Welt: sind die schon weit weg?"

„Na," sagte der dwatsche Hans, „die Schlange und der Frosch mögen ja wol schon ein nettes End' weit gekommen sein; aber der Adler kann noch nicht so weit sein."

„Hör', lieber Sohn," sagte der Mann, „ich muß dem Adler nachreiten; vielleicht hole ich ihn noch ein. — Aber warum sitz'st Du eigentlich hier?"

Da erzählte ihm der dwatsche Hans Alles und sagte: er wolle sich jetzt irgendwo vermiethen.

„Weißt Du was," sagte der Mann, „vermieth' Dich bei mir! Ich gebe Dir jeden Tag eine halbe Metze Geld; und Du sollst nur leichte Arbeit haben. Willst Du?"

„I ja, ich will!" sagte der dwatsche Hans.

„Na, dann geh' nur diesen Berg in die Höhe und auf der andern Seite hinunter! Ehe Du unten ankommst, wo ich wohne, werde ich schon zurück sein und Dir weiter sagen, was ich will." Und damit ritt er ab, und mein dwatscher Hans klettert' jenen Berg in die Höhe.

Er fing gerade an, auf der andern Seite hinunterzuklettern, als er da unten, wo ein schönes, großes Haus und andere Gebäude standen, schon den Mann mit dem Fuchs sah. Er also rasch hin!

„Mein Sohn," sagte der Mann, „hier in diesem Stall sind viele Hunde; die mußt Du füttern und besorgen! Weiter hast Du Nichts zu thun."

Das war nun ganz schön, und der dwatsche Hans bekam jeden Tag eine halbe Metze Geld und hatte schon einen Sack damit vollgefüllt.

Da geschah es eines Tages, daß der große Adler ankam. „Hör' mal, Hans," sagte er, „man sagt zwar: die Hanse sei'n dwatsch; aber bei Dir trifft's zu. Du bist ja wol nicht klug: immer

hier zu bleiben! Du hast nun Geld genug; was willst Du noch mehr? Ich sag' Dir, nimm dem Mann' den Fuchs weg und reite in die Stadt, wo Du zu Hause bist! Dort kannst Du Dir Alles kaufen, was Du willst, und kannst heirathen. Du kannst auch Deinem Vater Gutes thun, denn der geht jetzt prachern (betteln). Aber Du mußt den Fuchs in der Nacht nehmen, wenn der Mann schläft! Und sollte der auch aufwachen und schreien, -- reite nur muthig vorwärts!"

Richtig, der dwatsche Hans ging zur Nachtzeit in den Stall, band dem Fuchs den Sack Geld auf, schwang sich hinauf und ritt davon. Jener Mann wachte auf und schrie und schrie, daß es wer weiß wie weit noch zu hören war; aber es half ihm Nichts; der dwatsche Hans ritt weiter und kam zuletzt in der Stadt an.

Hier lebte eine reiche Kaufmannsfrau, der eben der Mann gestorben war, und die nur einen Sohn hatte. In die verliebte sich der dwatsche Hans, und darum sagte er ihr: sie solle nur getrost ihrem Sohne das ganze Eigenthum überlassen! er wäre reich genug, sich selber Alles einzurichten. Und so geschah es auch. Der dwatsche Hans heirathete die Wittwe und lebte von nun an herrlich und in Freuden.

11.

Der dwatsche Hans. VII.

Es war einmal ein Schäfer, und der hatte einen einzigsten Sohn; und der Sohn hieß Hans. Keiner hielt viel von dem, und darum nannten Alle ihn immer nur „dwatscher Hans".

Eines Abends ging dieser, der nun schon achtzehn, im neunzehnten Jahr alt war, in's Dorf zu seiner Braut. Wie er an's Haus kam, sah er zwölf Männer auf sich zu kommen. Er bückte sich rasch; aber die Männer hatten ihn schon bemerkt. „Wer bist Du?" riefen sie.

„Ich bin, was Ihr seid!" sagte der dwatsche Hans.

„Na, dann komm' mit! — Kannst Du auch gut stehlen?"

„O ja," sagte der dwatsche Hans, der nun erkannte, daß es Diebe waren, „ich kann es ganz gut. Sagt nur, was ich thun soll!"

„Weißt Du, Du kannst Deinen Herrn bestehlen!“ sagten die Männer. „Aber hat er auch was zu stehlen?“

„O ja,“ sagte der dwatsche Hans; „in der Kasse ist Geld, und im Rauch hängen Würste, Fleisch und Speck.“

„Dann stiehl, was Du kannst!“ sagten die Männer. Und der dwatsche Hans ging auch gleich darauf los. Es gelang ihm ganz gut, das Geld zu nehmen; und jetzt kletterte er in den Schornstein, um das Räucherwerk zu holen. Er hatte schon einen ganzen Sack voll Würste und alles Andere hinuntergeworfen, so daß die zwölf Männer es auffangen konnten. Da rief er laut: „Soll ich auch die Asche stehlen?“

„Still, Du Bengel!“ riefen die zwölf Männer. „Wenn Du so schreist, wird noch Jemand kommen, und wir sind verrathen.“

Nachdem sie Alles beisammen hatten, gingen sie in die Mördergrube, d. h. in das Haus, in dem sie Alle wohnten. Da war Gestohl'nes die Füll' und die Füll'.

„Hör' mal, Hans,“ sagten die Männer, „morgen werden hier zwei Fleischer mit einem Mastochsen vorbeikommen; kannst Du Dir's übernehmen, den zu stehlen?“

„O ja“, sagte der dwatsche Hans, „ich denk' ja wol, ich kann.“

Nun hatte er mal seinem Herrn ein Paar feine Handschuhe gestohlen; von denen warf er einen auf den Weg, den die Fleischer gehen mußten.

Als die Fleischer am andern Morgen mit dem großen, fetten Mastochsen vorbeikamen, sahen sie den einen Handschuh auf dem Weg.

„Sieh' mal, Bruder,“ sagte der Eine, „das ist ein schöner Handschuh!“

„Ja, wenn wir zwei solche hätten!“ sagte der Andere. Und so ließen sie den Handschuh liegen.

Mein dwatscher Hans aber lief rasch ein Ende voraus und warf den zweiten Handschuh auf den Weg.

Als die Fleischer an diese Stelle kamen und den Handschuh sahen, riefen sie: „Nun hätten wir ein schönes Paar! Wir wollen umkehren und den andern holen!“ Und dann banden sie ihren Ochsen an einen Baum und gingen zurück.

Der dwatsche Hans aber nahm den Ochsen und führte ihn rasch in die Mördergrube, wo die zwölf Männer sofort den Ochsen schlachteten.

Als die Fleischer ihren Ochsen nicht fanden, gingen sie zu dem Herrn, von dem sie ihn gekauft hatten, und fragten: ob der Ochs vielleicht zurückgekommen wäre. „O bewahre!“ sagte der Herr; „wär' der Ochs hier, so solltet Ihr ihn haben; aber er ist nicht hier.“ So mußten denn die Fleischer absocken (abgehen).

Dem dwatschen Hans wurde nun befohlen, das Ochsenfell zu verkaufen. — Während er durch den Wald ging, kam eine feine Kutsche vorbei, in der ein feiner Herr saß. Als der dwatsche Hans das Fuhrwerk sah, schrie er einmal über's and're mal: „Ich nicht! ich nicht! Die andern Zwölf' haben's gethan.“

Der Herr ließ halten und sagte zum Kutscher: „Hör' mal, da schreit Einer „Rettung!“ Laß' uns geh'n und nachseh'n!“

„Nein, gnäd'ger Herr,“ sagte der Kutscher, „fahren Sie nur weiter! Wer weiß, was das Geschrei zu bedeuten hat!“

Aber der Herr stieg dennoch aus, und der Kutscher mußte auch heruntersteigen, und Beide suchten.

Die zwölf Männer hatten Alles mit angehört. „Nun seht doch blos den dummen Kerl, den dwatschen Hans!“ riefen sie. „Er schreit, wo's garnicht nöthig ist; er kann uns noch verderben.“

Aber mein dwatscher Hans lief rasch zu der Stelle, wo die Kutsche stand, setzte sich da hinauf und fuhr ab. Es dauerte nicht lange, so kam er an einen Krug, der dicht an der Landstraße lag. Der Krüger war gestorben, und die Frau wirthschaftete nun allein. Der dwatsche Hans brachte die Kutsche auf den Hof und fragte: ob er hier für die Nacht ein Obdach bekommen könnte?

„O ja,“ sagte die Krügersfrau; „das könnt Ihr bekommen! Ich wirthschafte freilich nur allein; mein Mann ist unlängst gestorben.“

„Na, am End' können wir Zwei noch ein Paar werden!“ sagte der dwatsche Hans. „Aber nun zeigt mir mein Zimmer!“ — Und damit ging er zur Ruh'.

Am andern Tage sagte er der Krügersfrau, er müsse in die Stadt gehen; und dann sagte er ihr, was er vorhabe und daß sie Alles so thun soll, wie er's wünsche; er hätte jetzt viel vor und wolle es auch ausführen. Und in der Stadt holte er sich Gensdarmen und Soldaten zusammen, so viel' als er nur bekommen konnte, und brachte Alle in den Krug, wo sie versteckt wurden, — Einer hier, Einer da. Dann sagte er zu der Krügersfrau: „Wenn ein Mann herkommen und an's Fenster klopfen wird, um nach

dem Krüger zu fragen, so sagt ihm: der sei ausgegangen, müßt' sich aber indem (bald) finden! — Und paßt auf! wenn Ihr das gesagt habt, so werden noch zwölf and're Männer erscheinen, und Alle werden in Euer Haus kommen. Aber dann können die Gensdarmen und Soldaten ihre Schuldigkeit thun!"

Richtig! kaum waren die Gensdarmen und Soldaten versteckt, so klopfte es an's Fenster. „Ist der Krüger zu Hause?" fragte der erste Dieb, während die andern ölf Diebe ein Endchen davon standen und lauerten.

„Er ist ausgegangen, muß sich aber indem finden!" rief die Krügersfrau.

Da trat der Mann ins Haus, und bald folgten ihm die andern Männer. Aber nun war's gut! Die Gensdarmen und Soldaten packten sie fest und schleppten sie weg.

Darüber war große Freude; und noch größere Freude war, als der dwatsche Hans sagte: die Leute aus der Stadt sollten nur mit ihm in die Mördergrube kommen und dort theilen, was sie fänden.

So gingen denn Alle hin und theilten. Da lag Roggen und and'res Getreide und Fleisch und Alles, was man sich nur denken konnt', denn die zwölf Männer hatten nach Möglichkeit gestohlen. Der dwatsche Hans suchte sich blos schöne Kleider und Geld heraus, stieg dann in die Kutsche und fuhr in sein Dorf.

Wie der Herr das feine Fuhrwerk kommen sah, rief er zu den Mädchen: „Herr Jes, nun kriegen wir noch Besuch! Fegt rasch aus!" — denn es war garnicht recht aufgeräumt. Aber die Kutsche kam nicht zum Herrn; sie fuhr beim Schäfer vor. „Potztausend!" sagte der Herr, „ich muß doch mal zu Schäfers hingeh'n und nachseh'n, was das bedeuten soll! Wie kommen die dazu, daß so feiner Besuch bei ihnen vorfährt?"

Er ging hin und trat in die Stube. „Was soll das hier bedeuten?" fragte er den Schäfer und besah sich dabei den feinen jungen Mann.

„Na, gnäd'ger Herr, kennen Sie meinen Sohn — den dwatschen Hans — nicht mehr?" fragte der Schäfer.

„Was werd' ich nicht den dwatschen Hans kennen!" meinte der Herr. „Aber dies ist ein feiner Herr, und ich möchte wissen, wer er ist."

„Er ist mein Sohn!“ sagte der Schäfer und erzählte, wie reich und vornehm der jetzt geworden sei.

„Jung', wie hast Du das gemacht?“ fragte der Herr.

„Gnäd'ger Herr, mit meinen zehn Fingern und durch meine List.“

„Wie hast Du's angestellt?“

„Ja, das kam so!“ Und nun erzählte er dem Herrn Alles, wie es gekommen wär', und daß er sich wol zu Reichthum gebracht hätte.

„Nein, Hans,“ sagte der Herr, „so was konnt' ich mir nicht denken, und ich möchte gern eine Probe von Deinen Listen seh'n! — Morgen holen zwei Fleischer einen Mastochsen von mir ab; ich habe ihn für sechszig Thaler verkauft. Willst Du's übernehmen, ihnen den Ochsen so wegzustehlen, daß ich ihn wiederkrieg'?“

„Warum nicht, gnäd'ger Herr?“ antwortete der dwatsche Hans. „Das ist mir ein Leichtes.“

Am andern Morgen warf er wieder einen schönen Handschuh — viel schöner als jenes Paar — auf den Weg. Es dauert' nicht lange, so kamen die Fleischer mit dem Mastochsen vorbei.

„Sieh' mal, Bruder,“ sagte der Eine, „das ist ein schöner Handschuh!“

„Ja, wenn wir Zwei' solche hätten!“ sagte der And're. Und so ließen sie den Handschuh liegen.

Mein dwatscher Hans lief aber — ganz so, wie damals — wieder ein Ende voraus und warf den zweiten Handschuh auf den Weg.

Als die Fleischer nun näher kamen und den Handschuh sahen, sagten sie: „Jetzt könnten wir ein schönes Paar haben! Wir wollen doch lieber umkehren und den andern holen!“ Und damit banden sie den Ochsen an einen Baum und gingen zurück.

Der dwatsche Hans aber nahm den Ochsen und führte ihn rasch in den Schafstall.

Als die Fleischer ihren Ochsen nicht fanden, gingen sie zu dem Herrn und fragten: ob der Ochs vielleicht zurückgekommen wär'. „I wo!“ sagte der Herr, „wär' der Ochs hier, so solltet Ihr ihn haben; aber er ist nicht hier.“ Da gingen die Fleischer betrübt ab.

„Gnäd'ger Herr,“ sagte der dwatsche Hans, „ich schlacht' Ihnen den Ochsen und salz' Ihnen das Fleisch ein; so haben Sie für 'ne lange Zeit genug. Was sagen Sie nun zu mir?“

„Du bist doch klüger, Hanschen, als ich gedacht hab'!" sagte der Herr und lachte. „Aber, mein Sohn, ich möchte wissen, ob Du's möglich machen könntest, mein bestes Pferd aus dem Stall wegzustehlen, wenn ich sechs Mann und zwei Hunde Wache halten lasse!"

„O, gnäd'ger Herr," sagte der dwatsche Hans, „warum nicht? Mir ist's 'ne Kleinigkeit."

Nun befahl der Herr seinem Kutscher, daß der sich auf das Pferd setzen solle, und sagte ihm: er dürfe sich die ganze Nacht über nicht von seinem Platz rühren. Und dann wurden noch fünf and're Männer in den Stall beordert, und zwei große Hunde wurden ebenfalls da hineingebracht. „So, jetzt wollen wir mal seh'n, was der dwatsche Hans kann!" sagte der Herr.

Mein dwatscher Hans aber zog sich einen Frauenrock an und setzte sich eine Haube auf, band sich ein großes Tuch um und ging in die Stadt, um ein Schlafpulver zu kaufen. Das Pulver schüttete er in eine Flasche mit Schnaps; dann steckte er noch eine Flasche mit reinem Schnaps zu sich; und wie der Abend kam, ging er an den Stall. „Ach, liebe Leutchen, laßt mich doch bei Euch bleiben!"

„Was will Sie, altes Mutterchen?"

„Ach liebe, gold'ne Leutchen, laßt mich doch diese ein' einzigste Nacht hier bleiben! Ich bin so müde, daß ich meine Füße nicht schleppen kann."

„Jo, mein Mutterchen," sagten die Männer, „will Sie sich da in die Streu legen, dann kann Sie's thun! Aber bess're Herberg' haben wir nicht."

„O mein Gottchen, ich bin mit Allem zufrieden!" sagte der dwatsche Hans, legte sich in die Streu und nahm einen tüchtigen Schluck guten Schnaps.

Wie die Männer das Schlucken und Klucksen hörten, sagten sie: „Na, hör' Sie, Mutterchen, Sie trinkt wol beinah' Schnaps?"

Der dwatsche Hans sagte „ja" und trank weiter.

„Na, Sie könnt' uns auch einen Schluck geben!"

„Von Herzen gern!" sagte der dwatsche Hans, stand auf und rührte die Flasche mit dem Schlaftrunk um und um und gab dann Jedem einen tüchtigen Schluck; zuletzt flößt' er noch den Hunden davon ein.

Sofort fielen Alle in Schlaf. Da nahm der dwatsche Hans die Hunde und setzte in jedes Fenster — nach verschiedenen Seiten — einen von ihnen hin, mit den Poten (Pfoten) an's Fenster gestützt. Dann hob er den Kutscher vom Pferd und setzte ihn auf den Querbalken. Und die fünf Männer häufte er übereinander, so daß sie wie ein Klumpen dalagen. Dann nahm er das Pferd und führte es davon.

Der Herr war schon von Anfang an von der ganzen Geschichte so aufgeregt, daß er nicht schlafen konnte. Er stand auf und ging nach dem Stall. Nun verwunderte er sich aber nicht wenig, als er die beiden Hunde sah, und lief zu seiner Frau und sagte: „Frau, erbarm' Dich, komm' in den Stall und sieh', was los ist!" Und dann gingen Beide in den Stall.

„I was wird doch nun?" rief die Frau. Und Beide waren über die Maßen erstaunt, weil die Hunde immer so steif dasaßen und die fünf Männer wie ein einziger Klumpen dalagen und der Kutscher auf dem Querbalken saß. Aber der Herr hatte seine Reitpeitsche mit und riß dem Kutscher Eins über. „Wo hast Du das Pferd?" schrie er.

„Das Pferd? — das Pferd?" rief der Kutscher.

„Ja, das Pferd!" schrie der Herr.

„Gnäd'ger Herr, ich sitz' ja d'rauf!"

Da hatte er wieder Eins mit der Reitpeitsche! Nun wurde er munter. Er sprang vom Querbalken und fiel vor dem Herrn auf die Kniee und sagte: „Gnäd'ger Herr, wir Alle waren ganz munter; und ich weiß wahrhaftig nicht, wie's zugegangen ist, daß das Pferd weg ist."

Der Herr zählte ihm aber noch ein Paar (Schläge) mit der Reitpeitsche auf und ging dann zum Schäfer, wo der dwatsche Hans ihm gleich das Pferd zuführte.

„Aber, Hans," sagte der Herr, „wie hast Du's nur möglich gemacht?"

„Gnäd'ger Herr," sagte der dwatsche Hans, „das ist mir Alles eine Kleinigkeit. Jetzt aber zieh' ich in die weite Welt und werde heirathen!"

„Was willst Du noch haben?" frägte der Herr.

„Nichts, gnäd'ger Herr, als blos meinen alten Vater; den nehme ich mit mir!"

Und damit fuhr er mit dem Alten ab und zu jener Krügersfrau, die er auch richtig heirathete. Und von nun an lebte er in lauter Freuden. Ja, mein Gott, Alle nannten ihn den dwatschen Hans; aber ich sag': der hatte Verstand — mehr, wie nicht genug.

12.

Vom Prinzen, der gehängt werden sollte.

Es waren einmal ein König und eine Königin; die wünschten sich so sehr Kinder, aber sie bekamen keine; und darum grämten sie sich nun schon eine lange Zeit.

Aber endlich ging ihr jahrelanger Wunsch in Erfüllung: es wurd' ein junges Prinzchen geboren; und nun wußten sie garnicht, wie sie sich genug freuen sollten.

Wie das Kind noch ganz klein war, kam so 'n altes Weibchen, das eigentlich eine Hexe war, vorbei und weissagt'. Und sie weissagte sehr Schlimmes, denn sie sprach zum König und seiner Gemahlin: „Wenn Euer Sohn neunzehn Jahre alt sein wird, wird er vom Bösen gehängt werden!"

Da weinten der König und die Königin und waren von Stund' an sehr betrübt.

Das Kind aber wuchs auf in voller Gesundheit und Schönheit und war so klug und artig, und Alle hatten es gern. In der Schule ging es ihm sehr gut, denn es lernte fleißig und wußte überall Bescheid.

So verging die Zeit, und mein Prinz war nun schon fünfzehn Jahr' alt. Allmälig merkt' er doch, daß seine Eltern immer so traurig wurden, wenn sie ihn ansah'n, und daß sie nie froh waren, sondern oft still vor sich weinten. Da besann er sich, wie er am besten den Grund von dieser Traurigkeit erfahren könnte, und legte eines Tages, als der Mittagstisch gedeckt war, drei geladene Pistolen auf den Tisch: eine auf den Teller des Königs, eine auf den der Königin, und eine auf seinen eigenen Teller.

„Was soll das bedeuten?" fragten die Eltern, als sie sich an den Tisch setzten.

„Das ist sehr einfach!" antwortete der Prinz. „Ich muß

Euch gesteh'n, daß ich's nicht länger ertragen kann, Euch immer so betrübt zu seh'n. Ich gebe mir doch alle Mühe und lerne fleißig und bin gesund und gerad' gewachsen, und es fehlt weder mir, noch Euch Etwas; — und doch seht Ihr immer so traurig aus und beobachtet mich immer von der Seite, als dächtet Ihr nicht gut von mir. Ihr denkt wol, ich seh' das nicht? Aber wenn Ihr mir nun nicht sagt, was der Grund davon ist, schieße ich uns alle Drei todt, — erst den Vater, dann die Mutter und dann mich!"

Da sahen sich die Eltern an und seufzten. Und der König sagte: „Mein Sohn, wenn Du es denn durchaus wissen willst, so will ich's Dir sagen. Du mußt es ja doch einmal erfahren!" Und nun erzählte er ihm, was ihm bevorstand.

Der Prinz aber lachte und sagte: „Wenn das Alles ist, was Euch Kummer macht, so können wir ruhig sein! Nein, liebe Eltern, macht Euch nicht so viel d'raus, sondern seid fröhlich und guter Dinge! Ich werd' mir schon zu helfen wissen."

Der König und die Königin waren zwar nicht so ruhig darüber, wie ihr Sohn, aber es war ihnen doch schon etwas leichter um's Herz, seit er Alles wußte.

So verging wieder eine lange Zeit, und nun war mein Prinz schon achtzehn Jahre alt. Er hatte Alles ausgelernt und wollte sich die Welt besehen und dachte auch in seinem Sinn: wandere ich erst so weit und breit umher, soll mich der Böse nicht so leicht finden!

Und damit ging er ab.

Nun wandert' er denn die große Straße entlang und immer weiter und kam zuletzt an ein großes Gewässer. Da aber lag ein großes Raubschiff, und die Leute nahmen ihn sofort gefangen und schleppten ihn auf das Schiff. Das wollte ihm nicht gefallen; doch was war zu machen? — er mußte sich's gefallen lassen.

Wie das Schiff so weiter fuhr, kam es nach einigen Tagen an ein großes Land und legt' sich zur Nacht an's Ufer. Und da träumte dem Prinzen: er solle aufsteh'n und an's Land geh'n! dort lägen die Knochen von einem Verstorbenen, und die solle er vergraben!

Sofort stand mein Prinz auf, ging an's Land, fand da richtig die Knochen und vergrub sie. „I," dacht' er, „jetzt bin ich schon einmal glücklich von dem Schiff gekommen; jetzt will ich auch weiter wandern und den Räubern entflieh'n!"

Und damit floh er in's weite Land.

Es dauert' nicht lange, so kam er an eine ganz nette, große Stadt und ging da zu einem vornehmen Kaufmann und verstellte sich so und sagte: er wär' ein Kaufgesell und bät' um Anstellung.

Der Kaufmann besah ihn sich und sagte: „Du gefällst mir ganz gut, und meinetwegen kannst Du in meinen Dienst treten!"

So trat denn der Prinz in den Dienst des Kaufmanns; aber Keiner wußte, wer er eigentlich sei, und er sagte es auch Niemand, sondern that still seine Arbeit.

Nun war er aber so'n hübscher, junger Mensch geworden, und die Tochter des Kaufmanns verliebt' sich ganz und gar in ihn und wünscht' sich in ihrem Herzen: sie möchte ihn heirathen.

Wenn Alle zusammen bei Tische saßen, sah sie ihn immer an, so daß das nicht unbemerkt bleiben konnte. Und wie sie auch eines Tages so verliebt neben ihm saß, sah das der Kaufmann und fragte sie: was das eigentlich bedeuten sollte, und was sie sich dabei dächte?

Da mußt' sie denn bekennen: sie hätte nur den einen einzigen Wunsch, den Kaufgesell zu heirathen.

„Ach Gott," sagte der Prinz, „ich bin doch nur ein Kaufgesell, und Du bist viel vornehmer, als ich! wie sollte das wol zugehen, daß ich Dich heirathen könnte?"

Aber das Mädchen betheuerte, sie liebte ihn mehr, als all' ihr Geld und all' ihre Vornehmheit; und so blieb denn Nichts übrig, als daß die Eltern die Zustimmung gaben, und die Hochzeit ausgerichtet wurde.

Das junge Paar lebte nun sehr glücklich. Sie hatten ein eigenes Haus und hielten sich zwei Dienstmädchen; und Alles war so schön und vollkommen.

So verging wieder ein End' Zeit, und nun kam der Tag heran, an welchem der Prinz neunzehn Jahre alt wurde und an welchem er vom Bösen gehängt werden sollte. Er überlegte sich das und beredt' seine Frau, an diesem Tage und in dieser Nacht vom Hause entfernt zu sein, damit sie den Jammer nicht mitanseh'n sollt'. Und die Frau dachte sich nichts Böses und verreiste, wie er's gewünscht hatte.

Als es Abend geworden war, und der Prinz schon schlafen gegangen war, und auch die beiden Dienstmädchen schon eingeschlafen

waren, rabastelt' es so leis' um's Haus herum, und es klang so, als wenn mehrere Männer hin und her gingen. Und es gingen auch mehrere Männer hin und her.

Mit Eins kamen sie an das Bett des Prinzen. Der wachte auf und sah drei pechschwarze Gestalten vor sich und dachte gleich bei sich: jetzt geht's los! Und sie schleppten ihn vor die Thür, wo schon ein großer, schwarzer Galgen aufgebaut war, und wollten ihn da aufhängen. Da war aber noch eine ganz weiße Gestalt, und das war der Mann, dessen Knochen der Prinz damals begraben hatte; der rang immer mit den drei schwarzen Männern und ließ es nicht gescheh'n, daß sie den Prinzen an den Galgen hoben. Und währenddem, daß sie miteinander so rangen, verging die Mitternachtsstunde, und der Zauber war vorbei, und der Böse konnte nun dem Prinzen Nichts mehr anhaben. Alle Gestalten verschwanden, der Galgen verschwand, und mein Prinz lag bald wieder in seinem Bett und schlief weiter.

Die beiden Dienstmädchen waren auch aufgewacht, als der Lärm angefangen hatte; sie waren an's Fenster gelaufen und hatten Alles zugeseh'n und hatten sich schrecklich gegraut. Sie saßen bei verschlossenen Thüren und waren froh, als der Morgen endlich anbrach und die junge Frau nach Hause kam.

Die fragt' nun gleich: wie Alles ständ', und ob Etwas vorgefallen wär'.

„Es ist Alles in Ordnung," sagten die Mädchen; „und so ist nichts gescheh'n. Blos dem Herrn wär's bald schlecht gegangen."

Und nun erzählten sie der jungen Frau Alles, was sie geseh'n und gehört hatten, und machten der solche Angst, daß sie weinend zu ihrem Manne lief und ihn vor Gott und nach Gott bat, ihr die ganze Geschichte zu erklären.

Das that dieser denn auch; aber er sagte ihr nicht, wer er sei, sondern schrieb heimlich an seine Eltern und meldete ihnen, wie Alles sich zum Guten gewendet hätte. Und die Eltern antworteten ihm und baten, er möchte nun doch ausgeben, daß er ein Prinz sei, und möchte nach Hause kommen und sein Königreich in Besitz nehmen.

Wie nun dieser Brief in die Stadt kam, wo der Prinz wohnte, geschah es, daß die junge Frau ihn dem Briefträger abnehmen mußte, und sie verwunderte sich denn nun nicht wenig, welch' dicken

Brief ihr Mann bekomme, und hätt' über alle Maßen gern gewußt, was drin stände. So machte sie denn den Brief heimlich auf und las Alles. Da erschrak sie und lief zu ihrem Manne und sagte: „Ach Gott, ich hab' ja nicht geahnt, daß Du ein Prinz bist! Ach, nun bist Du viel vornehmer, als ich, und wirst nun Nichts mehr von mir wissen wollen!"

Da herzte sie aber der Prinz und sagte: „Trock'ne Deine Thränen und sei fröhlich! Damals warst Du vornehmer, als ich, und ich war Dir doch nicht zu gering, weil Du mich lieb hattest. Jetzt ist's umgekehrt; ich bin vornehmer, als Du, aber Du bist mir doch nicht zu gering, weil ich Dich so lieb habe!"

Und damit zogen sie zu seinen Eltern. Und dort wurde ein großmächtiges Fest ausgerichtet, und Alle lebten fortan in Freud' und Seligkeit.

13.

Die muthigen Schneider.

Ein Schmied hatte drei Söhne, und alle Drei' erlernten das Schneiderhandwerk. Als sie ausgelernt hatten, begaben sie sich auf die Wanderschaft.

Wie sie so wanderten, kamen sie vor ein Schloß und mußten sich recht verwundern, denn dort wurden alle Sachen in den Hof getragen. „Was soll das bedeuten?" fragten sie.

„Hier spukt es!" gab man ihnen zur Antwort.

Na, nun spukt es zwar an manchem Ort, aber meine Schneider sagten doch: „Ach was! Was soll hier spuken?"

„Ja, wahrhaftigen Gott! es spukt!" betheuerten die Leute. Und der König, dem das Schloß gehörte, kam auf den Hof und unterhielt sich mit den Schneidern und sagte ihnen: sie sollten die Hälfte von allen Sachen bekommen, wenn es ihnen gelänge, den Spuk zu vertreiben.

„Ja, das wollen wir schon kriegen!" sagten die Schneider.

Nun wurden drei Betten im Schlosse zurechtgestellt; und die Schneider bekamen schönes Abendbrod. Alle Andern aber verließen das Schloß.

Nachdem die Drei' sich gut satt gegessen und getrunken hatten, legten sich zwei von ihnen in ihre Betten; aber der älteste Schneider, der zugleich der Verständigste war, setzte sich an einen Tisch, um den er einen Kreis gezogen hatte, so daß ihm Niemand Etwas anhaben konnte, und las.

Als es ölf Uhr schlug, rasselte es im Schornstein, und nach einander kamen da herunter ein Kessel, ein Dreibein, ein Schlachttrog und drei Männer. Der Schneider rührte sich nicht, sah jedoch zu, wie die Männer nun ihre Handtierungen vornahmen. Sie schleppten den einen Schneider aus dem Bette, schlachteten ihn, bebrühten ihn und wuschen ihm den Kopf; danach legten sie ihn wieder in's Bett zurück, — und es war so, als ob gar Nichts geschehen wäre. Und wie es nun zwölf Uhr schlug, verschwanden Kessel, Dreibein, Schlachttrog und Männer. Jetzt legte sich auch der älteste Schneider in sein Bett und schlief sich gut aus.

Am andern Tage war dem jüngsten Bruder, den die Männer in der Nacht vorgehabt hatten, erbärmlich flau und hungrig zu Muthe; und darum verzehrte er nun eine Mahlzeit nach der andern.

Alle Leute verwunderten sich nicht wenig über die muthigen Schneider, die richtig eine Nacht im Schlosse geblieben waren und auch noch weiter da bleiben wollten. Der älteste Bruder sagte Nichts von seinen Erlebnissen, sondern wachte auch in der zweiten Nacht und sah ruhig zu, wie der Spuk wieder durch den Schornstein kam und wie nun der andere Bruder vorgenommen wurde.

Am nächsten Morgen war dem geschlachteten und bebrühten Schneider so sehr nach Essen und Trinken zu Muth', daß er kaum genug bekommen konnte.

Nun kam aber die dritte Nacht heran; und jetzt war die Reihe an dem ältesten Schneider. Punkt ölf Uhr erschienen wieder der Kessel, der Dreibein, der Schlachttrog und die drei Männer. Die beiden jüngeren Schneider schliefen und schnarchten; die dachten sich nichts Böses, denn sie hatten den Spuk verlacht. Aber ihr Bruder mußte nun mit ihm kämpfen. Doch welche Mühe die Zauberer sich auch gaben, sie konnten Nichts ausrichten. Sie warfen Feuer nach dem Schneider und thaten Alles, um ihn zu verderben; aber der blieb ruhig sitzen, las in seinem Buche und that, als merkte er Nichts. Zuletzt riß ihm jedoch die Geduld, und er schrie: „Macht Ihr nicht, daß Ihr auf der Stelle verschwindet,

so werde ich Euch zeigen, was Abschlachten ist! Ich hab' das jetzt genug mitangeseh'n."

Da bekamen die drei Männer einen großen Schrecken und flogen mit ihren Sachen davon — gleich zum Schornstein hinaus. Mein Schneider rief ihnen noch nach: „Untersteht Euch nicht noch einmal, wiederzukommen!"

Am nächsten Morgen meldeten die Schneider dem König, daß sie mit ihrer Arbeit fertig seien; er könne nun ruhig in sein Schloß zieh'n; sie ständen dafür, daß der Spuk verschwunden sei!

Der König belobte sie sehr, verlangte aber, sie sollten noch ein Paar Wochen lang dort schlafen. Danach zog er selber in's Schloß und beschenkte die muthigen Schneider mit dem Allerschönsten und Allerbesten, was da war.

Die Schneider waren nicht wenig froh. Jetzt aber wanderten sie weiter und erlebten gewiß noch Manches.

14.

Der schwarze Pudel. I.

Es war einmal ein Schmied, der hatte einen einzigen Sohn; und nun wünschte der Vater, daß derselbe heirathen sollte. „Nein, Vater!" sagte der Sohn, „ich heirathe nicht eher, bis ich das Grauen gelernt habe." Und dann schmiedete er sich einen fürchterlich großen, dicken eisernen Stock und wandert' in die weite Welt.

Zuerst kam er in einen großen Wald. Wie er da so'n Ende gegangen war, sah er an einem Baum einen Erhängten. Er kletterte hinauf und holte den Todten herunter; dann macht er ein Feuer an und wärmte ihn. „Bruder, Du bist schon ganz erklamt (kalt geworden)!" sagte er; aber alles Wärmen half Nichts. Da stieg der Schmiedssohn wieder auf den Baum und hängte den Todten auf. Danach wanderte er weiter.

Nun dauerte es nicht lange, so kam er an ein großes Dorf, wo ein reicher Herr wohnte. Er ging zu dem Herrn und bat um Nachtherberge. „Ja, lieber Sohn," sagte der, „ich will Dich gern die Nacht über auf meinem Gut behalten; aber hier im Hause ist kein Platz für Dich. Dort drüben steht zwar ein großes Schloß,

und es sind viele Stuben d'rin; aber ich glaub' nicht, daß Du dort wirst schlafen wollen, denn es spukt im Schloß."

„Meinetwegen!" sagte der Schmiedssohn; „ich glaub' nicht an Spuk." Und damit ging er in das Schloß.

Wie er sich dort zur Ruhe gelegt hatte, fing es plötzlich an, im Schloß zu poltern, daß Einem himmelangst werden konnte. Der Schmiedssohn stand auf und suchte nach. Da saß im Winkel ein schwarzer Pudel; der hatte die Gewichte einer Uhr zwischen seinen Vorderfüßen und polterte damit, was er konnte.

„Hör' mal," sagte der Schmiedssohn, „wenn Du so unverschämt bist, will ich Dir mal das Fell gerben!" Und er schlug so erbärmlich auf den Pudel los, daß die schwarze Wolle nur so in die Runde flog.

„Bruderherz!" schrie der Pudel; „Bruderherz, erbarm' Dich doch und hör' auf! Du schlägst mich ja todt."

„Erst sag' mir, warum Du so lärmst, daß die Leute denken müssen: hier spukt es!"

„Ach Bruderherz," sagte der Pudel, „ich will's Dir sagen. Ich muß dies thun, weil es mir anbefohlen ist. Geh' dort in die Putzstube! Die ganze Stube ist gebohnt; aber vor dem Ofen liegen zwei lose Bohlen; die heb' auf! unter den Bohlen wirst Du viel Geld finden; nimm es meinetwegen!"

„O," rief der Schmiedssohn, „wenn Du so gut Bescheid weißt, dann kannst Du selber auch die Bohlen aufheben und das Geld herausholen. Wenn nicht, — so schlag' ich Dich, so lange ich Kraft habe!" Und damit schlug er wieder los.

„Halt' an, halt' an!" schrie der Pudel; „ich werde Alles thun, was Du willst."

Nun gingen die Beiden in die Putzstube, und der Pudel hob die beiden Bohlen auf. Ach Du mein Gott! da unten stand ein großer Kessel, der ganz mit Geld gefüllt war. Der Pudel holte ihn herauf und sagte dem Schmiedssohn: er könne das Geld behalten. „Hör' mal," sagte der, „lass' es Dir nicht noch einmal einfallen, Spuk machen zu wollen! Ich schlag' Dich sonst, wo ich Dich treffe und was ich kann."

„Nein, nein!" sagte der Pudel und nahm einen Satz in's Freie, daß er gleich einen Theil des Fensters und ein Stück Wand mitriß; und weg war er.

Am andern Morgen ging der Schmiedssohn zum Herrn und fragte, ob er viele arme Leute im Dorfe hätte.

O ja! er hätte.

„Lassen Sie die armen Leute herkommen!“ sagte der Schmiedssohn. Und als sie kamen, gab er jedem Armen zwei Gepps Geld. (Gepps = die Höhlung, die zwei übereinandergefügte Hände bilden.) „Und jetzt, Herrchen,“ sagte er, „nehmen Sie das übrige Geld und verwahren Sie's mir! Ich bitte mir aber aus, daß kein Pfennig daran fehle, wenn ich wiederkomme, um es zu holen.“

Der Herr schlug ihm vor, das Geld lieber gegen das halbe Gut einzutauschen. „Nein, ich dank' dafür!“ sagte der Schmiedssohn. „Sie bieten mir Ihren halben Reichthum an; ich sag' Ihnen aber: behalten Sie den ganzen! Ich für mein Theil will dies Geld behalten und verlange nur, daß Nichts davon wegkommt.“ Und damit ging er weiter.

Als er eine Zeit lang wieder gewandert war, kam er in eine Stadt; die war ganz und gar schwarz bezogen, wie zur Trauer, und so still, als wäre Alles ausgestorben.

„Was geht hier vor?“ fragte der Schmiedssohn die Leute.

„Ja, mein Gott,“ sagten die, „hier spukt es in der Kirche; die Glocken gehen (läuten) nicht, die Orgel geht nicht, Keiner kann in die Kirche, und wir Alle sind in großer Sorge.“

„Ich muß doch mal nachseh'n!“ sagte der Schmiedssohn; und wie sehr man ihm auch abredete, — er ging am Abend in die Kirche, nachdem er ein starkes Licht, das er mitnahm, angezündet hatte.

Als er in die Kirche eingetreten war, suchte er Alles durch und durch und ging bis nach oben, wo die Glocken hingen. J, was war das? — da saß mein schwarzer Pudel in einem Winkel.

„Bist Du schon wieder hier?“ schrie der Schmiedssohn und schlug auf den Pudel los. „Ich hatte Dir doch gesagt, daß Du Dir's nicht noch einmal solltest einfallen lassen, Spuk zu treiben! Warum hast Du nicht gehört?“

„Ach, Bruderherz,“ rief der Pudel, „ich muß dies ja thun! Schlag' mich doch nicht so sehr! Lass' mir doch wenigstens die Knochen ganz! — das Fell hast Du mir schon zerrissen.“

Nun fragte der Schmiedssohn, warum er hier sitze.

„Bruderherz,“ sagte der Pudel, „ein Mann hat einen andern

Mann erschlagen und das Geld, das diesem gehörte, hier am Altar im Gewölbe versteckt. Geh' hin und nimm es!"

„Komm' mit und hol' es heraus!" sagte der Schmiedssohn; „sonst schlag' ich weiter."

Da ging der Pudel mit ihm an den Altar und öffnete die richtige Stelle über dem Gewölbe; und in dem Gewölbe stand eine große Braupfanne — ganz mit Geld gefüllt.

Der Pudel wollte sie nicht gleich heraufholen, aber schließlich mußte er's doch thun. Danach bedrohte der Schmiedssohn ihn so, daß er gleich heidi aus der Kirche lief und in die weite Welt floh.

Da plötzlich fingen die Glocken an zu läuten, und die Orgel spielte, und die Leute drängten sich nach Möglichkeit in die Kirche, und Alle fragten: wie es doch blos möglich gewesen sei, daß der Spuk verschwinden konnte; und dann fielen alle Leute dem Schmiedssohn zu Füßen und dankten ihm.

Der aber rief nach dem Pfarrer. Und der Pfarrer kam auch richtig an. „Haben Sie viele Arme hier in der Stadt?" fragte der Schmiedssohn.

„O ja, es sind da einige!" sagte der Pfarrer.

„Lassen Sie sie herkommen!" befahl der Schmiedssohn; und dann gab er jedem Armen so viel Geld, daß der über und über genug hatte. „Herr Pfarrer," sagte er darauf, „ich gehe jetzt nach Hause; inzwischen verwahren Sie mir mein Geld, das noch in der Braupfanne liegt! Aber ich bitt' mir aus, daß kein Pfennig daran fehlt! Manch' Einer ist sehr verleckert auf Geld; doch ich denk', ich kann ruhig fortbleiben."

„Ja, mein Sohn!" sagte der Pfarrer; „das kannst Du." Und danach ging der Schmiedssohn ab.

Als er nach Hause kam, fragte ihn der Vater, ob er denn das Grauen gelernt hätte. „Nein, Vater!" sagte der Sohn; „aber ich habe so viel Geld beim Lernen verdient, daß ich's zu fahren holen muß."

Und dann ging er in's Dorf und fragte einen Bauern, ob der nicht das Geld holen möchte. „I wo!" sagte der, „es ist bereits Abend, und meine zwei Pferde haben sich den ganzen Tag über müde gemacht."

„Na, wie Ihr wollt! — für umsonst hätt' ich's nicht haben wollen!" sagte der Schmiedssohn, schlug die Thür zu und ging zu einem andern Bauer, dem er sein Anliegen vorstellte.

„Ja wol, mein Sohn!" sagte der Bauer; „warum nicht? Ich habe vier Pferde und einen starken Wagen. Meinetwegen!" Und damit fuhren er und der Schmiedssohn ab und kamen am andern Tage mit dem Geld zurück.

„Hole Dir einen großen Beutel!" sagte der Schmiedssohn. „Ich will Dir Deine Bezahlung geben."

Der Bauer holte einen Salzsack, und der Schmiedssohn füllte denselben ganz mit Geld. „Da hast Du Deinen Verdienst!" sagte er.

Als nun der Bauer zu Hause das Geld zählte, klopfte es an der Thür, und der andere Bauer trat in die Stube. „Herr Jeses, Bruder, was machst Du?" fragte er.

„Ich zähl' Geld!" sagte der und erzählte ihm Alles.

Da grämte sich der Andere so sehr, daß er einen Strick nahm, in den Wald ging und sich aufhängte.

Mein Schmiedssohn — der doch eigentlich blos durch den schwarzen Pudel so glücklich geworden war — suchte sich ein reiches Fräulein aus, heirathete die und lebte fortan in lauter Freuden.

15.

Der schwarze Pudel. II.

Ein Mädchen und ein Knecht hatten sich sehr lieb, konnten sich aber vorläufig nicht heirathen; daher beschlossen sie, zusammen in einen Dienst zu ziehen. Es wollte sich jedoch kein solcher Dienst finden; wie weit die Beiden auch wanderten, und wo sie auch anfragten, — immer fehlte entweder nur ein Mädchen oder nur ein Knecht, aber nicht Beides. So kam es, daß sie so lange wanderten, bis sie kein Geld mehr hatten und nun gezwungen waren, sich doch einzeln zu vermiethen, d. h. Jeder da, wo er überhaupt nur ein Unterkommen finden würde.

Sie waren gerade in einem Kruge eingekehrt, wo sie erfuhren, daß ein Mädchen fehle. So mußten sie sich denn trennen. Das Mädchen vermiethete sich hier, und der Knecht zog weiter. Aber vorher hatten sie einander versprochen, sich treu bleiben zu wollen, und hatten zwei Verschreibungen darüber ausgestellt und gesagt: wer von ihnen die Treue bräche, solle nach dem Tode bestraft

werden; seine Haut solle dann einem schwarzen Hund gehören, und der Hund solle sich mit der Haut auf der Landstraße kullern.

Der Knecht zog also weiter. Es dauerte nicht lange, so kam er in ein Königreich, wo man gerade einen königlichen Diener brauchte. Er meldete sich und wurde angenommen. Aber man zog ihm sofort die schlechten Kleider aus und gab ihm feine, königliche Bedientenkleider. Die Verschreibung, die das Mädchen ihm gegeben hatte, wurde ganz vergessen; sie blieb in dem alten Rock zurück; und so kam es, daß der Knecht bald nicht mehr an das Mädchen dachte: sie kam ihm aus dem Sinn, denn eigentlich war er nun ein ganz feiner Mann.

Soweit war Alles gut; aber mit Eins starb der König; und nun wurde großer Rath gehalten, wer König werden solle. Es war eine lange Berathung. Schließlich wählte man den früheren Knecht zum Könige, denn er war sehr hübsch gewachsen und hatte auch ein sehr hübsches Gesicht. Und sofort wurde er mit Ehren überhäuft. Jetzt vergaß er jenes Mädchen ganz und gar und heirathete die verwittwete Königin.

Eine Zeitlang ging das Leben im Schlosse ganz wunderschön, und Alles war in Frieden. Aber da erinnerte sich der König plötzlich an seine frühere Braut und beschloß, zu jenem Kruge zu fahren. Als die Königin im Wagen saß, damit ihr Gemahl mit ihr spazieren fahren sollte, wollte sie den Weg fahren, den sie immer mit dem verstorbenen König gefahren war; aber der junge König sagte „nein" und befahl, daß die Dienerschaft und die ganze Schloßwache mitkämen. Er sagte, er wolle in einen Krug fahren und da übernachten; er hätte dort Geschäfte, und Niemand dürfte ihm d'reinreden. Die Königin wollte nicht recht, aber sie mußte. So fuhren denn Alle hin.

Als sie am Kruge angekommen waren, fragte der König nach dem Mädchen. „Ach, die ist schon lange todt!" sagten die Krügersleute. Da wurde dem König allerhand zu Muthe, und er ordnete an, daß die Wache zur Nacht aufbleiben und gut aufpassen solle, ob irgend Etwas geschähe; ihm kam es nicht mehr aus dem Sinn, daß das todte Mädchen sich rächen könnte.

Die Königin schlief ruhig ein. Aber der König setzte sich an einen Tisch, um den er einen Kreis gezogen hatte, und las in einem Buche.

Es dauerte nicht lange, so fing ein wunderschöner Gesang an; er kam immer näher und näher. Der König wurde unruhig und stand auf, ging zu der Wache und sagte, sie solle stechen und hauen, sobald Etwas herankäme. Und die Wache versprach das auch. Dann ging der König wieder in sein Zimmer. Aber der Gesang kam näher und näher. Da lief der König abermals hinaus und rief die Wache; doch die hörte Nichts; die lag lang ausgestreckt und schlief ganz fest. Kaum war der König wieder in dem Zimmer und hatte sich an den Tisch gesetzt, um ruhig weiter zu lesen, als die Thüre aufgerissen und ein Sarg hereingetragen wurde; und in dem Sarge lag das todte Mädchen, die sich nun aufrichtete und vom Könige ihre Verschreibung zurückverlangte.

Der König sagte ihr, daß er die Verschreibung unglücklicher Weise nicht mehr habe.

Er solle nur in seine rechte Westentasche fassen! sagte das Mädchen; dort würde er das Papier schon finden.

Und richtig, der König zog die Verschreibung da heraus, spickte sie auf seinen Säbel und reichte sie so dem Mädchen. Als die aber den Säbel berührte, ward derselbe von der Spitze bis an diese Stelle pechschwarz. Dann sagte das Mädchen: „Morgen um diese Zeit wirst Du sterben!“ — Danach verschwand Alles.

Am andern Morgen wollte die Königin nach Hause fahren. „Nein,“ sagte der König, „wir bleiben hier. Ich weiß, daß ich heute Abend sterben muß.“ Und so blieben denn Alle da.

Richtig! am Abend starb der König. Und nach einigen Tagen wurde er mit großer Pracht begraben. Es war ein sehr großes Gefolge, und unter diesen befand sich auch ein alter Husar. Weil so viele Leute zur Nacht Herberge suchten und alle Häuser schon besetzt waren, fand der Husar keinen Platz, wo er hätte schlafen können; er fragte nach Möglichkeit hier und da, aber zuletzt blieb ihm nichts Anderes übrig, als auf den Kirchhof zu gehen, wo an der Seite ein Schillerhauschen (Schildwach'-Haus) stand. Dort wollte er sich gerade zur Ruhe begeben, als er ein großes Geräusch hörte, das vom Grabe des Königs kam. Er ging also hin und sah nach, was das zu bedeuten hätte. Da sah er einen großen, schwarzen Pudel; der scharrte den König aus und schlackerte (schüttelte) den Leichnam hin und her, bis die Knochen einzeln aus der Haut fielen. — Dann nahm der Pudel die Haut und begab sich

mit ihr nach dem Schillerhauschen. Aber der alte Husar wollte nicht zugeben, daß das Unthier dort die Haut hinschleppte und umherkullerte. Da jedoch der schwarze Pudel ein starkes Thier war und große Macht hatte, gab es einen harten Kampf. Die Beiden stritten fürchterlich. Da schlug es Mitternacht; — und nun war die Macht des Pudels gebrochen: er mußte verschwinden. Der alte Husar hatte den Leichnam soweit erlöst, daß ihm nun Nichts mehr geschehen konnte; er trug die Haut zum Grabe, sammelte die Knochen und schüttelte Alles zusammen. Auf diese Weise wurde der todte König wieder zusammengesetzt; lebendig konnte er nicht mehr werden, und seine Strafe hatte er gehabt.

Der Husar, der so muthig mit dem Pudel gekämpft hatte, erhielt nun prachtvolle Geschenke und kam sehr zu Ehren.

16.

Der Prinz mit dem goldenen Hirsch.

Da war mal eine Prinzessin — meinetwegen in England; um die freite so Mancher, aber sie wollte von Keinem Etwas wissen. Nun kam auch der Prinz von Frankreich hin, um sich ihr vorzustellen; doch sie nannte ihn „Schuhputzer“ und benahm sich sehr unhöflich gegen ihn. „Na wart'!“ sagte der Prinz, „Du sollst noch mal im zerrissenen Rock und mit Klotzkorken (Schuhe mit Holzsohlen) zu mir kommen!“ Und damit reiste er ab.

Als er in Frankreich angekommen war, ordnete er alle seine Geschäfte und verkleidete sich zu einem ganz gewöhnlichen Militair. Danach reiste er wieder nach England und meldete sich beim König als Soldat. Schön! er könnte eintreten! Und so wurde er denn dort in das Militair eingereiht und that seinen Dienst.

Eines Tages mußte er im Schillerhauschen Wache halten. Da schrieb er an die Wand: „Wenn ich hätt', was ich nicht hab', so könnt' ich die Prinzessin heirathen.“

Als der König das erfuhr, wurde er doch neugierig, was das zu bedeuten hätte, und ließ den Soldaten vor sich kommen. „Ja, König Majestät,“ sagte der, „wenn ich das hätte, dann könnte Niemand es verhindern, daß ich Ihre Tochter heirathe.“ „Na,

was ist das denn?“ fragte der König. „König Majestät,“ sagte der Prinz, „ich müßte drei Tonnen voll Gold haben.“ „Das ist viel!“ sagte der König, „aber meinetwegen! — Du sollst sie haben!“ Und dann gab er Auftrag, daß man dem Soldaten drei Tonnen Goldes ausliefern sollte. Da ihm aber die Sache bedenklich wurde, ließ er die Prinzessin auf ein Werder (Insel) schaffen und in aller Heimlichkeit dort leben. Es war recht einsam und langweilig da; die Prinzessin sah blos ihre Kammermädchen und die andere Bedienung; aber der König wünschte, daß sie dem Soldaten aus den Augen gerückt wäre.

Mein Prinz ging indeß zu einem geschickten Goldschmied und fragte ihn, ob er aus den drei Tonnen Goldes einen Hirsch — aber einen sehr künstlichen — machen könne. O ja, er könnte. Dann möchte er den Hirsch ganz genau so machen, wie der Prinz es angäbe. Das Thier müßte inwendig hohl sein, damit Einer d'rin logiren könnte; es müßte auf und zu zu machen sein und inwendig eine Spieluhr haben; unter den Füßen müßten Räder sein, und der Schwanz müßte wie der Handgriff an der Drehorgel zu drehen sein. Schön! das sollte gemacht werden. Und der Goldschmied gab sich alle Mühe und bekam den Hirsch auch richtig zu Stande.

Jetzt miethete sich der Prinz eine Pilgerin, so 'n altes Weib, das gern im Land umherzog, und verhandelte mit ihr; und die ging auch auf Alles ein. Der Prinz kroch in den goldenen Hirsch, und die Pilgerin wandert' nun los.

So kamen sie denn vor das königliche Schloß. Hier blieben sie stehen, und die Pilgerin orgelte, was sie konnte, bis der König und die Königin vor die Thür kamen. Die staunten nun nicht wenig über das feine Kunstwerk; und die Königin sagte: „Papa, das wäre Etwas für unsere liebe Tochter!“ Der König sah sich den goldenen Hirsch an und sagte: „Ja, wahrhaftig, so was sieht man nicht alle Tage.“ „Wie möchte sich unsere Tochter die Zeit damit vertreiben!“ sagte nun wieder die Königin; „die Aermste sitzt da so einsam und langweilt sich.“ Der König sah das wohl ein und fragte die Pilgerin, ob sie wohl acht Tage lang auf einem Werder spielen möchte.

Warum nicht?

Na, wie viel sie sich den Tag rechnet'?

Das käm' d'rauf an.

„Geht der Verdienst denn gut?"

„Königliche Majestäten," sagte die Pilgerin, „das hängt von der Witterung ab; einen Tag verdien' ich viel, einen Tag wenig."

Nun wurd' denn verhandelt; und es dauerte auch nicht lange, so ließ der König die Pilgerin mitsammt dem Hirsch nach dem Werder schaffen.

Herr Gott, wie freute sich die Prinzessin! Sie ging immer um den Hirsch herum und ließ sich die schönsten Stücke vorspielen; sie bekam garnicht genug.

Das ging so drei bis vier Tage. Die Pilgerin hatte zwar Essen für den Prinzen mitgenommen; doch nun wurde das schon recht knapp, und der Prinz konnte nicht länger zögern, sich der Prinzessin zu zeigen. Er klettert' also aus dem goldenen Hirsch und stellte sich der Prinzessin als ein armer Mensch aus Frankreich vor. Da er so hübsch war, gefiel er der Prinzessin, und sie nahm es nicht übel, daß er sich so eingeschlichen hatte. Sie mochte ihn bald gut leiden und unterhielt sich gern mit ihm. Sie bat auch den König, die Pilgerin noch eine längere Zeit zu miethen; und das geschah auch.

Ja, das war nun ganz schön, aber der Prinz dachte: „Lang' geht das nicht so; wir müssen fort von hier." Und dann sagte er der Prinzessin: „Wenn ich daran denk', was Dein Vater sagen möchte, wenn er Alles erfährt, — nein, schöne Prinzessin, das muß anders werden! Entweder wir geh'n zu Grund beim Zorn Deines Vaters, oder wir wandern aus! — ich muß auf alle Fälle weg; — aber ich weiß nicht, wie Du darüber denkst."

Die Prinzessin hatte ihn viel zu lieb gewonnen, als daß sie sich nun hätte von ihm trennen mögen. „Nein," sagte sie, „wir wollen nicht warten, bis der Vater hinter Alles kommt! Ich wandere mit Dir, wohin Du willst."

Jetzt sagte ihr der Prinz noch, daß sie sich einiges Geld und schöne Kleider mitnehmen solle; und dann wanderten sie ab.

Mein Prinz war aber darauf bedacht, Alles durchzubringen, so daß die Prinzessin bald kein gutes Stück mehr besaß und wie ein armes Mädchen aussah. Doch sie verlor nicht den Muth und folgte dem Prinzen überall, bis sie zuletzt in die Residenzstadt von Frankreich kamen. Hier miethete der Prinz sie ein und ging dann in sein Schloß, um nach seinen Angelegenheiten zu seh'n. Jeden

Tag besuchte er die Prinzessin, aber so verkleidet, daß Niemand ihn erkennen konnte.

„Hör' mal," sagte er eines Tages, „ich hab' mir einiges Geld gespart und will Dir so'n kleines Verkaufsgeschäft einrichten; Du kannst da mit Bier und Schnaps handeln."

Die Prinzessin war damit einverstanden und gab sich alle Mühe, den Verkauf fleißig zu betreiben; und es ging auch ganz gut. Der Prinz aber überlegte sich, wie er sie jetzt ärgern könnte, und ließ eine Abtheilung Soldaten kommen. Zu denen sagte er: „Hört mal, ich kenne ein Fräulein, die mit Bier und Schnaps handelt; der möchte ich eine gute Lehre geben. Laßt Euch nicht merken, daß ich Euch den Auftrag gegeben habe, doch seht, wie Ihr ihn ausführt!" Und dann sagte er: sie könnten dorthin gehen und Alles trinken, was da wär'; und wenn's an's Bezahlen ginge, dann sollten sie das verweigern und Alles, was da 'rumständ', kurz und klein schlagen. Na, das war so recht was für's Militair. „Aber," sagte der Prinz, „wehe demjenigen, der das Fräulein beleidigt!"

Die Soldaten gingen hin und tranken, was sie konnten. Als sie aufstanden und so thaten, als wollten sie fortgehen, sagte die Prinzessin: „Ihr müßt erst bezahlen!" „Ach was bezahlen!" riefen die Soldaten und fingen an, um sich herum zu schlagen. „Mein Gott," sagte die Prinzessin, „ich hab' doch die Bezahlung zu fordern." Ja, — die Soldaten hörten nicht darauf, sondern schlugen Alles, was da war, in Stücke.

Als der Prinz nun zu der Prinzessin kam, fand er sie ganz in Thränen und untröstlich. „Ja," sagte er, „das ist sehr schlimm. Ich hab' Dir mein bischen Vermögen gegeben; und nun ist es dahin." Nach 'ner Weile aber sagte er: „Ich will Dir mein allerletztes Ersparniß geben, damit Du Dir noch Etwas verdienen kannst. Nächstens ist Jahrmarkt hier in der Stadt. Ich werde Dir kleine Scheeren und Zwirn und andere Geschichten kaufen; mit denen kannst Du ausstehen (auf dem Markte handeln); vielleicht bringt's Dir was ein!" Das tröstete die arme Prinzessin, und sie bedankte sich vielmals. Aber der Prinz dachte: „Wart', ich werd Dir den „Schuhputzer" gründlich anstreichen! Du sollst noch mehr gequält werden!" Und dann überlegte er sich, wie er's am besten anfangen könne.

Als nun der Jahrmarkt los ging, stand die Prinzessin in ihrem Bud'chen und verhandelte ihren Kram; und so weit ging Alles ganz gut. Aber nun holte der Prinz eine Schaar Jungens und sagte ihnen: sie sollten zu jener Bude gehen und so thun, als ob sie Alles kaufen möchten; nachher aber sollten sie die Bezahlung verweigern und Alles kurz und klein schlagen. Die Jungens ließen sich das nicht zweimal sagen. Sie liefen hin und machten es so, wie der Prinz gesagt hatte. Mein Gott, — aber die Prinzessin! Die weinte und jammerte und wollte ganz vergehen vor großer Betrübniß.

Wie sie so dasaß und über ihre Trauer nachdachte, kam der Prinz und fragte, wie der Handel gegangen wäre. Sie erzählte ihm Alles. „Ja, liebes Kind," sagte er, „wenn es so geht, dann kann ich Dir nicht helfen. Es ist möglich, daß mir noch irgend Etwas einfällt; aber jetzt muß ich nach meinen Geschäften sehen. Ich bin beim Prinzen angestellt; und Du weißt: nächstens hat er Hochzeit und die Feierlichkeiten müssen vorbereitet werden." Damit ging er ab.

Und richtig, die Hochzeit des Prinzen wurde auf's Allergroßartigste vorbereitet; und es sollte nicht mehr lange dauern, bis sie gefeiert wurde. Mein Prinz hatte viel zu thun und ordnete Alles bis auf's Geringste an. Und als dann der Hochzeitstag kam, ging er zu der Prinzessin und sagte: „Zieh' Dir 'n schlechten Rock an und nimm Klotzkorken und komm' mit! Ich hab' gebeten, daß man Dir in der königlichen Küche Arbeit gäb'. Aber binde Dir zwei Töpfe fest, damit Du 'n bischen Suppe und Fleisch für die Zukunft mitnehmen kannst!"

So ging denn die Prinzessin im zerrissenen Rock und mit Klotzkorken zum Prinzen.

Als 'ne Weile vergangen war, kam der Prinz — der nun wunderschön angezogen war — in die Küche und sagte: „Jetzt will ich noch mit meinen Köchinnen tanzen!" Und dann tanzte er los und forderte auch die Prinzessin auf. Als die aber tanzte, rissen die Bänder, mit denen sie die beiden Töpfe festgebunden hatte. Der Prinz hielt still und sah sie an; sie schämte sich recht. „Na," sagte er, „sieh' mich doch mal an! Erkennst Du mich denn nicht? Hab' ich nicht Recht gehabt? — bist Du nicht im zerrissenen Rock und mit Klotzkorken zu mir gekommen?"

Und dann winkte er den Kammermädchen. Die nahmen die

Prinzessin in die andere Stube, wuschen und kämmten sie und zogen ihr die schönsten Kleider an. Darauf trat der Pfarrer hinzu, und nun ging's zur Trauung.

Der alte König von England wird sich auch recht gefreut haben.

17.

Vom Kaufgesellen, der sich die Welt besehen wollte.

In Venedig lebt ein Kaufmann, und der hat einen Kaufgesellen, dem es nun aber nicht mehr in der Handlung gefällt und der sich die Welt besehen will. Der Kaufgesell wird denn also seinem Herrn kündigen und davongeh'n.

Er wandert und wandert und kommt endlich in ein Königreich. Dort geht er sofort vor's Schloß und verlangt, vor den König geführt zu werden.

„Das geht nicht!" sagt die Schildwache; „so mir Nichts, Dir Nichts wird Niemand zum Könige gelassen."

„Ich will und muß aber durchaus den König sprechen!" erklärt der Kaufgesell und rührt sich nicht.

Wie die Schildwache sieht, daß mit dem Nichts anzufangen ist, geht sie ihm aus dem Wege, und er gelangt richtig vor den König.

„Was ist Dein Anliegen, mein Sohn?" fragt der König.

„Ach, weiter Nichts, Herr König," sagt der Kaufgesell, „als daß ich weit und breit in der Welt herumreis', um sie kennen zu lernen."

„So, so!" sagt der König; „das ist nicht übel. Und wenn Du wirklich weit und breit in der Welt herumreis'st, kannst Du mir da auch einen Gefallen thun!"

„Von Herzen gern!" erwiderte der Kaufgesell; „sprecht nur, Herr König, was Ihr meint!"

„Erkundige Dich doch," sagte der König, „was das für ein Baum ist, der in meinem Lande wächst, immer so schön voll blüht und schon seit Jahren keine Frucht ansetzt! Niemand kann

es mir sagen; aber Du triffst vielleicht Jemand, der Dir Bescheid geben kann."

Der Kaufgesell verspricht, sich danach erkundigen zu wollen, und reist weiter.

Es dauert nicht lange, so kommt er in ein zweites Königreich und geht auch da sofort vor's Schloß und verlangt, vor den König geführt zu werden.

„Was fällt Dir ein?" schreit die Schildwache; „so eins, zwei, drei läßt der König nicht mit sich sprechen."

„Ich will und muß aber durchaus den König sprechen!" erklärt der Kaufgesell und rührt sich nicht.

Wie die Schildwache sieht, daß mit dem Nichts anzufangen ist, macht sie ihm Platz, und er gelangt richtig vor den König.

„Wer bist Du, und was hast Du mir zu sagen, mein Sohn?" fragt der König.

„Ich bin ein Kaufgesell aus Venedig, Herr König, und habe weiter Nichts vor, als daß ich weit und breit in der Welt herumreis', um sie kennen zu lernen."

„Hör' mal," sagte der König, „das ist schon ganz gut! Aber wenn Du wirklich weit und breit in der Welt herumreis'st, kannst Du mir auch einen Gefallen thun!"

„Von Herzen gern!" erwidert der Kaufgesell; „sprecht nur, Herr König, was Ihr meint!"

„Erkundige Dich doch," sagt der König, „was das für Bewandtniß mit jenem Brunnen hat, der hier in meinem Königreiche ist, — aus dem früher immer Gold und Silber geschöpft wurde, und der jetzt blos noch Wasser hat. Niemand kann es mir sagen; aber Du triffst vielleicht Jemand, der Dir Bescheid geben kann."

Der Kaufgesell verspricht, sich danach erkundigen zu wollen, und reist weiter.

Es dauert nicht lange, so kommt er in ein drittes Königreich und geht auch da sofort vor's Schloß und verlangt, vor den König geführt zu werden.

„Du bist wol nicht recht gescheidt?" ruft die Schildwache; „ein König ist nicht so für Jedermann zu sprechen."

„Ich will und muß aber durchaus den König sprechen!" erklärt der Kaufgesell und rührt sich nicht.

Wie die Schildwache sieht, daß mit dem Nichts anzufangen

ist, ergiebt sie sich und läßt ihn in's Schloß treten, und er gelangt richtig vor den König.

„Was willst Du, mein Sohn?“ fragt der König.

„Ach, ich will eigentlich Nichts, Herr König,“ sagt der Kaufgesell; „ich reise nur so weit und breit in der Welt herum, um sie kennen zu lernen.“

„Das könnt' mir schon gefallen!“ sagt der König; „und wenn es wahr ist, daß Du so weit und breit in der Welt herumreis'st, kannst Du mir da auch einen Gefallen thun!“

„Von Herzen gern!“ erwidert der Kaufgesell; „sprecht nur, Herr König, was Ihr meint!“

„Erkundige Dich doch,“ sagt der König, wie das möglich gewesen ist, daß mir durch das oberste Fenster im Schlosse eine Prinzessin verschwinden konnte! Niemand kann es mir sagen; aber Du triffst vielleicht Jemand, der Dir Bescheid geben kann.“

Der Kaufgesell verspricht, sich danach erkundigen zu wollen, und reist weiter.

Wie er nun so wandert, kommt er an ein breites Gewässer und stellt sich an's Ufer und schreit: „Holt über!“

Da kommt auch gleich ein großmächtiger Walfisch angeschwommen, legt sich an's Ufer und sagt: „Setz' Dich nur auf meinen Schwanz! ich werde Dich hinüberbringen.“

Und so schwimmt denn mein Walfisch mit dem Kaufgesell hinüber. Unterwegs aber fragt er ihn, wer er sei und wohin er wolle.

„Ich bin ein Kaufgesell aus Venedig,“ sagt dieser, „und habe weiter Nichts vor, als daß ich weit und breit in der Welt herumreis', um sie kennen zu lernen.“

„Ach, weißt Du,“ sagt der Walfisch, „wenn Du wirklich so weit und breit in der Welt herumreis'st, kannst Du mir da auch einen Gefallen thun!“

„Von Herzen gern!“ erwidert der Kaufgesell; „sprich nur!“

„Erkundige Dich doch, wenn ich endlich von meinem Schwimmen hier erlöst werden soll!“ sagt der Walfisch. „Es dauert mir längst zu lange, und Keiner kann mir Bescheid geben.“

Der Kaufgesell verspricht, sich danach erkundigen zu wollen, und reist weiter.

Wie er ein End' gegangen ist, findet er da am Wege ein

altes Mannchen; das sitzt ganz betrübt da und hält einen großen Stein mit beiden Händen.

Darüber wird sich denn nun der Kaufgesell verwundern und stehen bleiben.

„Wo kommst Du her, mein Sohn?" fragt das alte Mannchen.

„Ach," sagt der Kaufgesell, „ich komme von Venedig und reise weit und breit in der Welt herum, um sie kennen zu lernen."

„Mein Gottchen!" sagt der Alte, „wenn Du so weit und breit in der Welt herumreis't, kannst Du mir da auch einen Gefallen thun!"

„Von Herzen gern!" erwidert der Kaufgesell; „sprecht nur!"

„Erkundige Dich doch, wenn ich endlich davon erlöst werden soll, diesen großen Stein zu halten! Ich sitz' hier nun schon so viele Jahre und bin schon ganz ermüdet; und Niemand kommt, der mich erlöst."

Der Kaufgesell verspricht, sich danach erkundigen zu wollen, und reist weiter.

Nun dauert's garnicht lange, so wird er vor ein Königsschloß kommen, in das er ohne Mühe hineingelangen kann. Er wird da ganz ungestört herumsuchen und eine schwarze Prinzessin finden. Aber die verwundert sich nicht wenig, als sie den jungen Menschen vor sich sieht. „Hier kommt nicht mal ein Vogelchen her," sagt sie; „wie kommst Du denn her?" Und dann beschwört sie ihn, zu fliehen oder sich zu verstecken. „Denn," sagt sie, „hier logirt ein Drache, und der kann keine Menschen leiden; wenn er nach Hause kommt und Dich sieht, geht's Dir schlecht."

„Ich bleibe aber dennoch!" sagt der Kaufgesell und erzählt ihr Alles, was er erlebt hat und was er will.

„Vielleicht kann ich Dir helfen!" sagt die Prinzessin. „Der Drache wird wol über Alles Bescheid wissen. Aber Du mußt Dich verstecken! Geschwind, geschwind! — ich hör' ihn schon kommen."

Und nun setzt sie sich auf eine Bank, die ganz mit Tücher behängt war; und darunter versteckt sich der Kaufgesell.

Es vergeht auch nur eine Minute, da ist schon mein Drache da. Wie er in die Stube kommt, schnuppert er so 'rum und beschnüffelt Alles. „Es riecht nach frischem Menschenfleisch!" sagt er.

„I du mein Gott!" sagt die schwarze Prinzessin, „wie sollt' es hier wol nach frischem Menschenfleisch riechen? Hier kommt

nicht mal ein Vogelchen her, — wie sollten da Menschen herfinden?"

Sie redet noch eine Weile, und dann beruhigt sich der Drache und setzt sich neben sie, hält ihr seinen Kopf hin und verlangt, sie solle ihn kämmen. Und die Prinzessin fängt auch gleich an, in dem Haar herumzusuchen, und ziept und ziept da; und zuletzt packt sie ein ganzes Flusch Haar und zuckt tüchtig zu.

„Wer zuckt mir da am Haar?" fragt der Drache.

„Niemand zuckt Dir am Haar," sagt die Prinzessin; „ich wollt' blos sagen, was mir geträumt hat. Mir träumte von einem Baume, der immer so schön voll blüht und doch seit Jahren keine Frucht ansetzt. Wie mag das doch zugehen?"

„Das geht ganz einfach zu!" sagt der Drache. „Wenn die Leute, denen der Baum gehört, den Boden rundum aufgraben möchten, würden sie so viel Gold und Silber darunter finden, daß man drei Königreiche dafür kaufen könnte; und wenn das Gold und Silber weggeschafft wäre, würde der Baum auch wieder Frucht ansetzen."

Nach einer Weile nimmt die Prinzessin wieder ein Flusch Haar und zuckt tüchtig zu.

„Wer zuckt mir da am Haar?" fragt der Drache.

„Niemand zuckt Dir am Haar," sagt die Prinzessin; „ich wollt' blos sagen, was mir geträumt hat. Mir träumte von einem Brunnen, aus dem früher immer Gold und Silber geschöpft wurde, und der jetzt blos noch Wasser hat. Wie mag das doch zugehen?"

„Das geht ganz einfach zu!" sagt der Drache. „Wenn die Leute, denen der Brunnen gehört, recht bis auf den Grund suchen möchten, würden sie dort eine todte Katze finden; und wenn die weggeschafft würde, könnte man wieder Gold und Silber aus dem Brunnen schöpfen."

Nach einer Weile nimmt die Prinzessin wieder ein Flusch Haare und zuckt tüchtig zu.

„Wer zuckt mir da am Haar," fragt der Drache.

„Niemand zuckt Dir am Haar," sagt die Prinzessin; „ich wollt' blos sagen, was mir geträumt hat. Mir träumte von einem alten Mannchen, das schon so viele Jahre auf einer Stelle sitzt

und einen großen Stein mit beiden Händen halten muß. Wie lange soll es denn noch dauern, bis das alte Mannchen erlöst ist?"

„Das ist ganz einfach!" sagt der Drache. „Wenn der Kaufmann aus Venedig kommen wird, dann ist das alte Mannchen erlöst."

Nach einer Weile nimmt die Prinzessin wieder ein Flusch Haare und zuckt tüchtig zu.

„Wer zuckt mir da am Haar?" fragt der Drache.

„Niemand zuckt Dir am Haar," sagt die Prinzessin; „ich wollt' blos sagen, was mir geträumt hat. Mir träumte von einem Walfisch, der immer hin und her schwimmen muß. Wann wird der Walfisch endlich von seinem Schwimmen erlöst werden?"

„Der wird nie erlöst werden!" sagt der Drache.

Nach einer Weile nimmt die Prinzessin wieder ein Flusch Haare und zuckt tüchtig zu.

„Wer zuckt mir da am Haar?" fragt der Drache.

„Niemand zuckt Dir am Haar," sagt die Prinzessin; „ich wollt' blos sagen, was mir geträumt hat. Mir träumte von einem Könige, dem durch das oberste Fenster im Schlosse eine Prinzessin verschwunden ist. Wo ist doch blos diese Prinzessin geblieben?"

„Du selber bist diese Prinzessin," sagt der Drache; „und jeder Mensch könnte Dich erlösen; darum fürchte ich mich so vor Menschen. Es braucht' nur Einer meine Hand zu berühren, so fiel' ich um und wär' todt."

Da packt der Kaufgesell rasch den Drachen an ein Handgelenk, — und bautz! da kegelt mein Drache um und um und giebt auf der Stell' den Geist auf.

Nun wird denn der Kaufgesell mit der Prinzessin abwandern, um sie dahin zu bringen, wohin sie gehört.

Es dauert nicht lange, so kommen sie zu dem alten Mannchen; und der Kaufgesell wird denn nun sagen: er soll' erlöst werden, wenn der Kaufmann aus Venedig kommen wird!

Und dann gehen sie weiter und kommen an das große Gewässer; und der Kaufgesell schreit: „Holt über!"

Da kommt auch schon der Walfisch und legt sich dicht an's Ufer, witschelt mit dem Schwanz und sagt: „Setzt Euch Beide 'rauf! Ich bring' Euch gut hinüber."

Unterwegs sagt er zum Kaufgesell: „Nun sprich, welche Antwort hast Du mir gebracht?“

„Warte, bis wir drüben sind!“ sagt der Kaufgesell. Und als er dann mit der Prinzessin wieder auf dem festen Lande ist, sagt er: „Du wirst nun und nimmermehr erlöst!“

„Das hätt' ich nur vorher wissen sollen!“ schreit der Walfisch; und dabei schlägt er so mit dem Schwanz in's Wasser, daß der Kaufgesell und die Prinzessin über und über bespritzt werden; und es fehlt blos eine Kleinigkeit, so wären sie in's Wasser gefallen.

Nun werden sie denn aber tüchtig ausschreiten und mit der Zeit an das Königreich kommen, wo jener Baum steht.

Als sich der Kaufgesell bei der Schildwache meldet, wird er gleich vorgelassen und vor den König geführt. Und als er dem König Alles gesagt hat, läßt der sofort nachgraben und findet so viel Gold und Silber, daß man drei Königreiche dafür kaufen könnte.

„Ach,“ ruft der König voll Freude aus, „ich danke Dir von Herzen für Deine Gefälligkeit! Du sollst dafür meine Tochter zur Gemahlin bekommen!“

„O nein, ich danke schön!“ sagt der Kaufgesell. „Ich hab' zu Haus' in Venedig ein Mädchen; die liebe ich schon lange, und der bleib' ich treu, so lange Sonne, Mond und Sterne scheinen!“

Und damit zieht er mit der Prinzessin weiter.

Es dauert nicht lange, so kommen sie an das Königreich, wo jener Brunnen ist.

Als sich der Kaufgesell bei der Schildwache meldet, wird er gleich vorgelassen und vor den König geführt. Und als er dem König Alles gesagt hat, läßt der sofort den Brunnen bis auf den Grund untersuchen und findet die todte Katze d'rin. Und wie die 'raus ist, kann man ohn' Ende Gold und Silber aus dem Brunnen schöpfen.

„Du hast Deine Sache gut gemacht, mein Sohn!“ sagt der König; „ich danke Dir von Herzen für Deine Gefälligkeit! Du sollst dafür meine Tochter zur Gemahlin bekommen!“

„O nein, ich danke schön!“ sagt der Kaufgesell. „Ich hab' zu Haus' in Venedig ein Mädchen; die liebe ich schon lange, und der bleib' ich treu, so lange Sonne, Mond und Sterne scheinen!“

Und damit zieht er mit der Prinzessin weiter.

Nun werden sie denn in das Königreich kommen, wo jene Prinzessin verschwunden ist.

Als sich der Kaufgesell bei der Schildwache meldet, wird er gleich vorgelassen und vor den König geführt. Und als er dem König Alles gesagt hat, nimmt der die Prinzessin an die Hand und sagt: „Du hast reichen Lohn verdient, mein Sohn! Jetzt sollst Du dafür diese Prinzessin zur Gemahlin bekommen!"

„O nein, ich danke schön!" sagt der Kaufgesell. „Ich hab' zu Hause' in Venedig ein Mädchen; die liebe ich schon lange, und der bleib' ich treu, so lange Sonne, Mond und Sterne scheinen!"

Und damit zieht er weiter und reist und reist, bis er wieder nach Venedig kommt. Dort heirathet er seine Braut und lebt herrlich und in Freuden. Seinem früheren Herrn aber erzählt er Alles, was er erlebt hat.

Da läßt es dem Kaufmann keine Ruhe: er muß sich ebenfalls die Welt besehen; und er wird sich auch sofort auf die Reise begeben.

Er wandert und wandert und kommt endlich in das erste Königreich, geht vor's Schloß und verlangt, vor den König geführt zu werden.

„Das geht nicht!" sagt die Schildwache; „das geht nun und nimmermehr nicht!"

Wie der Kaufmann sieht, daß die Schildwache es ernst meint, läßt er sich abtrösten und geht weiter.

Es dauert nicht lange, so kommt er in das zweite Königreich, und da wird denn nun die Schildwache gehörig grob zu ihm sein.

Mein Kaufmann wandert also weiter und kommt in das dritte Königreich. Und da geht's ihm nicht besser, denn er erschrickt, wie wüthend die Schildwache werden kann.

Er wandert und wandert und kommt endlich an das breite Gewässer und ruft: „Holt über!"

Mein Walfisch kommt denn auch gleich angeschwommen und trägt ihn an's andere Ufer. Aber unterwegs bittet er den Kaufmann, sich doch irgendwo ganz genau zu erkundigen: ob es für ihn keine Erlösung gäbe! Und der Kaufmann verspricht, es thun zu wollen.

Jetzt wird er an die Stelle kommen, wo das alte Männchen sitzt und einen großen Stein mit beiden Händen hält.

„Wer bist Du?“ fragt das alte Mannchen.

„Ich bin ein Kaufmann aus Venedig!“ sagt dieser.

„Na, Gott sei Dank!“ sagt das alte Mannchen und steht auf, bietet dem Kaufmann seinen Platz an, reicht ihm den Stein und sagt: „Nun sitz' Du auf dieser Stell' so lange, wie ich gesessen habe!“ und geht davon.

Und mein Kaufmann sitzt da und hält den großen Stein mit beiden Händen; — und wenn er nicht gestorben ist, dann sitzt er noch heute da.

18.

Der Junge mit dem Schimmel.

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, und die hatten schon schrecklich viele Kinder. Da besann sich der Mann nicht lange und trug eines schönen Tages das jüngste Kind in den Wald. Das arme Kind, das ein Junge war, mußte nun dort bleiben, — wurde aber zum Glück von Leuten, die im Walde wohnten, aufgezogen.

Als der Junge zwölf Jahre alt war, fiel es ihm ein, den stillen Wald zu verlassen und in die Welt zu gehen, um sich bei einem Könige zu vermiethen.

Er wanderte also los. Wie er ein Ende gegangen war, begegnete ihm eine Maus, die vor Hunger schon ganz matt war. Und weil der Junge ein weiches Herz hatte, gab er der Maus ein Stückchen Brod, das er in der Tasche hatte; und dann ging er vergnügt weiter.

Nun dauerte es nicht lange, bis ihm ein Schimmel den Weg vertrat. Mein Junge war nicht faul, setzte sich auf das Pferd und ritt mit ihm ab. Wie er ein Ende geritten war, sah er auf der Erde eine goldene Feder, die ihm gleich sehr in die Augen stach. Der Schimmel rieth ihm, sie nicht aufzuheben, denn die Feder könnte leicht Unglück bringen. Aber der Junge kehrte sich nicht nach solchem Rath und hob die Feder auf.

Nun dauerte es nicht mehr lange, bis sie ein Königreich erreicht hatten; der Junge meldete sich sofort beim Könige und vermiethete sich dort als Schreiber.

Soweit war nun Alles ganz gut. Ganz besonders gefiel es dem Könige, daß Alles, was der Junge schrieb, wie Gold aussah und auch Gold war. Aber die Minister und andern Leute konnten das nicht mitansehen. Sie ärgerten sich Tag für Tag und überlegten, wie sie dem Jungen die Stellung verderben könnten. Und so kam es denn, daß sie dem Könige den Vorschlag machten: er solle verlangen, daß der Junge ihm einen goldenen Vogel herbeischaffe.

Ja, aber wo den nun herkriegen?

„Und ein goldenes Bauer gehört auch noch dazu!“ sagte ein Diener.

Da weinte der arme Junge und lief zu seinem Schimmel und erzählte dem Alles. „Ich hab' mir das gedacht!“ sagte der; — aber dann besann er sich und rieth dem Jungen: er solle zu einem alten Mannchen gehen, der allerlei Vögel — meist goldene — hätte, und solle dort einen goldenen Vogel wegnehmen! aber ja nicht den besten, denn das könnte noch allerlei Leiden über ihn bringen!

Der Junge lief nun zu dem alten Mannchen, besah alle Vögel, nahm den besten goldenen Vogel im goldenen Bauer und lief rasch davon. Das alte Mannchen schrie, was es konnte; doch es half ihm Nichts.

Nun verging eine lange Zeit. Aber die Leute konnten nicht Ruhe halten; und zuletzt überlegte sich der König, wie er dem Jungen eine schwere Aufgabe stellen könnte. Er fragte ihn, ob er wisse, „was Morgen und Abend ist?“

Wie sollte der arme Junge das wissen? Morgen und Abend könnten ja alles Mögliche sein; noch war kein Mensch dahinter gekommen; Jeder sah den Morgen und sah auch den Abend, aber er dachte sich Nichts dabei.

So weinte denn der Junge bitt're Thränen und klagte dem Schimmel sein Leid. „Das kommt davon!“ sagte der und überlegte, was zu thun sei; und dann sagte er dem Jungen: er solle zu einer alten Frau gehen, — die werde schon Bescheid wissen!

Ehe der Junge zu der alten Frau kam, fand er auf dem Wege einen Fisch und ein Ende weiter wieder einen Fisch; und da sie ganz munter waren und klug aussahen, fragte er sie: ob sie wüßten, „was Morgen und Abend ist“?

Nein, das wüßte er nicht! sagte der erste Fisch. Aber nicht weit von hier wohne eine alte Frau; die wisse Manches; und er könne bei der Gelegenheit gleich anfragen, ob er — der Fisch — hier sein Leben lang wie auf der Wache liegen soll!

Und der zweite Fisch sagte dasselbe.

So kam mein Junge denn zu der alten Frau und bestellte ihr Alles. „Ach Gott," sagte die; „die Fragen sind zu schwer für mich. Aber mein kluger Sohn wird schon Antwort wissen; — er ist leider ausgegangen und kommt erst spät wieder. Inzwischen will ich Dich in eine Stecknadel verwandeln; so kannst ihn nachher ohne Gefahr belauschen!" Und dann verwandelte sie ihn in eine Stecknadel und verbarg ihn in der Gardine.

Gegen Abend kam der Sohn nach Hause. Sogleich fragte ihn die Alte, ob er wisse, „was Morgen und Abend ist"?

„Ei," sagte der Sohn, „das ist ja eine goldene Jungfrau!"

Nun wußte der Junge Bescheid, und die Alte gab ihm — sobald es unbemerkt geschehen konnte — seine richtige Gestalt wieder, so daß er rasch nach Hause laufen konnte.

Den beiden Fischen rief er zu: sie sollten geduldig warten, bis eine andere Zeit käme! Und dann suchte er seinen Schimmel auf und meldete ihm Alles. „Komm' mit!" sagte der. Und so ritt denn mein Junge ein Ende weiter in die Welt hinaus.

Es dauerte nicht lange, so kam er an eine goldene Wiese; dort stand ein goldener Wagen, mit goldenen Pferden bespannt; und in dem Wagen saß eine goldene Jungfrau. „Ich werd' hier als Wache stehen bleiben!" sagte der Schimmel zum Jungen; „lauf' Du indeß zum Könige!"

Und als der König nun kam, war er nicht wenig erstaunt über die goldene Jungfrau und darüber, daß sie „Morgen und Abend" sei; doch ohne sich lange zu besinnen, nahm er sie mit in seine Stadt.

Es war nun Alles ganz schön und für lange Zeit in Ruh' und Frieden. Aber allmälig wurde der König über den Jungen erzürnt und wollte ihn verderben. Das kam so: jedesmal, wenn der Junge an der Wohnung der goldenen Jungfrau vorüberging, fing sie an, lauter Stimme zu singen, und ihre goldenen Pferde sprangen vor Vergnügen hin und her; wenn aber der König vorüberging, rührte sich Nichts. Das konnte der König nicht ver-

tragen und befahl: man solle den Jungen in glühendes Wasser werfen!

Auch diesmal lief der Junge zum Schimmel und klagte ihm unter Thränen seine Angst. Der Schimmel überlegte, was zu thun sei, und sagte endlich: „Geh' zur Schmiedstochter! die ist ein kluges Mädchen und wird Dich vielleicht retten können!“

Der Junge lief nun rasch zum Schmied und bat: die Tochter möchte doch mitkommen! — und das that die auch.

Jetzt wurde gerade der Grapen mit glühendem Wasser zurechtgesetzt, und kaum hatte man den Jungen erblickt, so ward er auch schon kopfüber hineingeworfen. Und sowol der König, wie auch der Schimmel stand dabei. Während sich noch der König freute, schlug der Schimmel rasch an den Grapen, so daß er gleich auseinander brach und alles Wasser herausfloß. Ach Gott! wie sah aber der arme Junge aus! — grundhäßlich, kaum zum Ansehen! Die Schmiedstochter aber schlug ihm so vor den Kopf, daß drei Blutstropfen hervorquollen; — und sofort stand mein Junge da so schön, wie man noch nie einen Menschen gesehen hatte.

Der König sah sich nach allen Seiten um, wie das doch möglich gewesen sei und wie das doch gekommen wäre; und man kann sich denken, daß er Lust bekam, auch so schön zu werden. Er ließ einen neuen Grapen mit glühendem Wasser füllen und stieg da hinein. Aber mein Schimmel stand ruhig dabei und ließ den König umkommen.

Nun heirathete der Junge, der doch schon älter geworden war, die goldene Jungfrau; und die Schmiedstochter wurde Kammermädchen bei ihr.

Sie haben viele Jahre glücklich gelebt. Da ist denn zuerst der gute, alte Schimmel gestorben und beinahe wie ein Mensch begraben worden. „Nun hab' auch ich genug gelebt!“ sagte der ehemalige Junge und starb auch.

19.

Der weiße Wolf und die Prinzessin.

Es war einmal ein König, und der hatte eine sehr schöne Tochter, die ihm sehr lieb war. Bis dahin war Alles gut gegangen;

aber eines Tages verirrte sich der König auf der Jagd und lief im Walde hin und her, ohne den Ausgang zu finden. So wurde es Abend und auch Nacht. Und am andern Tage war es ebenso; und auch die zweite Nacht verging, und der König konnte keinen Ausgang aus dem großen Wald finden. Als er nun am dritten Tage verzweifelt umherging, trat ihm ein weißer Wolf in den Weg. „Hör' mal," sagte der Wolf, „ich will Dich aus dem Walde führen, aber nur, wenn Du Dich dankbar bezeigst. Hast Du eine Tochter?" — „Ja," sagte der König, „ich habe eine; ich habe einen Engel zu Hause." — „Desto besser!" sagte der Wolf; „diese Tochter will ich haben. Ich werde morgen früh vor Dein Schloß kommen. Dann will ich das Mädchen auf meinem Rücken forttragen. Aber wehe Dir, wenn Du nicht Wort hältst!"

Der Wolf führte nun den König aus dem Wald' und lief dann zurück.

Im Schloß war große Freude; aber als der König erzählte, wie er vom Wolf hierhergebracht worden war und was er dem versprochen hatte, erhob sich ein großes Jammern.

„Wir wollen uns besinnen, ob die Sache nicht anders einzurichten ist!" sagte der König; und dann fragte er, was die Andern dazu meinten: wenn er Hirt's Tochter an Stelle seiner eigenen dem Wolf gäbe? Jenes Mädchen wär' ja auch hübsch und nett; und er wolle dem Hirt' schon alles mögliche Gute thun. Na ja! das wär' ganz schön.

Nun wurde also zum Hirt' geschickt und dann mit dem verhandelt. „Meinetwegen!" sagte der Hirt; und so kam seine Tochter auf's Schloß. Hier wusch man sie tüchtig und machte ihr die Haare sehr schön und zog ihr Fräuleins-Kleider an. Und als der Wolf kam, führte man das Mädchen zu ihm; sie mußte sich auf seinen Rücken setzen, und er trabte davon.

Als sie ein Ende weit gekommen waren, legte sich der Wolf auf einer schönen grünen Wiese hin und sagte: „So, mein liebes Mädchen, jetzt sammle mir ab, was ich zu viel hab'!" Und das Mädchen fing auch sofort an, in seinem Fell herumzusuchen und abzusammeln, was sie fand. Dabei aber kullerten ihr immer die hellen Thränen über's Gesicht.

„Warum weinst Du?" fragte der Wolf.

„Ach," sagte das Mädchen, „auf dieser Wiese hat mein lieber Vater manchmal das Vieh gehütet."

„Wer ist Dein Vater?" fragte der Wolf.

„Mein Vater ist der Hirt!" sagte das Mädchen.

„So, so!" sagte der Wolf, sprang in die Höhe und rief ärgerlich: „Puckel' nur wieder auf!" Und das Mädchen mußte sich wieder auf seinen Rücken setzen; und er lief mit ihr nach dem Schlosse zurück.

Der König erschrak. Der Wolf war auch recht zornig und drohte: es sollte Alles in Grund-Erdboden vergeh'n, wenn man ihm nicht die Prinzessin gäbe. Der König und seine Tochter, das Schloß und das ganze Königreich sollten verdorben werden.

Alle sahen sich an. „Mein Gott, Papachen," sagte die Prinzessin, „wenn das wirklich so ist, dann will ich mit dem Wolf abgehen. Es ist genug, wenn ich allein unglücklich werd'; warum sollt' Ihr Andern auch noch unglücklich gemacht werden?"

„Mein' Tochter," sagte der König, „wenn Du Dich d'rein findest, so müssen wir uns auch d'rein finden."

„Nun puckel' auf!" rief der Wolf; und als die Prinzessin sich auf seinen Rücken gesetzt hatte, trabte er davon.

Sie kamen bald zu jener schönen, grünen Wiese. Dort legte sich der Wolf wieder hin und sagte: „So, mein liebes Mädchen, jetzt samm'le mir ab, was ich zu viel hab'!" Und die Prinzessin fing auch sofort an, in seinem Fell herumzusuchen; aber dabei weinte sie bitterlich.

„Warum weinst Du?" fragte der Wolf.

„Ach," sagte die Prinzessin, „solche Arbeit hab' ich noch in meinem ganzen Leben nicht gemacht; ich kenn' das nicht."

„Wer bist Du eigentlich?" fragte der Wolf.

„Ich bin die Tochter des Königs!" sagte die Prinzessin. „Mein Vater hatte sich im Walde verirrt; und Du führtest ihn hinaus, — aber nur gegen das Versprechen, mich Dir auszuliefern." Und dabei weinte sie so und brach die Hände.

„Sei nur ruhig!" sagte der Wolf; „vielleicht gefällt es Dir doch noch bei mir. Wir wollen jetzf zu unserer Wohnung hin!"

Es dauerte nicht lange, so kamen sie an ein schönes Schloß. Die Prinzessin stieg ab, und der Wolf führte sie in die erste Stube. Die war von Gold und Silber und Demantstein, und solch' Ge-

funkel und Geblitz, daß Einem die Augen übergingen. Dann kamen sie in die zweite Stube; da stand ein gedeckter Tisch mit Essen und Trinken, so schön, wie sich's kein Mensch ausdenken kann; und außerdem stand da ein hübsches Nähtischchen mit Nähzeug und Strickzeug und bunter Seide. Nebenan waren noch sehr viele andere Stuben.

„Nun wollen wir Mittag essen!“ sagte der Wolf. Die Prinzessin setzte sich an das Tischchen und aß und trank sich schön satt; und der Wolf schöpfte sich auch alles Mögliche auf ein Tellerchen und verzehrte seine Mahlzeit.

Je mehr die Prinzessin in dem schönen Schloß bekannt wurde, desto besser gefiel es ihr da; ihr fehlte ja auch Nichts. Damit sie gute Unterhaltung hätte, sang ein schöner Vogel ihr immer lustige Lieder vor. Und damit sie wissen konnte, wie es den Ihrigen ging, durfte sie nur in einen kleinen Spiegel sehen: und dort erkannte sie ganz deutlich, daß es ihren Eltern recht gut gehe.

So verging Jahr auf Jahr. Aber nun sollte es anders kommen.

Eines Tages sang der Vogel garnicht lustig, sondern so recht traurig. Die Prinzessin war sehr betrübt darüber und dachte: mußt doch mal in den Spiegel seh'n! Da sah sie, daß ihre Mutter krank lag. Sofort fing sie an zu weinen. Als der Wolf das Jammern hörte, sagte er: sie solle sich doch beruhigen! — es würd' wol nicht so schlimm sein. Nein, sie beruhigt' sich nicht.

„Hör' mal,“ sagte da der Wolf, „ich will Dir erlauben, zu Deinen Eltern zurückzukehren; doch nur auf wenige Tage. Ich will Dich in einem Kutschwagen bis an die Grenze Eures Königreichs schicken. Dort mußt Du aussteigen und zu Fuß in's Schloß gehen. Wenn Deine Mutter sich bessert, so darfst Du nur einen Tag dort bleiben; stirbt sie aber, so kannst Du drei Tage zu Hause sein. Am nächsten Morgen um zehn Uhr mußt Du zur Grenze kommen und wieder in den Kutschwagen einsteigen. Thust Du nicht, wie ich Dir gesagt habe, so paß' auf, was geschieht!“

Nun fuhr die Prinzessin zu ihren Eltern; an der Grenze des Königreichs stieg sie aus, und der Kutschwagen fuhr zurück. Sie ging in's Schloß, wo Alle sehr erfreut waren, sie wiederzusehen; auch die Mutter freute sich sehr und fing an, sich zu bessern. Ach! dachte die Prinzessin — ich bleib' ruhig hier! Und so blieb sie denn auch drei Tage im Schlosse, während die Mutter ganz gesund wurde.

Jetzt aber gedachte die Prinzessin ihres Versprechens und wanderte am Morgen des vierten Tages ab. Ja, mein Gott, es war aber schon zehn Uhr vorbei, als sie an die Grenze kam; und sie konnte wol sehen, daß ein Kutschwagen da gewesen war, — die Spur von den Rädern war ganz deutlich — doch von dem Fuhrwerk war nichts mehr zu erblicken. Weinend rang die Prinzessin die Hände. Sie sah sich um, — ach Gott, wie sah es doch hier aus! Sie konnte sich nicht besinnen, daß vordem auch so'n schöner Baumgarten hier gewesen war; damals war Alles leer, und jetzt stand Baum an Baum. Die arme Prinzessin kam sich recht verlassen vor und machte sich viele Vorwürfe. Wie sie aber so 'rumsuchte, sah sie unter einem Gebüsch den weißen Wolf liegen — lang ausgestreckt. Ach liebes Gottchen, nun war sie noch an seinem Tod Schuld!

Jammernd kniete sich die Prinzessin hin und weinte über den Wolf, der kein Glied mehr rührte.

Wie sie so weinte, gab es plötzlich einen schrecklichen Knall; und mit Eins sprang mein weißer Wolf in die Höhe, und ehe die Prinzessin recht hinsehen konnte, wie es eigentlich zugegangen war, stand ein feiner Prinz vor ihr. Die Prinzessin war schön; aber der Prinz war noch viel schöner. „Ich werde Dich heirathen!" sagte er; „denn Du hast mich erlöst." Nein, die Prinzessin wollte Nichts davon wissen; sie wollte bei ihrem weißen Wolfchen bleiben. „Ich bin ja der weiße Wolf!" sagte der Prinz. Und als die Prinzessin es immer noch nicht glauben wollte, holte er aus dem Gebüsch das weiße Fell hervor und sagte ihr: daß er sich dies Leder abgestreift hätte; ob sie's ihm nun glaubte? — Ja, jetzt glaubte sie's.

Nun war große Freude. Das ganze verwünschte Königreich war erlöst. Im Schloß klang und sang es in jeder Stube. Und so viel Bedienung lief 'rum, als man sich nur irgend wünschen konnte. Es dauert' auch nicht lange, so wurde die Hochzeit gefeiert.

Ich war auch auf der Hochzeit; ich half dem Koch, der schrecklich viel zu thun hatte Es gab wunderschönes Essen; Alles so fein, wie bei Herrschaften. Na, dacht' ich, mußt' doch was für Deine Verwandten mitnehmen! „Ja, Du bist immer so verrückt!" sagte der Koch. Ich aber band einen Topf mit zwei langen Bändern an mir fest und schöpfte mir eine gute Portion Schwarz-

sauer auf. Gerade, als ich fertig war, kam ein Herr und holte mich zum Tanz. Herr Jeschen, tanzte der aber wild! Immer Klappfuß, immer Klappfuß! Mit Eins traf er den angebundenen Topf und schlug ihn so in die Luft, daß das Schwarzsauer rundum flog: auf die Dielen und auf die weißen Mullkleider von den Fräuleins. Das Geschrei! Ich 'raus und Wasser geholt, um aufzuwischen! Die Fräuleins mußten sich die Kleider auszieh'n; und die Stubenmädchen weichten die Kleider gleich ein. Ich hatte mir auch gleich 'n andern Rock angezogen; als ich aber dem Koch in die Nähe kam, schlug er mich so mit dem größten Löffel, den er finden konnte, daß ich bis hierher sprang. Nun bin ich da und erzähl' Alles.

20.

Die faule Spinnerin. I.

Eine Mutter mußte sich so sehr ärgern über ihre Tochter; die spann nicht und wollte es auch garnicht lernen.

Eines Tages verhandelte die Mutter wieder mit ihr; aber sie war so faul und rührte sich nicht. Da schlug die Mutter tüchtig auf sie los.

Indem (in diesem Augenblick) kam eine Königin vorbeigefahren; die ließ (den Wagen) halten und fragte: was das Mädchen gethan hätte.

„Ach," sagte die Frau, „meine Tochter spinnt so gern und so schnell, daß ich nicht gerathen kann, ihr Flachs zu beschaffen. Weil sie aber so verpicht darauf ist (so darauf besteht), ich soll ihr welchen geben, obgleich ich keinen hab', schlag' ich sie."

„O," sagte die Königin, „wenn das so ist, dann kann ihr geholfen werden. Ich hab' zu Hause drei Stuben voll Gespinnst; das könnte mir Eure Tochter aufspinnen!"

Und so kam das Mädchen in's Schloß. Die Königin zeigte ihr die drei Stuben voll Gespinnst und sagte: wenn sie in acht Tagen damit fertig wär', sollte sie den Prinzen — ihren Sohn — heirathen.

Nun saß das Mädchen da und wußt' Nichts anzufangen und war schon ganz traurig.

Mit Eins kam da aber so 'ne alte Wase (Base) und fragte, was ihr fehlte. Der sagte sie Alles; und die antwortete: „Wenn's weiter Nichts ist, dann weiß ich schon Rath. Ich habe noch zwei Schwestern, und wir spinnen sehr flink und gut; uns wär' das 'ne Kleinigkeit: in acht Tagen die drei Stuben leer zu haben. Aber Du mußt uns versprechen, uns als Deine Freunde zu Deiner Hochzeit einzuladen!" Das versprach das Mädchen, und die Alte ging weg.

Nach einer Weile kam sie mit den beiden andern Wasen an; und alle Drei' setzten sich hin und spannen.

Eine Wase aber hatte solche dicke Lippe, daß sie von der Mitte der Stube bis an's Fenster reichte. „Warum hast Du solche dicke Lippe?" fragte das Mädchen. Und die Wase sagte: „Die kommt vom Lecken."

Die zweite Wase hatte solchen dicken Finger, daß es ganz gefährlich aussah. „Warum hast Du solchen dicken Finger?" fragte das Mädchen. Und die Wase sagte: „Der kommt vom Ziehen."

Und die dritte Wase hatte einen schrecklich dicken Fuß. „Warum hast Du solchen dicken Fuß?" fragte das Mädchen. Und die Wase sagte: „Der kommt vom Treten."

Alle Drei' spannen nun; und das ging sehr rasch. Und als nach acht Tagen das Gespinst aufgesponnen war, sah man, daß es lauter Gold und Silber war.

Da war die Königin selig und ließ gleich die Hochzeit ausrichten. Das Mädchen aber hielt Wort und lud die drei Wasen ein und sagte Allen: es wären ihre Freunde.

Als der Prinz die häßlichen Wasen sah, fragte er die Eine: Warum hast Du solche dicke Lippe?" Und die Wase sagte: „Die kommt vom Lecken." — Die Zweite fragte er: „Warum hast Du solchen dicken Finger?" Und die Wase sagte: „Der kommt vom Ziehen." — Und die Dritte fragte er: „Warum hast Du solchen dicken Fuß?" Und die Wase sagte: „Der kommt vom Treten."

Da sagte der Prinz: „Wenn ich das denken sollte, daß meine Frau mal vom Spinnen solche Lippe und solchen Finger und solchen Fuß bekommen möchte, — — nein! sie soll mir nie mehr ein Spinnrad anrühren!"

Da war die faule Spinnerin glücklich.

21.

Die faule Spinnerin. II.

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, und die hatten eine ein' einzigste Tochter, aber eine so faule, nichtsnutzige, daß sie immer Prügel bekommen mußte. Sie sollte spinnen, aber sie mochte nicht; die Mutter konnte sagen, was sie wollte, — die Tochter kehrte sich nicht daran.

Eines schönen Tages bekam sie wieder Prügel und gleich so, daß sie vor Angst auf das Dach ging und dort Moos kratzte. Und wie sie noch so kratzte und dazu weinte, kam der König angefahren. Der wunderte sich nun nicht wenig über das Mädchen auf dem Dache, ließ halten und fragte die Mutter: was das zu bedeuten hätte.

„Mein Gott," sagte die Frau, „wir sind arme Leute und haben nicht viel zu spinnen; und ich muß meine Tochter immer schlagen, weil sie nicht genug Flachs zum Spinnen bekommt. Und sie versteht das so vortrefflich, daß sie aus Haferstroh Seide spinnt."

„Das paßt mir gut!" sagte der König. „Laßt sie auf das Schloß kommen und Haferstroh spinnen!"

So kam das faule Mädchen auf's Schloß und wurde da in eine Kammer gesetzt, die ganz mit Haferstroh gefüllt war. „Kannst Du in einem Tage damit fertig werden," sagte der König, „so will ich's mir überlegen und Dich zu meiner Gemahlin machen. Aber nun vorwärts an die Arbeit!"

Ja, mein Gott! das Mädchen saß und saß, und die Thränen kullerten ihr über's Gesicht. Da that sich die Thür auf, und ein altes Weibchen erschien und bot ihr an, für sie zu spinnen, aber unter der Bedingung: zur Hochzeit eingeladen zu werden. „Meinetwegen!" sagte das Mädchen und sah zu, wie das alte Weibchen spann. Und am Abend war die Seide fertig.

„Schön, schön!" sagte der König, „aber ich will noch mehr haben." Und dann ließ er das Mädchen in eine andere Kammer bringen, und die war auch ganz voll Haferstroh. Aber es kam wieder ein altes Weibchen und half ihr, wie das erste ihr geholfen hatte. Doch das Mädchen mußte fest versprechen, das alte Weibchen zur Hochzeit einzuladen.

Am dritten Tage befahl der König, das Mädchen sollte in

die dritte Kammer gebracht werden und auch dort Seide spinnen. Danach wolle er sie bestimmt zur Königin machen. Und auch diesmal kam ein altes Weibchen und half und bat sich aus, zur Hochzeit eingeladen zu werden.

Soweit war nun Alles ganz schön und gut, als aber die Hochzeitsgesellschaft versammelt war, traten die drei alten Weibchen in den Saal, so daß sich Alle entsetzten, denn sie waren über alle Maßen häßlich.

„Herr Gott, was hast Du für eine dicke Lippe?“ fragte der König die Erste.

„Vom Faden-Lecken!“ antwortete sie.

„Und was hast Du für einen breiten Daumen?“ fragte er die Zweite.

„Vom Faden Klopfen!“ antwortete sie.

„Und was hast Du für einen platten Fuß?“ fragte er die Dritte.

„Vom Spinnwocken-Treten!“ antwortete sie.

Der König besah sie sich der Reihe nach; dann sagte er zu seiner Braut: „Nein, weißt Du, das ist mir doch zu gräßlich. Hör' lieber auf mit Spinnen!“

Und so hat das faule Mädchen nie spinnen dürfen.

22.

Die faule Spinnerin. III.

Es war einmal ein reicher Bauer; dem starb die Frau, und es blieb nur eine Tochter zurück, die nun die Wirthschaft führen sollte. Aber dazu kam's nicht. Das Mädchen war so faul, daß sie zu gar Nichts Lust hatte; und es half kein Bitten und Schelten; sie war faul und blieb faul, und vom Spinnen wollte sie auch Nichts wissen.

Eines Tages, als das Mittagsessen vorbei war und der Vater nun verlangte, sie solle aufwaschen (Schüsseln und anderes Geräth säubern), blieb sie in ihrem Winkel sitzen und erklärte: sie thäte das nun und nimmer nicht.

Dem Bauer riß endlich die Geduld; er griff nach dem Besen und schlug auf die Tochter los, so daß diese ganz erbärmlich schrie.

In diesem Augenblick fuhr ein schöner, vornehmer Prinz vorbei. Als der das Geschrei hörte, ließ er halten und ging in die Stube. „Mein Gott," rief er dem Bauer zu, „warum schlagt Ihr das Mädchen?"

„Liebes, gold'nes, gnäd'ges Herrchen," sagte der Bauer, „die Marjell ist nicht zu leiden. Sie spinnt so sehr gern und schnell, daß ich schon nicht weiß, wo ich den Flachs herbekommen soll. Nun verlangt sie gar, das Moos vom Dach zu spinnen. Aber das geht doch nicht. Und darum schlag' ich sie."

„Halt' ein!" sagte der Prinz. „Ich will das Mädchen mit in's Schloß nehmen. Meine Mutter sucht g'rad' eine gute Spinnersche (Spinnerin) und wird sich sehr über das Mädchen freuen. Laßt sie mitkommen!"

„Meinetwegen!" sagte der Bauer. Und so fuhr denn der Prinz mit dem Mädchen davon.

Die alte Königin ließ gleich so viel Flachs und Heed' in die Stube preschen (drücken, stemmen), als nur irgend hineingehen wollte, und sagte: wenn das Mädchen in einem Tage das Alles aufgesponnen hätte und könnte morgen und übermorgen wieder so viel leisten, dann sollte sie den Prinzen zum Gemahl bekommen.

Ach, du mein Gottchen! Das Mädchen saß am Spinnwocken und weinte. Sie hatte noch nie einen Spinnwocken angerührt, sie war ja immer zu faul dazu gewesen; wie sollt' sie jetzt Bescheid wissen? — wie würd' ihr's jetzt doch ergeh'n müssen?

Wie sie noch so weinte, wurde leis' die Thür aufgeklinkt, — es war schon Nacht — drei alte Weibchen erschienen, setzten sich hin und spannen Alles auf, während das Mädchen schlief. Als sie am Morgen erwachte, sah sie an der Wand alles fertige Gespinnst hängen, — feinen und groben Flachs, feine und grobe Klunkern, Alles in Gebinden und gleich mit Zetteln besteckt. Ja, da war aber eine Freude! Und die alte Königin freute sich nicht weniger; die stopfte wieder die ganze Stube voll Flachs und wünschte, am nächsten Morgen Alles fertig vorzufinden.

Es ging wieder so wie in voriger Nacht. Nachdem das Mädchen stundenlang geweint hatte, schlief sie ein; und während sie schlief, spannen meine drei alten Weibchen Alles schön auf und hingen

das Fertige an die Wand. Und am Morgen konnte sich Jeder d'rüber freuen. Die alte Königin aber schleppte wieder neuen Flachs herbei.

Diesmal paßte das Mädchen auf, und als die drei alten Weibchen abgehen wollten, sagte sie: „Liebe Großmutterchens, wie soll ich Euch doch danken?"

„Lad' uns zu Deiner Hochzeit ein und sag': wir sind Deine Tanten!"

Das versprach das Mädchen.

Als die Hochzeit ausgerichtet wurde, stand im Saal ein Tisch am andern für die vornehmen Gäste; aber im Hausflur, an der Thür, stand ein kleines Tischchen für die drei alten Weibchen, doch mit ganz denselben goldenen Tellern und Löffeln und ebenso besetzt wie die Tische für die Andern. Das Mädchen ging hinaus und rief: „Liebe, gold'ne Großmutterchens, ich bitt' Euch, kommt!"

Da kamen die drei Weibchen an, setzten sich an das Tischchen und aßen und tranken. Und nach der Mahlzeit traten sie vor den Prinzen und seine Gemahlin und küßten Beiden die Hände.

„Erbarm' Sie sich," sagte der Prinz zu dem ersten alten Weibchen, „was hat Sie für große Zähne!"

„Ja, liebes, gold'nes, gnäd'ges Herrchen, das kommt vom Abbeißen der Flachsknoten."

„Und was hat Sie für eine erbärmlich große Lippe?" fragte er das zweite alte Weibchen.

„Ja, liebes, gold'nes, gnäd'ges Herrchen, das kommt vom Anfeuchten des Fadens."

„Und was für eine abscheuliche Schulter hat Sie?" fragte er das dritte alte Weibchen.

„Ja, liebes, gold'nes, gnäd'ges Herrchen, ich spann immer so fleißig und gönnt' mir nicht die Zeit, meine Kinder auf den Schooß zu nehmen; ich warf sie mir immer — mein Gott, sie waren noch so klein! — über die Schulter und spann weiter; davon hab' ich solch' häßliche Schulter."

„Das ist nicht zum Anseh'n!" sagte der Prinz. „Nein, meine Frau soll mir nicht eines Tages so aussehen, wie Ihr!" Und damit verbot er seiner Braut alles Spinnen und ließ, der Vorsicht wegen, alle Spinnwocken, die in der Nähe aufzutreiben waren, kurz und klein schlagen.

23.

Die faule Spinnerin. IV.

Ein reicher Bauer hatte eine ein-einzigste Tochter, und darum verzogen er und seine Frau sie auch auf's Erbärmlichste; aus der Marjell konnte im Leben nichts Gutes werden. Sie durfte nicht nähen und stricken, und sie durfte auch kein Spinnrad anrühren, denn es war ihr viel zu langweilig; und um die Wirthschaft durfte sie sich auch nicht bekümmern. Das war nun ganz schön, so lange die Mutter lebte; aber als die starb, kam es dem Bauer doch in den Sinn, all' die Arbeit jetzt von der Tochter zu verlangen. Na ja, da kam er an die Richtige. „'s fällt mir noch lange nicht ein!" sagte das Mädchen und setzte sich großartig hin, während der Vater arbeiten mußte, daß er's kaum bezwingen konnte.

Eines Tages sagte der Bauer: „Jetzt duld' ich das nicht länger. Du wirst heute vom Mittagessen aufwaschen (Teller u. s. w. säubern); verstehst Du?" Aber dem Mädchen fiel es nicht ein, ihm zu gehorchen. „Verlangst Du etwa, ich soll das immer thun?" schrie der Bauer, griff nach einem großen Besen und schlug seine Tochter, was er konnte. Da lief die mit großem Geschrei vor die Thür. Er ihr nach! „Ich werd' Dich schon lehren!" rief er einmal über's and'remal.

In diesem Augenblick kam der junge König angefahren. Als der den Lärm hörte und das schöne Mädchen sah, ließ er den Kutscher halten und fragte: was das hier bedeuten solle?

Dem Bauer war es doch nicht Ehr' genug, die Wahrheit zu sagen; er besann sich also und log dem jungen König Etwas vor. „König Majestät," sagte er, „dies Mädchen ist meine Tochter, und sie ist eine sehr gute, fleißige Spinnersche. Sie spinnt Ihnen Alles, — das muß nur so sein! Nun hat sie schon das ganze Dorf besponnen; es ist kein Krümel Flachs mehr aufzutreiben; sie verlangt aber von mir, ich soll ihr welchen besorgen. Weil ich das nicht kann, will sie auf's Dach klettern und das Moos abkratzen, um es zu verspinnen."

„Ei," sagte der König, „Bauer, das Mädchen muß mit mir kommen! Meine Mutter sucht schon lange eine gute Spinnersche. Wollt Ihr mir Eure Tochter geben?"

„Warum nicht, König Majestät?" sagte der Bauer. „Warten

Sie nur ein bischen! Ich will ihr nur noch ein Paar gute Kleider zusammenpacken."

„Das ist garnicht nöthig," sagte der König; „bei uns bekommt sie nicht nur schönes Essen und Trinken, sondern auch die allerfeinsten Kleider."

Das wär' ja denn ganz schön! — Und so fuhr der König mit dem Mädchen davon.

Die alte Königin war über alle Maßen froh, als der Sohn ihr sagte, er brächte ihr eine gute, fleißige Spinnersche, die nie genug Arbeit bekäme. Sie ließ das Mädchen waschen und kämmen und gab ihr feine Kleider; und beim Abendbrod mußte das Mädchen am königlichen Tisch mitessen. Inzwischen aber wurde eine Stube ganz voll Flachs vollgepremst (gefüllt); es blieb blos noch Raum für das Spinnrad und das Bett. Und nach dem Essen wurde das Mädchen dahingeführt; und die Königin sagte: „Eh' Du schlafen gehst, kannst Du dies noch aufspinnen!"

Als das Mädchen allein war, fing sie an, bitterlich zu weinen. Mein Gott, sie hatte ja nie ein Spinnrad angerührt, sie war ja viel zu faul dazu gewesen; wie sollt' sie jetzt mit dem Flachs fertig werden?

Da klopfte es leise, und ein kleines, ganz kleines Mannchen trat in die Stube; es sah aus, wie ein Jungchen von wenig Jahren; es war ein Untererdchen. „Guten Abend, schönes Mädchen! Guten Abend, guten Abend!" sagte es und hopste herum.

Das Mädchen war sehr verwundert und fragte, was das Mannchen wünsche.

„Ich will Dir helfen!" sagte der Kleine. „Aber, mein liebes Mädchen, Du mußt mir versprechen, wenn ich Dir an drei Abenden geholfen habe, mich zu heirathen!"

Mein Gott! dachte das Mädchen, — kommt Zeit, kommt Rath; versprechen kann ich's ja. „Meinetwegen!" sagte sie.

„Dann schlaf' Du Dich indeß schön aus!" sagte das Mannchen. „Am Morgen wirst Du Alles fertig finden."

Das Mädchen gehorchte, und es war auch ihr ganz recht so, denn sie war sehr müde.

Als sie am Morgen aufwachte und sich umsah, — ach, Himmelchen, wie sah ihre Stube aus! Längs den Wänden hing all' das Gespinnst: feiner Flachs und grober Flachs, feine Heed' und grobe Heed', feine Klunkern und grobe Klunkern; Alles hübsch

abgebunden und mit Zettelchen besteckt. Und die Stube war ausgefegt und mit Sand bestreut.

Nun kann man sich denken, wie froh das Mädchen war! Doch die alte Königin war nicht weniger froh. Die ließ heute womöglich noch mehr Flachs 'reinpremsen.

Alles war so wie gestern. Als das kleine Mannchen wieder erschien, sagte es: „Hör' mal, schönes Mädchen, ich heiße Ettle-Pettle; wenn Du den Namen behältst, werd' ich Dich doch nicht heirathen können; Du wirst ihn aber wohl vergessen!“ Und dabei lachte das Mannchen.

„Ich werde ihn nicht vergessen!“ sagte das Mädchen. „Ettle-Pettle, Ettle-Pettle!“ Aber weiter kam sie nicht, denn das Mannchen hatte ihr heimlich die Gedanken weggenommen. Sie legte sich schlafen und dachte: am frühen Morgen wird's mir schon in den Sinn kommen.

Als sie aufwachte, sah sie, wie schön Alles wieder aufgesponnen und an die Wand gehängt war; die Stube war auch wieder ausgefegt und mit Sand bestreut. Aber der Name fiel dem Mädchen nicht ein; und sie ging den ganzen Tag betrübt herum.

Beim Abendbrod fragte die Königin, — die inzwischen neuen Flachs herbeigeschafft hatte, — warum das Mädchen so traurig sei; ob sie krank wäre?

„Ach nein!“ sagte das Mädchen und seufzte.

„Na, dann muß ich doch eine lustige Geschichte erzählen!“ sagte der junge König; „denkt Euch doch, was ich heute erlebt hab'! Als ich im Walde bin, höre ich's immer so rascheln; und ich sehe, wie sich hier und da die großen Blätter am Boden heben. Was soll das bedeuten? denk' ich und bleib' steh'n. Da huscht unter dem Kraut ein ganz kleines Mannchen hervor, das wie verrückt hin und herhopst und lauter Stimm' singt:

„Ah — ja!
„Ettle-Pettle —
„So heiß' ich.
„Niemand weiß,
„Wie ich heiß'.
„Ettle-Pettle —
„So heiß' ich.“

Was sagt Ihr dazu? — ist das nicht wunderbar?“

Aber das Mädchen antwortete nicht; sie stand auf und ging ab. „Ettle-Pettle, Ettle-Pettle!“ sagte sie immer leise vor sich hin; und immerzu sagte sie's.

Das Mannchen kam und setzte sich an's Spinnrad. Mein Mädchen aber that nur so, als ob sie schlief; sie sah immer nach dem Mannchen hin und überhörte sich den Namen. Und als aller Flachs fertig war, sprang sie in die Höhe und rief: „Ettle-Pettle, Ettle-Pettle!“

Als das Mannchen das hörte, — da er aber 'raus! mit dem Kopf durch's Fenster! Und wie er so davonfuhr, nahm er gleich ein Stück Wand mit. In der Eile vergaß er sein Zauberstockchen, mit dem er vor den Augen des Mädchens schon Manches gezaubert hatte. Das Mädchen nahm das Stockchen und hielt es an das zerschlagene Fenster; — sofort waren da die schönsten Rauten (Glasscheiben). Und dann hielt sie das Stockchen an die Wand; — und sie wurde wieder in Ordnung. „Jetzt wünsch' ich mir einen Spiegel, so schön, wie keiner im Schlosse ist!“ sagte das Mädchen; und sofort war solch' ein Spiegel da. „Und jetzt wünsch' ich mir noch ein extra feines Sopha!“ sagte sie; und auch das stand sogleich da. Darauf legte sie sich in ihr Bett und schlief sich schön aus.

Am Morgen kam die Königin in die Stube; — aber sie fiel beinahe auf den Rücken vor Erstaunen. Schnell lief sie zum König' und rief: „Ach, liebes Sohnchen, erbarm' Dich und komm' seh'n, was in der Stube ist, in der das Mädchen wohnt!“

Der junge König kam also auch hin; und nun war ein großes Wundern und Fragen; und zuletzt wurd' beschlossen, daß der König das Mädchen heirathen sollte.

Es soll nicht lang' gedauert haben, da ist die Hochzeit gefeiert worden. Und fortan waren Alle tüchtig glücklich.

24.

Der Knabe mit den drei Lilien vor der Stirn.

Der König von Dänemark jagte mal mit seinem Gefolge in einem großen Wald. Zuletzt sah er eine weiße Hirschkuh und

wurde von der so verlockt, daß er garnicht mit Jagen aufhören wollte; darüber aber wurd' es Abend. Ja, wo nun die Nacht bleiben? Der König mußte sich also bequemen, im Wald zu nächtigen; und sein Gefolge nächtigte auch da.

Während der König schlief, träumte ihm, daß in dieser Nacht irgendwo ein Knabe jung (geboren) wurde, der drei Lilien vor der Stirn hatte und der einst König von Dänemark werden sollte.

Der König erwachte und besann sich erschreckt, schlief dann aber wieder ein. Und da träumte er ganz dasselbe. Und so auch zum drittenmal.

Am andern Morgen wurde der Rückzug von der Jagd angeordnet, und Alle ritten aus dem Wald. Der König hatte rechten Appetit bekommen und wollte Etwas zu essen und zu trinken haben; darum ritt er vor einen Krug, der an der Landstraße war, und rief nach dem Krüger. Hier bekam er Alles, was er wollte, für sich und auch für sein Pferd; und die vielen Leute, die herumstanden, waren sehr höflich. Aber der König merkte doch, daß eine gewisse Verstörung in Allen war, und fragte: was das bedeuten solle.

„König Majestät," sagte der Krüger, „meine Frau hat in dieser Nacht einen Sohn bekommen."

„Ich will das Kind sehen!" sagte der König und ließ sich in die Stube führen, wo das Kind schlief. Wie erschrak er, als er sah, daß der Knabe drei Lilien vor der Stirn hatte! Sofort beschloß er, das Kind aus der Welt zu schaffen.

„Hört mal," sagte er zu dem Krüger, „ich möchte den Knaben gern haben. Ich will Euch's reichlich bezahlen. Versorgt ihn ein Jahr lang! Danach werd' ich ihn holen lassen."

Zuerst wollte der Krüger nicht; aber zuletzt wurd' abgemacht, daß der König den Knaben bekommen könnte. Und dann ritt der König ab.

Nun wurde denn das Kind auf's Beste gehalten und sehr zärtlich und schön verzogen; und es war auch ein sehr hübsches Kind, das Jedermann gefallen mußte.

Als das Jahr um war, — der König wußte es ganz genau, denn er hatte sich's angeschrieben — wurden alle Soldaten zusammenbefohlen, und der König rief: „Wer es treu mit mir meint, der trete vor!" Na, es dachten doch wol Alle: ein Jeder meint

es treu mit dem Könige; und so rührte sich Keiner. Da rief der König zum zweitenmal: „Wer es treu mit mir meint, der trete vor!“ Jetzt beredeten sich zwei alte Soldaten, die neben einander standen: wenn der König zum drittenmal rufen würde, wollten sie vortreten. Und richtig, als der König zum drittenmal rief: „Wer es treu mit mir meint, der trete vor!“ — da traten die beiden Soldaten vor und sagten: „König Majestät, wir meinen es aufrichtig treu mit Ihnen!“ „Dann kommt über Mittag in mein Schloß!“ sagte der König und ging davon.

Als es Mittagszeit war, gingen die beiden Soldaten nach dem Schlosse. „Hört mal,“ sagte der König, „ich will Euch sehr schönes Reisegeld geben; Ihr müßt mir dafür einen großen Dienst erweisen!“ Und dann erzählte er ihnen von dem Kinde und sagte: sie sollten es holen und im Walde todt machen; und zum Zeichen, daß sie das gethan hätten, sollten sie ihm die Zunge und das Herz bringen! Darauf gingen die beiden alten Soldaten ab.

Sie kamen richtig zu dem Krüger, wo das Kind schon sauber gewaschen und nett angezogen war und nun in eine feine Schachtel gelegt wurde. Und ohne Aufenthalt gingen die beiden Soldaten wieder ab.

Als sie im Walde waren, machten sie die Schachtel auf. Mein Gottchen! da lachte ihnen das Kind so freundlich entgegen. „Thu' Du's! ich kann's nicht!“ sagte der Eine. „Nein, thu' Du's! ich kann's nicht!“ sagte der Andere. „Ja, ich kann's nicht! Und wie soll's werden?“ „Ich kann's auch nicht! Aber es muß doch gescheh'n!“

Nun hatte aber der Eine ein kleines Stubenhundchen, das ihn auch auf die Reise begleitet hatte. Da half Nichts, — das Hundchen mußte geschlachtet werden. Und dann schnitten die beiden Soldaten die Zunge und das Herz aus; — „denn,“ sagten sie, „der König weiß viel (nicht), ob das vom Menschen oder vom Hund ist; der kennt weder ein Menschenherz, noch ein Hundeherz“ Die Schachtel mit dem Kinde setzten sie — zugedeckt — an die Erde; und dann gingen sie ab.

Es dauerte nicht lange, so kam ein Hirt mit dem Vieh an. Als er bis auf diesen Platz gekommen war, sah er, daß die Kühe immer an Etwas schnupperten, und ging hin, um das zu untersuchen. Herr Gott! da sah er die Schachtel. Er machte sie auf; und das Jungchen lachte ihm so freundlich entgegen. Wie er sich

noch darüber verwunderte, kam seine Frau, die ihm Essen brachte. „Frau, sieh' doch dies hübsche Kind!" sagte er. „Nimm es mit nach Hause! Wir wollen es auferzieh'n und wie unser eigenes halten!"

„Ach," sagte die Frau, „wir haben schon sechs eigene Kinder und können die kaum ernähren; nun sollten wir noch das fremde Kind auferzieh'n?"

Aber der Mann redete ihr so lange zu, bis sie darauf einging und das Kind mit nach Hause nahm. Dort wurde es fortan ganz wie die andern Kinder gehalten. Wenn der Hirt auch viel von Hause weg war, er erzog seine Söhne doch; so viel Zeit fand er immer noch; er erzog sie zu guter Art und zu guter Ehr'.

So wuchsen denn alle Kinder heran, und der Kleine wuchs auch; er ging zur Schule und lernte gut, wurde überhaupt ein sehr verständiger junger Mensch.

„Hört, Brüder," sagte er eines Tages, „wir wohnen hier am Thor und sehen viele Menschen aus und eingeh'n, aber wir kriegen nicht zu erfahren, wer sie sind. Kommt, laßt uns die Sach' anders einrichten!" Und damit ordnete er an, daß sie sich hölzerne Säbel und Flinten machten. Und dann wurde ein Schillerhauschen (Schildwachhaus) gebaut und ein Schlagbaum über den Weg gelegt. Und Einer paßte immer auf, wer da vorbeikäme, und fragte: wer er sei.

Nun kam eines Tages ein Fürst angefahren. Als er am Thor ankam, hielt der Wagen still. „Warum hält der Wagen?" fragte der Fürst. „Fürst Hoheit," sagte der Kutscher, „hier ist ein Schlagbaum und ich kann nicht vorüber." „Was soll das heißen?" schrie der Fürst. Da trat der junge Mensch — der mit den drei Lilien vor der Stirn — an den Wagen und sagte: „Wir lassen Keinen vorbei, bevor er uns nicht gesagt hat, wer er sei." „Ich bin ein Fürst!" sagte der nun. „Gut, Fürst Hoheit, dann fahren Sie weiter!" Aber der junge Mensch gefiel dem Fürsten; und darum fragte dieser: „Was ist Dein Vater?" „Hirt!" sagte der junge Mensch. „Und wo wohnt er?" „Hier am Thor." „Ruf' ihn mir mal her!" „Nein, das kann ich nicht; der Vater ist mit dem Vieh ausgejagt und kommt erst auf Mittag nach Hause." „Dann werde ich so lange warten!" sagte der Fürst und fragte, ob nicht ein Krug in der Nähe wäre. „O ja, dort steht ein Krug!" sagte der junge Mensch. Und der Fürst kehrte dort ein und wartete

geduldig, bis der Hirt nach Hause kam. Als dies geschehen war, ging er hinüber und fragte: ob er den jungen Menschen mitnehmen könne; denn der gefiele ihm so und könne Page bei ihm werden.

Der Hirt wollte nicht; aber die Frau war gleich willfährig, und so bekam denn auch der Fürst seinen Willen. Der junge Mensch fuhr also mit dem Fürsten ab und durfte dies auch nicht bereuen, denn der Fürst war über alle Maßen gut zu ihm. Doch auch der Page war zu loben, denn er paßte dem Fürsten an allen Ecken und Kanten auf und ließ sich zu keiner Arbeit nöthigen und war dem Fürsten der beste Diener, den man sich denken kann.

Es dauerte nicht lange, so gab der König von Dänemark eine große Gesellschaft und lud dazu auch den Fürsten ein; und der fuhr mit seinem Diener hin.

Bei Mittag hatte jeder Herr — wie das doch immer bei solchen Herrschaften sein soll — seinen Diener hinter sich. Der Fürst saß gerade dem König von Dänemark gegenüber; und als dieser den Kopf in die Höhe hob, sah er dort den jungen Menschen mit den drei Lilien vor der Stirn. „Lieber Fürst," sagte er, „ich möchte sehr darum bitten, daß wir unsere Diener tauschen!" „Gut!" sagte der Fürst. Und so tauschten denn die Diener die Plätze.

Nach dem Essen trat der König an den Fürsten heran und sagte: „Lieber Fürst, Ihr Diener ist mir in die Augen gefallen; ich möchte ihn gerne haben. Wir wollen tauschen!" Na, — nun war das schlimm! Der Fürst wollte und konnte doch nicht unhöflich sein; darum sagte er: „Gut! Sie sollen ihn haben!" — Und so kam denn der junge Mensch in den Dienst des Königs.

Er hatte es hier auch ganz gut, denn er gefiel dem Könige; und der dachte bei sich: er wolle ihn nicht gleich umbringen; es müßt' sich erst eine Gelegenheit dazu finden. Und es fand sich auch eine Gelegenheit.

Der König von Dänemark hatte eine einzige Tochter; und die und die Königin hatten schon lange gebeten, ob sie nicht mal zusehen könnten, wie Einer gerädert würde. Jetzt gerade sollte Einer gerädert werden, und der König erlaubte ihnen, dorthin zu reisen und zuzusehen.

Als sie weg waren, überlegte sich der König, was er thun solle, und schrieb dann einen Brief: „Auf Befehl des Königs von Dänemark soll derjenige, der diesen Brief übergiebt, ohne Weiteres

gerädert werden!“ Diesen Brief aber übergab er seinem jungen Diener, und dann befahl er, daß derselbe schnell dorthin laufe, wo die Königin und ihre Tochter waren, und den Brief der Königin abliefere.

Der Diener lief, was er konnte, wurde aber unterwegs so matt, daß er in einen Krug ging und Kaffee verlangte. Als er aber den Kaffee getrunken hatte, fiel er mit dem Kopf auf den Tisch und schlief ein.

In derselben Stube saßen ein Paar Studenten; die zogen dem jungen Mann den Brief aus der Tasche und lasen denselben. Sofort beredeten sie sich, daß sie die Sache ändern wollten. Sie kratzten die Stelle, wo vom Rädern stand, aus und schrieben dann etwas Anderes hin; und da stand nun: „Auf Befehl des Königs von Dänemark soll derjenige, der diesen Brief übergiebt, ohne Weiteres die Prinzessin heirathen!“

Als die Studenten den Brief wieder in die Rocktasche gesteckt hatten, in der er vorhin gewesen war, erwachte der junge Mensch ganz erschreckt und lief nun, Hals über Kopf, dorthin, wo die Königin sich aufhielt.

Die Prinzessin stand hinter ihrer Mutter und kuckte über deren Schulter in den Brief. „Was soll geschehen?“ fragte die Königin. „Mamachen,“ sagte die Prinzessin, „wenn der Papa es so bestimmt hat, habe ich Nichts dagegen.“

Und sofort wurde ein Pfarrer geholt, und die Beiden wurden getraut.

Jetzt kam der König angefahren. Herr Gott, wie war er wüthend, als das junge Paar ihm entgegenkam! Er lief sofort zu seiner Frau und sagte in voller Boß' (Zorn): „Frau, was hast Du gethan?“ „Was Du bestimmt hast!“ sagte die Königin. „Sieh' her! Du hast es selbst geschrieben.“ Der König besah den Brief und sagte: „Meine Augen müssen mit Blindheit geschlagen gewesen sein, weil ich dachte, ich hätte etwas ganz Anderes geschrieben.“ Er sah ein, daß jetzt Nichts mehr zu ändern war und fand sich d'rein. „Na, denn meinetwegen!“ sagte er, nahm sich die Krone vom Kopf und gab sie dem jungen Menschen. Und darauf wurde dieser König von Dänemark.

Ja, ja, was Gott erquickt, das können Menschen nicht erdrücken.

25.

Der starke Schneider.

Ein junger Schneider wollte auf die Wanderschaft geh'n und wandert' denn nun auch gleich los. Als er ein Ende weit gekommen war, setzt' er sich auf einen Stein am Wege und sammelt' seine Einquartierung ab. Alles, was er fand, — es waren dreiunddreißig Stück — legt' er auf den Stein und darauf nahm er einen zweiten Stein und schlug Alles auf einmal todt. Das war nun ganz schön, und er besann sich nicht lange, sondern schrieb auf sein Ränzel: „Ich kann dreiunddreißig mit einem Schlag todt machen.“ Danach wandert er weiter.

Nun dauert's nicht lange, so kam ein König angefahren. Der sah den Schneider vor sich und konnte sich nicht genug wundern über die Worte auf dem Ränzel. Er ließ halten und fragte, was das zu bedeuten hätte. „Ach,“ sagte der Schneider, „ich bin so stark; mir ist's 'ne Kleinigkeit, dreiunddreißig auf einmal todt zu schlagen.“ „Na, wenn sich das so verhält,“ sagte der König, „dann kannst Du mir ja auch wol einen Dienst erweisen! Ich bin ein König und habe in meinem Thiergarten einen Riesen, ein Ehorn (Einhorn) und ein wildes Schwein. Die machen mir vielen Schaden; und ich säh' sie gern an der Seite (umgebracht). Vielleicht übernimmst Du's Dir, die Drei zu tödten! Es soll Dir gut belohnt werden!“ „Warum sollt' ich's mir nicht übernehmen?“ sagte der Schneider. Und so kam es denn, daß der König ihn mitnahm und ihm alle Anweisung gab.

Am nächsten Tage spazierte der Schneider in den Thiergarten. Er hatte sich einen Zwerg (Käse) in die Tasche gesteckt und wanderte ganz vergnügt im Garten herum. Da traf er den Riesen; und nun unterhielten sich die Beiden mit einander. „Sieh' mal,“ sagte der Riese, „was ist Deine Kraft gegen meine?“ Und damit hob er einen Stein auf und quetschte den so, daß alle Suppe (Feuchtigkeit), die irgend d'rin war, herauskam. „Ach was,“ sagte der Schneider, — that, als ob er auch einen Stein aufhob und quetschte seinen Zwerg so, daß die Krümel nur so kleckerten. „Na, das muß wahr sein!“ sagte der Riese und schüttelte den Kopf. Und dann schlug er dem Schneider vor, zusammen auf die Kirschen zu geh'n. „Meinetwegen!“ sagte der Schneider; aber es war

schlimm für ihn; er hopste immer nach den Bäumen und bekam nur schlechte Kirschen, während der Riese sich ganz gemüthlich die obersten Spitzen von den Bäumen zubog und das Beste verzehrte. „Hör' mal," sagte der Riese, „Du willst mich umbringen und hast nicht so viel Kraft, die Baumspitzen zu packen?" Da packte der Schneider rasch nach einem Baum, den der Riese bis an die Erde gebogen hatte; — aber, mein Gottchen, nun ließ der Riese den Ast los, und mein Schneider flog in die Luft. Na, es ging aber gut ab, und die Beiden spazierten noch 'ne Zeitlang im Garten herum.

Als es Abend war, mußte der Schneider in die Hütte des Riesen geh'n, wo ihm unten eine Schlafstelle angewiesen wurde, während der Riese im obersten Stockwerk schlief. Der Schneider legte sich aber nicht in's Bett, sondern versteckte sich in einem Winkel. Es dauerte nicht lange, so platzt' der Riese durch die Stubendecke einen schweren Stein auf das Bett des Schneiders. „Na," rief der, „was wird doch nun? Wirf mir doch nicht Sand in die Augen!" Der Riese war nicht wenig verwundert. „Was soll das bedeuten?" dachte er; „soll der wirklich mehr Kraft haben als ich?" Und damit warf er einen ganzen Haufen Steine herunter. „Das wird mir doch zu viel!" rief der Schneider. „Warum wirfst Du mir immer Sand in die Augen? Lass' mich doch schlafen!" Aber dann suchte er eine Axt, die da herumlag, und schlich die Treppe hinauf, stellte sich oben hin und schlug jedesmal, wenn der Riese 'ne neue Ladung Steine 'runterwarf, an die Treppenstufen, daß es weithin zu hören war. Jetzt wurd' 's dem Riesen aber doch zu arg; er rannte an's Fenster und bog sich hinaus, um zu erkennen, was vorging. Da verlor er das Gleichgewicht und schoß kopfüber zum Fenster hinaus, daß er mit gebrochenem Genick unten ankam.

„König Majestät," sagte am andern Morgen der Schneider, „ich habe den Riesen zum Fenster hinausgestürzt. Jetzt kann das Ehorn an die Reihe kommen!" „Gut, mein Sohn," sagte der König, „es soll Dein Schaden nicht sein."

Der Schneider ging denn nun wieder in den Thiergarten; und es dauerte auch garnicht lange, so kam das Ehorn an. Es war in heller Wuth und wollte den Schneider aufspießen. Wie es aber so boßig den Kopf vorstreckte, rannte es sich mit dem Horn an einem Baum fest. Jetzt lief der Schneider zum Könige

und meldete, daß er das Ehorn auf einen Baum gehetzt habe; und nun könne es todt gemacht werden. Das geschah denn auch.

„Und nun das wilde Schwein!" sagte der König. „Gleich, König Majestät," sagte der Schneider und ging wieder in den Thiergarten zurück. Nach'm Weilchen kam das wilde Schwein an, ganz blind vor Wuth. Es wollte auf den Schneider zulaufen, gerieth aber in das offene Haus, das da stand, — und mein Schneider schlug rasch die Thür zu, ging zum König und meldete, daß das wilde Schwein nun in aller Bequemlichkeit todt gemacht werden könnte. Und das geschah auch.

Der Schneider wurde sehr belobt und reich belohnt; man kann sich denken, daß das nicht wenig gewesen ist, was der König ihm gegeben hat.

26.

Die schöne Krügerstochter.

Ein Krüger hatte drei Töchter; zwei davon waren häßlich und faul, aber die dritte war hübsch und half ihrer Mutter tüchtig in der Wirthschaft.

Mit der Zeit stellten sich Freier ein; und nun kamen drei auf einmal; aber allen Dreien gefiel die jüngste Tochter am besten. Als sie sich mit einander beriethen, kam's heraus, daß Jeder die Jüngste haben wollte; und so verständigten sie sich, daß zwei von ihnen wieder abreiten sollten, damit der Eine um das hübsche Mädchen freien könne. So geschah es denn auch, und es wurde der Tag festgesetzt, an welchem das Paar verlobt werden sollte. Danach ritten die Freier ab.

Das Mädchen wirthschaftete indeß vergnügt weiter. Alles gerieth ihr wunderschön, und Alles im Hause war blitzend blank, so daß jeder Einzige seine Freude daran hatte.

Eines Tages ging das Mädchen an den Spring (Quell), um Wasser zu holen. Ja, mein Gott!" als sie da schöpfte, zog sie in dem einen Eimer einen kleinen, weißen Hund und in dem andern eine große, dicke Schlange herauf. Sie erschrak nun nicht wenig und wollte rasch nach Hause laufen; aber das ging nicht so schnell,

denn die Schlange hatte sich ihr sofort um den Hals gewunden. Das Hundchen aber lief neben ihr.

Das arme Mädchen kam weinend zu ihren Eltern; doch Niemand konnte ihr helfen; die Schlange blieb fest um ihren Hals geschlungen und ließ ihr keine Ruhe, so daß sie nicht einmal ein bischen schlafen konnte, sondern immer von einem Winkel in den andern, vom Bett nach der Thürschwelle und zuletzt vor Verzweiflung in's Freie lief. Sie ging an diesen Baum und an jenen Baum, weil sie sich gleich dachte: irgendwo müsse sie von dem Zauber erlöst werden; aber es dauerte lange, bis sie den richtigen Platz traf. Endlich, als sie unter einer Eiche stand, fiel die Schlange ab und verschwand. Das Mädchen knie'te sich in's Moos und dankte dem lieben Gott für ihre Errettung. Als sie dann aufsah, stand ein wunderschöner Prinz vor ihr, so strahlend und hübsch, daß Einem gleich die Augen übergehen konnten. Und das Hundchen stand neben ihm.

„Du hast mich erlöst!" sagte der Prinz. „Ich war lange verwünscht. Und dies hier" — er zeigte auf das Hundchen — „ist mein Bruder; aber den kann Niemand erlösen; der muß schon so bleiben, wie er ist. Für Deine Geduld und Gutherzigkeit will ich Dich heirathen! Du mußt freilich noch einige Zeit warten; aber nicht lange. Zum Zeichen, daß ich Dir treu sein werde, gebe ich Dir hier einen Ritterband (wol ein Ordensband). Sobald ich Dir irgendwie untreu geworden bin, wird der Ritterband ganz von selber entzwei reißen und zwar so laut, daß es Jeder hören kann."

Danach führte er das schöne Mädchen zu ihren Eltern und bedankte sich bei ihnen. Aber die Krügersleute fielen ihm zu Füßen und wünschten ihm alles Gute. Dann zog der Prinz in sein Königreich; doch das Hundchen blieb zurück.

Die Krügerstochter war mit Allem zufrieden und fragte nun nicht mehr nach dem ersten Freier; der konnte bleiben, wo er wollte! Sie dachte nur immer an ihren Prinzen, und ob der nicht bald kommen werde. Doch es verging ein Jahrchen nach dem andern, und mein Prinz kam nicht.

Als so ein Paar Jahre vergangen waren, kehrten eines Tages viele Wagen mit Inspektoren im Kruge ein; und als die schöne Krügerstochter fragte: was das zu bedeuten hätte, erzählten

die Inspektoren, daß sie aus dem Königreich kämen, wo mal der Prinz verwünscht gewesen war, und daß dieser Prinz eine Prinzessin heirathen wolle, und daß diese Wagen hier die Sachen von der Braut holen sollten.

Da erschrak die Krügerstochter; aber sie besann sich bald und wirthschaftete vorläufig nach alter Art. Ihr Aussehen war so schön und ihr Betragen so gefällig, daß die Inspektoren sich untereinander fragten: ob nicht Jeder das Mädchen heirathen möchte, — wär' sie auch noch so arm. Und Alle sagten „ja".

Am andern Tage erschien die Krügerstochter ganz als Jäger verkleidet, mit kurz geschorenen Haaren, Flinte und Jagdtasche umgehängt und das Hundchen an der Seite. Sie fragte die Inspektoren, ob sie wol mitfahren könne; sie hätte Etwas beim Prinzen zu besorgen.

O ja, sie könnt' mitfahren! — denn die Inspektoren hielten sie im Anfange für einen wirklichen Jäger. Doch das Gesicht erschien ihnen so bekannt, daß sie beschlossen: sie wollten den Jäger doch auf die Probe stellen.

Als sie zur Nacht wieder irgendwo einkehrten, streuten sie Erbsen auf die Treppe; und dann befahlen sie dem Wirth, er solle dem Jäger morgen zum Frühstück neben den Kaffee und die Kuchen einen tüchtigen Schnaps hinstellen. „Denn," sagten sie, „ist die Person ein Mädchen, so schreit sie heilig und sicher, wenn sie auf die Erbsen tritt, „uch"; wenn sie aber ein Mann ist, so flucht sie. Und wenn sie anstatt Kaffee und süßen Kuchen den Schnaps nimmt, so wissen wir's noch genauer, daß dies ein Mann und kein Mädchen ist."

Das weiße Hundchen hatte Alles mitangehört und erzählte es der Krügerstochter, damit sie sich danach richten könne. Und richtig! sie fluchte, was sie konnte, als sie auf die Erbsen trat, und stieß den Kaffee mitsammt den Kuchen von sich und sagte: sie wär' an Schnaps gewöhnt! und trank einen recht tüchtigen Schluck und rauchte dazu Cigarren.

„Ach Gott," sagten die Inspektoren, „lieber Herr Jäger, entschuldigen Sie, daß wir uns solchen Spaß mit Ihnen erlaubt haben! Wir bitten Sie fußfällig um Verzeihung!"

Die Krügerstochter sagte: es schadete weiter Nichts! und

fuhr dann mit ihnen weiter bis in jenes Königreich und vor das Schloß. Dort ließ sie sich beim Prinzen melden.

Als der Prinz das weiße Hundchen sah, erinnerte er sich an seinen Bruder; aber er hatte keine Gedanken dafür; seine Braut war schon da; und jetzt ordnete er Alles zu einer großen Jagd an. Dem fremden Jäger gab er auch einen Stand im Walde.

Die Jäger standen nun vertheilt da, und Jeder schoß sein Theil: Einer einen Hasen, der Andere einen Vogel, der Dritte ein wildes Entchen.

Die Krügerstochter hatte große Angst, daß sie nicht treffen würde; aber das Hundchen stand neben ihr und redete ihr guten Muth ein. Und es kam so Vieles vor sie, daß sie alles Mögliche schießen konnte: ein wildes Schwein, Hasen, Rehe, allerlei Vögel, wilde Gänse und weiß der liebe Gott, was sonst noch. Sie legte jede Sorte Thiere besonders hin und ging dann, als zum Aufhören geblasen wurde, zu den andern Jägern, die zuerst dachten: der Fremde hätte Nichts geschossen.

„Kommt mit!" sagte die Krügerstochter und führte Alle, auch den Prinzen, zu ihrem Platz.

Nun kann man sich denken, wie verwundert Alle waren. Und der Prinz sagte, der fremde Jäger solle mit ihm zusammen nach dem Schlosse reiten.

Als sie eine Weile geritten waren, knallte der Ritterband, den die Krügerstochter unter'm Jägerrock trug, entzwei.

„Was war das?" fragte der Prinz. „Riß Etwas am Sattelzeug entzwei?"

„O nein!" sagte der Jäger und ritt ruhig weiter.

Es dauerte nicht lange, so platzte der Ritterband ganz und gar entzwei. Jetzt stieg der Prinz vom Pferde, ging an das andere Pferd und untersuchte den Sattel und das Riemenzeug. „Ich kann nichts Entzwei'nes finden!" sagte er und sah den Jäger an. Da kam ihm auf einmal die Erinnerung, und er wurde sehr unruhig und fragte: wer sie denn eigentlich sei?

Jetzt konnte die Krügerstochter sich nicht länger halten; sie erzählte dem Prinzen Alles; und der rief einmal über das and're mal: „Ich will Dir schon gerecht werden und Treu' halten!"

So kamen sie zum Schlosse, wo schon eine große Menge

Herren und Damen versammelt waren, und wo die Braut schon darauf wartete, in die Kirche geführt zu werden.

„Hört Ihr Herrschaften Alle," sagte der Prinz, „ich habe Euch Etwas zu sagen! Denkt nur, ich hatte von meinem alten Koffer den Schlüssel verloren und mußte mir einen neuen Schlüssel machen lassen. Jetzt habe ich den alten Schlüssel wiedergefunden. Welchen soll ich behalten?"

„Den alten!" riefen Alle — auch die Braut; „denn ein alter Schlüssel ist immer besser, als ein neuer."

Nun kam der Pred'ger; und der Prinz fragte ihn ganz dasselbe.

„Mein Sohn," sagte der Pred'ger; „behalte den alten Schlüssel! der ist besser, als der neue."

Nun sollte es zur Trauung gehen, und die Braut stand schon bereit. Doch der Prinz erzählte Alles, wie es sich mit ihm verhielt, und führte die schöne Krügerstochter vor und sagte: daß er dieser die Treu' halten würde.

So kam es, daß er mit dem fremden Jäger in die Kirche ging. Und danach wurde eine große Hochzeit gefeiert; und die Krügerstochter bekam die schönsten Kleider und war sehr glücklich. Auch ihre Eltern waren sehr glücklich, als sie Alles erfuhren. — Aber jene Braut soll mit schwerem Herzen abgezogen sein.

27.

Der Schwarzkünstler und der kluge Junge.

Früher gab es viele Schwarzkünstler, die alles Mögliche ausrichten konnten. Da war auch Einer, der sich ganz nach Belieben in Thiere verwandeln konnte; und dieser Schwarzkünstler hatte immer einen Jungen bei sich, der ihn bedienen mußte.

Nun kam es, daß er einen neuen Jungen miethen wollte; je dümmer, je besser. Er hörte sich 'rum, und so erfuhr er, daß ein Vater seinen Sohn vermiethen wollte. Und es dauerte auch nicht lange, so kam der Junge an, um sich zu melden.

„Kannst Du lesen, mein Sohn?" fragte der Schwarzkünstler und hielt ihm dabei ein Buch vor.

Der Junge, der sehr klug war, tippte auf dem Buch hin und

her und sagte: „Ach ja! Kartoffeln vom Feld kann ich lesen. Und wenn der Vaterchen Kruschken (Birnen) schüttelt, kann ich auch lesen. Aber dies" — und dabei zupft' er immer so auf dem glatten Papier — „kann ich doch nicht lesen."

„Na, dann ist gut!" sagte der Schwarzkünstler. „Mir soll's lieb sein, wenn Du hier bleibst. Ich muß auf ein Jahr verreisen. Du hast in der Zeit die Kuh und den Hund im Stall zu futtern; das ist Deine ganze Arbeit."

Schön! das wär' ja nicht zu schwer. Und so blieb der Junge da.

Als der Schwarzkünstler abgereist war, schrieb sich der Junge ganz genau Tag und Stunde an, wann das Jahr um sein könnte, und ging dann in den Stall, um nach den beiden Thieren zu seh'n. Ja, was war das? Da stand die Kuh vor'm Fleisch und der Hund vor'm Heu. „Was wird doch nun?" sagte der Junge und tauschte Beides um, und sofort fraß Jedes, wie's ihm zukam. Darauf ging er in die Stube und besah die Bücher, die da 'rum lagen. Da stand viel Kluges und auch Alles d'rin, wie Einer sich verzaubern kann; das war meinem Jungen so recht gefunden; er las und las. Als aber das Jahr beinahe um war und blos noch vierzehn Tage vergehen sollten, bis der Schwarzkünstler nach Hause kam, holte der Junge einen Korb Asche und einen Besen und fing an, nach Möglichkeit in der Stube zu stöbern, daß die Asche sich auf die Bücher legte, und daß Alles so aussah, als ob in der ganzen Zeit keine Menschenseel' hier d'rin gewesen wäre. Und den Tag, ehe der Schwarzkünstler zurückkehrte, bekam die Kuh wieder Fleisch und der Hund Heu.

„Hör' mal, Du hast gut gewirthschaftet!" sagte der Schwarzkünstler, als er Alles beseh'n hatte.

„Ja, nun will ich aber nicht länger in Ihrem Dienst bleiben!" sagte der Junge.

Und obgleich der Schwarzkünstler sehr zufrieden mit ihm war, mußte er ihn doch geh'n lassen.

Als der Junge nach Hause kam, sagte er: „Vater, wißt Ihr nicht von einem Viehmarkt in der Nähe?"

„Jung', was willst Du auf dem Viehmarkt?"

„Na, ich möcht's gern wissen."

„Mein Sohn," sagte der Vater, „in der nächsten Stadt wird nächstens Markt sein."

„Dann müßt Ihr hin!“ sagte der Junge; „ich will mich in eine schöne niederungsche Kuh verwandeln; die könnt ihr verkaufen und dabei viel Geld verdienen. Fragt nicht weiter! — ich werd' schon was Gutes ausrichten. Ihr müßt einen hohen Preis fordern; aber gebt nur nicht den Strick mit fort!“

Der Vater wundert' sich denn nun nicht wenig, besonders als er die schöne Kuh sah, in die der Junge sich verwandelt hatte. Er leitete sie zum Markt; und es dauert' auch nicht lange, so kam ein Mann und handelt' über die Kuh. Und nach 'ner Weile wurden sie Handel-Eins, obgleich der Preis recht theuer war.

Jetzt ging der Mann mit der Kuh ab. Als sie ein Ende weit von der Stadt entfernt waren, kamen sie an einen Hubbel, an so einen kleinen Berg. Und da nahm die Kuh einen Satz und jagt' über den Hubbel, daß der Mann gehörig erschrak. Er ihr nach! Aber, mein Gottchen, als er weiter lief, — es war da blos ein kleiner Himmel, und man konnte nicht viel seh'n — war die Kuh spurlos verschwunden. Ein Jung' kam den Weg ihm entgegen. „Jung' hast Du nicht 'ne Kuh hier geseh'n?“ fragte der Mann.

Dies war aber der kluge Junge, der sich rasch wieder verwandelt hatte; und der sagte ganz dreist: „Na, wenn Ihr die Kuh meint, die ich laufen sah, dann werd't Ihr sie nicht mehr kriegen; die ist schon in der weiten Welt.“ Und damit ging er ab und nach Hause, wo der Vater nicht wenig froh über das schöne Geld war, und wo sie sich nun gleich beredeten, daß der Junge auf den nächsten Markt als Pferd gehen wolle.

Und das geschah auch.

Mein Schwarzkünstler hatte aber die Sache gemerkt und sich vorgenommen, den Jungen zu verderben. „Wart' man, Du Canaille!“ sagt' er bei sich: „ich werd' Dir zeigen, wer klüger ist!“ Er ging also auf jenen Markt und gleich auf das wunderschöne Pferd zu, in das der Junge sich verwandelt hatte.

Der Vater forderte einen sehr hohen Preis. Der Schwarzkünstler sagte: das wär' ihm zu theuer. „Nein, unter dem nicht!“ sagte Jener. „Na,“ meinte der Schwarzkünstler, „wenn das Pferd auch viel kostet, haben muß ich's doch. Dann nehmt, was Ihr fordert!“ Und er zahlte gleich Alles hin.

„Aber nun bitt' ich um den Zaum!“ sagte der Mann.

„Ihr alter Schweinigel," schrie der Schwarzkünstler, „bild't Ihr Euch ein, ich werd' das Pferd am Schwanz nach Hauf' führen?"

„Na — aber — ich muß den Zaum haben!" rief der Mann in Angst.

Doch der Schwarzkünstler hatte sich schon auf das Pferd geschwungen und trank dem Mann zu; und dann ging's heidi ab.

„Du Krät'!" sagte der Schwarzkünstler, „ich fackel' nicht lange." Und damit ritt er vor eine Schmiede, band das Pferd an und ging zum Schmied. „Schnell!" rief er. „Gebt mir eine glühende Stange Eisen!"

„Was wollen Sie damit?" fragte der Schmied.

„Ich will sie meinem Pferd, der Schindmähr' draußen, in den Leib stoßen."

„Herr, sind Sie toll? — oder fehlt Ihnen sonst Etwas?" rief der Schmied. „Das ist ja ein herrliches Thier."

„Das geht Euch gar Nichts an!" sagte der Schwarzkünstler. „Macht das Eisen glühend! Ich kann mit meinem Eigenthum thun, wie mir gefällig ist."

Der Schmied schüttelt' den Kopf; doch da er die Sache nicht ändern konnte, ging er an die Arbeit.

Indeß kam ein Mädchen vorbei, die zwei Eimer trug, mit denen sie Wasser schöpfen wollte. Sie sah, wie das Pferd so traurig den Kopf hängen ließ. „Na, Pferdchen," sagte sie, „ich seh's Dir an: Dir geht's schlecht."

„Ach Gott, liebes Mädchen," sagte das Pferd, — und das Mädchen wär' beinahe vor Schreck umgefallen — „erbarm' Dich doch und streif' mir den Zaum von dem einen Ohr!"

So sehr das Mädchen sich über das Pferd wundern mußte, — sie that, was es wollte. In diesem Augenblick kam der Schwarzkünstler mit der glühenden Stange und fuhr zornig auf das Pferd los. Aber das war plötzlich garnicht mehr zu seh'n; das hatte sich in einen Kanarienvogel verwandelt, und der flog schnell nach oben, wo im zweiten Stockwerk ein Fräulein wohnte, die das Fenster aufgemacht hatte. Sie griff das Thierchen und beschloß, es zu behalten.

Der Schwarzkünstler hatte sich auf der Stelle in einen Habicht verwandelt, war aufwärts geflogen und hatte Alles mitangeseh'n. Jetzt ließ er sich wieder 'runter, verwandelte sich in seine rechte

Gestalt und stieg die Treppe nach oben, klopfte bei dem Fräulein an und trat in ihre Stube. „Fräuleinchen, entschuld'gen Sie! ist hier nicht ein Kanarienvogel 'reingeflogen?"

„Ja," sagte das Fräulein, „hier ist einer; es ist ein recht hübsches Thierchen."

„Ich möcht' Sie doch gebeten haben," sagte der Schwarzkünstler, „mir den Vogel zurückzugeben."

„O nein," sagte das Fräulein, „das fällt mir nicht ein. Wer kann wissen, ob dies gerade Ihr Vogel ist!" Und dabei sah sie den Vogel, den sie in der Hand hielt, ganz zärtlich an. „Es ist ein hübsches Thierchen!"

„Fräuleinchen," sagte der Schwarzkünstler, „Sie werden sich doch nicht an meinem Eigenthum vergreifen?"

So redeten sie noch eine Weile. Da fiel es dem Fräulein ein, den Vogel auszuhänd'gen. Aber als sie das thun wollte, war der Vogel verschwunden; und statt dessen hatte sie einen gold'nen Ring am Finger.

„Fräuleinchen, geben Sie mir den Ring!" sagte der Schwarzkünstler, „ich muß den Ring haben!"

Nun stritten sie wieder um diesen. Doch als das Fräulein den Ring geben wollte, war er weg; und an der Erde lagen drei Gerstenkörner.

Sofort verwandelte sich der Schwarzkünstler in einen Hahn und fuhr auf die Gerstenkörner los. Aber aus denen wurd' blitzschnell ein Iltis; und der schnappt' nach dem Hahn und macht' ihn todt. So war nun der Schwarzkünstler an der Seite (vernichtet).

Mein Junge ging nach Hause und lebte von nun an sehr schön und in Freuden. Er verwandelte sich immerfort in Pferde und ließ sich vom Vater auf den Markt bringen. So nahmen sie viel Geld ein; und nachher wird der Jung' wol reich geheirathet haben.

28.

Prinz Katt.

Ein Königspaar wünschte sich so sehr Kinder, bekam aber keine; und darüber herrschten schon allerlei Unruhen im Lande.

Eines Tages hatte sich ein angetrunkener Fischer an dem Aufruhr betheiligt; und als der König das hörte, wollte er den

Fischer bestrafen lassen. Aber der lief auf der Stelle in den Wald, um sich da aufzuhängen.

Unterwegs traf er ein altes Männchen, das ihn fragte, wohin er so eilig gehe. Der Fischer log in seiner Angst und sagte: „Meine Frau schickt mich nach trock'nem Holz." — „Lüg' nicht!" sagte das alte Männchen; „ich weiß Alles, und ich will Dir helfen, daß Du wohl angesehen wirst. Lass' Dir vom König dreißig Klaft' neue Stränge geben und damit fahre mit drei Knechten auf den See und suche nach Fischen! Du darfst aber Keinem einen Fisch geben! — sondern alle Fische, welche Du fängst, bringst Du der Königin, die sie aufessen soll!"

Das geschah nun auch so, und der Fischer fuhr mit seinen Knechten auf den See. Zuerst fingen sie Nichts; und zum zweiten mal fingen sie auch Nichts; aber zum drittenmal fingen sie drei Fischchen. Die Knechte wollten die gleich behalten; aber der Fischer gab sie nicht fort, sondern sputete sich und brachte sie in die königliche Küche. Da wurden sie geschippt und gekocht. Aber mit Eins sprang eine Katze hinzu und fraß einen Fisch auf. Ach Gott, nun war ein großer Jammer! Die Katze wurde sofort in eine Stube eingesperrt und von nun an gut gefüttert und bewacht.

Als die zwei andern Fischchen fertig waren, sollte das Kammermädchen sie der Königin bringen; unterwegs aber verschluckte sie rasch das eine. Aber nun ein Geschrei und Gejammer! Ja, mein Gott, es war nicht mehr zu ändern, und das Kammermädchen wurde sofort in eine andere Stube eingesperrt, gut mit Essen und Trinken versorgt und bewacht.

Das dritte Fischchen wurde von der Königin verzehrt.

Nun dauerte es eine Weile, und dann wurden an demselben Tage drei Prinzen geboren. Zuerst bekam die Katze einen Sohn; der wurde Prinz Katt genannt. Dann bekam das Kammermädchen einen Sohn; der wurde Prinz Magda genannt. Zuletzt bekam die Königin einen Sohn; der wurde Prinz Karl genannt. Und alle drei Prinzen waren sehr schön und sehr klug, so daß Jeder seine Freude daran hatte; und der König und die Königin liebten sie alle drei ganz gleich.

Als sie eingesegnet waren, sagte der Prinz Katt, der der Aelteste und doch am End' der Klügste von den Dreien war: „Hört, Brüderchen! wir kennen nun schon unser ganzes Land.

Laßt uns doch mal wandern und nachsehen, wie's anderwärts aussieht! Die Welt ist groß, und wir wollen doch unser Theil erleben!"

Gesagt, gethan! Die drei Prinzen ritten in die Welt. Nachdem sie eine Weile g'rad'aus geritten waren, kamen sie an die Drewenz, über die hier eine Brücke gebaut war; und hier stand auch ein ganz nettes, kleines Hauschen. In dem Hauschen war Alles, was sie sich nur wünschten; Essen und Trinken in Hüll' und Füll'; und sie aßen und tranken sich denn auch recht satt.

„Brüderchen, schlaft nur nicht ein!" sagte der Prinz Katt. „Wer weiß, ob uns nicht irgend ein Leid geschieht!" Und damit ging er hinaus, versteckte sich unter der Brücke und lauerte darauf, ob nicht Etwas kommen möchte.

Und richtig, es dauerte auch nicht lange, so kam ein Drache an, der zwölf Köpfe hatte. Der rief immer: „Heuraßchen, heu! ich bin der Stärkste in der Welt, denn der Prinz Katt soll noch erst jung werden (geboren werden)!"

Da sprang mein Prinz Katt vor; und sie fochten mit einander. Und zuletzt schlug der Prinz dem Drachen alle Köpfe ab.

Dann ging er in die Stube und weckte seine Brüder, die ganz fest schliefen. „Ihr seid mir schlechte Brüder!" sagte er. „Seht, ich war in Todesgefahr!" Und er erzählte ihnen Alles.

Am andern Tage ritten sie weiter und dachten: sie kämen wer weiß wohin; aber als sie still hielten, waren sie wieder an der Drewenz und an jenem Hauschen. Dort aßen und tranken sie sich wieder recht satt.

„Brüderchen, schlaft nur nicht ein!" sagte der Prinz Katt. „Wer weiß, ob nicht wieder Etwas geschieht!" Und damit ging er hinaus, versteckte sich unter der Brücke und lauerte darauf, ob nicht Etwas kommen möchte.

Und richtig, es dauerte auch nicht lange, so kam ein Drache an, der fünfzehn Köpfe hatte. Der rief auch immer: „Heuraßchen, heu! ich bin der Stärkste in der Welt, denn der Prinz Katt soll noch erst jung werden!"

Auch diesen Drachen überwandt der Prinz Katt; aber zuletzt halfen ihm die Brüder bei seiner Arbeit.

Am andern Tage ritten die drei Prinzen weiter und dachten wieder: sie kämen wer weiß wohin; aber als sie still hielten, waren sie abermals an der Drewenz und an demselben Hauschen.

Alles war so wie die beiden andern male; blos diesmal hatte der Drache zwanzig Köpfe; und es war ein Glück für den Prinz Katt, daß ihm zuletzt wieder seine Brüder halfen. Diese Beiden legten sich darauf hin und schliefen sich gut aus. Der Prinz Katt aber, der alles Mögliche verstand und wußte, verwandelte sich in eine Fliege und flog in das Haus, wo die alte Thiersch, das Drachenweib, nämlich die Schwiegermutter von den drei Drachen wohnte. Dort setzte er sich auf den Balken unter der Stubendecke und lauerte darauf, ob die Alte mit ihren Töchtern sprechen möchte.

Die drei Töchter saßen da und klagten. Und dann beriethen sie mit der Mutter, wie die Prinzen doch zu verderben seien, besonders der Prinz Katt, der die Drachen getödtet hatte.

„Verwand'le Dich in einen Apfelbaum!" sagte die Mutter zur ältesten Tochter. „Auf die Art kannst Du alle drei Prinzen locken und fangen!"

Die zweite Tochter wollte auch einen Rath haben; und so sagte ihr denn die Alte: „Verwand'le Dich in ein kühles Haus! Und Du fängst sie alle Drei!"

Und der dritten Tochter gab die Thiersch den Rath: „Verwand'le Dich in einen Sprind (Quelle)! Auf die Art kannst Du die drei Prinzen locken und verderben!"

Ja — aber mein Prinz Katt war nicht faul. Er flog rasch zu seinen Brüdern, und alle Drei ritten, die verwandelten Drachenschwestern suchen. Und als sie die ausfindig gemacht hatten, hauten sie so lange d'rauf los, bis alle drei Schwestern zu Theer wurden.

Nun kam die Thiersch und lief längs der Drewenz. Aber der Prinz Katt jagte sie. So kamen sie an eine Schmiede, die einen eisernen Zaun hatte.

„Gnag' den eisernen Zaun durch!" sagte der Prinz Katt. Und sie gnagte d'rauf los. Wie sie aber noch den Kopf zwischen den Sprossen hielt, wurde sie verbrannt.

Nun war ungeheure Freude im Lande. Der König, der hier regierte, gab den Prinzen seine drei Töchter, und es wurde eine großartige Hochzeit gefeiert.

Ich war auch auf der Hochzeit. Ich hab' gegessen und getrunken und doch Nichts davon im Mund' gemerkt.

29.

Die Kinder und das Zuckerhaus.

Es gingen einmal zwei Kinder in den Wald; es waren Bruder und Schwester, und sie hielten gut zusammen.

Als sie so im Walde herumliefen, verloren sie den Weg und kamen zuletzt an ein kleines Haus, das ganz aus Zwieback gebaut und mit Zucker über und über bedeckt war. Sofort kletterten die Kinder auf's Dach und fingen an, da abzubrechen und zu essen, was sie konnten.

In dem Hause aber wohnte eine böse, alte Hexe. Als die das Geräusch hörte, rief sie: „Wer bricht, wer sticht an meinem Haus?“ Und die Kinder antworteten: „Der Wind, der Wind! das himmlische Kind!“ und aßen ruhig weiter. Das war der alten Hexe doch zu arg; sie rief wieder: „Wer bricht, wer sticht an meinem Haus?“ Und abermals antworteten die Kinder: „Der Wind, der Wind! das himmlische Kind!“ und aßen ruhig weiter. Nun aber kam die Alte heraus und rief wüthend: „Wer bricht, wer sticht an meinem Haus?“ Und noch ehe die Kinder antworten konnten, befahl sie: „Kommt 'runter! Ich werd' Euch schon zu essen geben, daß Ihr genug haben sollt'.“

So kamen die Kinder denn herunter, und die Alte gab ihnen Zwieback und Zucker und sagte ihnen: sie sollten sie „Großmutter“ nennen. Dann nahm sie den Knaben und sperrte ihn in einen Käfig; „denn ich will ihn mir mästen!“ sagte sie. Und das Mädchen mußte ihren Bruder und die Alte bedienen.

Als so eine Zeit vergangen war, sagte die Hexe: „Ich werd' mal nachseh'n, ob der Jung' schon fett ist.“ Aber ehe sie zu ihm kam, lief das Mädchen rasch zu ihrem Bruderchen und gab ihm ein Stockchen und sagte: er solle das der Großmutter entgegenstrecken, wenn sie seinen Finger anfühlen wolle.

Und richtig! als die Alte an den Käfig kam und verlangte: der Knabe solle ihr den Finger zeigen! — steckte Jener ihr das Stückchen Holz entgegen. „Mager, mager!“ sagte die Alte und ging ab.

Es dauerte aber nicht lange, so wollte die Hexe wieder probiren, ob der Knabe fett war. Als er aber auch diesmal das Stockchen ihr entgegenstreckte, rief sie: „Das ist Holz; und ich will

nicht Holz, sondern Deinen Finger; — weis' ihn her!" Da half nun Nichts; der Knabe mußte seinen Finger herausstrecken, und als die Alte den anfühlte, sagte sie: „Fett, fett!" und befahl dem Mädchen, den Bratofen zu heizen, denn nun solle der Knabe gebraten und verzehrt werden.

Das Mädchen war sehr traurig. Sie that zwar, wie ihr befohlen war, aber zugleich dachte sie sich Etwas aus, um den Bruder zu retten.

Als der Ofen heiß war, sagte die Alte: der Knabe solle sich der Länge nach auf das Brett strecken. Aber er legte sich die Quere und that, als ob er es nicht besser verstände. Da wurde die Hexe sehr wüthend und schimpfte was sie konnte. Das Mädchen hatte das so gewollt und sagte nun: „Großmutter, Ihr müßt dem Bruder zeigen, wie er sich hinlegen soll!"

Da legte sich die Alte der Länge nach auf's Brett; — und die Kinder schoben sie geschwind in den Ofen. Dann nahmen sie in aller Eile noch eine Bürste, ein Ei und ein Stück Leinwand an sich und liefen aus dem Hause. Vor der Thür stand ein Schimmel; auf den setzten sie sich und ritten nun geschwind, geschwind in die Welt hinein.

Währenddeß rabastelte die Alte in dem Ofen, was sie konnte. Sie war unmäßig dick und konnte sich kaum umdrehen; aber zuletzt gab der Ofen nach und die Hexe sprang hinaus. Nun lief sie den Kindern hinterher.

Diese waren schon ein schönes Ende weit gekommen. Da sagte mit Eins der Schimmel: „Die alte Hex' kommt Euch hinterher. Werft rasch die Bürste hinter Euch!"

Das thaten die Kinder, und sofort entstand ein großer Wald; der war so dicht, wie eine Bürste, so daß die Alte nicht hindurch konnte. Da lief sie rasch nach Hause und holte ein Beilchen, um sich einen Steg durchzuhauen. Als sie den Steg fertig hatte, wollte sie das Beilchen verstecken. Aber oben auf einem hohen Baume saß eine Krähe; die schrie immerzu: „Ich seh', ich seh', ich seh', wo die alte Hex' das Beilchen versteckt hat." Das ärgerte die Alte, und sie lief — so schnell sie konnte — nach Hause, um das Beilchen dort zu verwahren. Als sie das gethan hatte, lief sie wieder den Kindern nach.

Die waren schon wieder ein großes Ende weiter geritten.

Da sagte mit Eins der Schimmel: „Die alte Hex' kommt Euch hinterher. Werft rasch das Ei hinter Euch!"

Das thaten die Kinder, und sofort entstand ein Berg; der war so hoch, daß die dicke Alte ihn nicht erklettern konnte. Da lief sie rasch nach Hause und holte ein Hackchen, um sich einen Steg durchzuhacken. Als sie den Steg fertig hatte, wollte sie das Hackchen verstecken. Aber über ihr flog die Krähe und schrie immerzu: „Ich seh', ich seh', ich seh', wo die alte Hex' das Hackchen versteckt hat." Das ärgerte die Alte, und sie lief rasch nach Hause, um das Hackchen dort zu verwahren. Als sie das gethan hatte, lief sie wieder den Kindern nach.

Die waren schon wieder ein großes Ende weiter geritten und kamen nun an einen großen See; — und die Alte war schon hinterher. Da sagte der Schimmel: „Werft rasch die Leinwand über den See, so daß wir eine Brücke haben und hinüberkommen!"

Das thaten die Kinder, und sofort entstand eine schöne Brücke, über die sie gut reiten konnten. Als sie aber hinüber waren, zogen sie die Leinwand wieder zu sich heran; und die Alte, die schon am andern Ufer stand, konnte nicht über den See gelangen. Nun war sie aber in schrecklicher Wuth und legte sich ergrimmt an die Erde und trank den ganzen See aus. Als sie danach aufstand und weiter gehen wollte, — platzte sie auf; und nun waren die Kinder gerettet.

30.

Die drei Kinder im Walde.

Es waren mal drei Kinder, d. h. Mädchen, die schon spinnen konnten; denen ließ ihre Großmutter sagen: sie sollten doch zum Abend zu ihr kommen und bei ihr spinnen! Und das wollten die Kinder auch thun.

So nahmen sie denn ihre Wockchen (Spinnrocken) in die Hand und wanderten in den Wald, um zur Großmutter zu kommen. Als sie durch den Wald gingen, hörten sie, wie die Vögel sangen: „Geht nicht! geht nicht! — es geht Euch schlecht!" Da kehrten die Kinder lieber um und gingen nach Hause zurück.

Am andern Tage aber besannen sie sich doch und versuchten noch einmal, zur Großmutter zu gehen. Doch kaum waren sie im Walde, so riefen die Vögel wieder: „Geht nicht! geht nicht! — es geht Euch schlecht!“ — Da kehrten die Kinder wieder um und gingen nach Hause zurück.

Nun kam der dritte Tag, und nachdem sie sich berathen hatten, versuchten die Kinder abermals, zur Großmutter zu gehen. Aber auch heute hörten sie, wie die Vögel riefen: „Geht nicht! geht nicht! — es geht Euch schlecht!“

„Ach was!“ sagte das älteste Mädchen; „was soll es uns schlecht gehen? Wir wollen nehmen und gehen, daß wir zur Großmutter hinkommen, denn die wartet nun schon so lange auf uns.“ Und richtig, — die Kinder gingen weiter und weiter, bis sie zu der Alten kamen.

Aber bevor sie aus dem Walde traten, sahen sie am Wege eine große Kaule (Grube), die ganz mit Blut gefüllt war; und als sie ein Endchen weiter an einen Zaun kamen, sahen sie dort Fleck (Eingeweide) hängen; und als sie an das Haus der Großmutter kamen, sahen sie, daß statt der Thürklinke eine Menschenhand befestigt war, und daß statt der Schwelle ein Menschenfuß dalag. Und als sie nun in die Stube traten, sahen sie, wie die Großmutter an einem Schaf herumsuchte.

„Na, was habt Ihr unterwegs gehört und gesehen?“ fragte die Großmutter das älteste Mädchen.

„Ach Nichts!“ sagte die; „blos die Vögel im Walde riefen immer: „Geht nicht! geht nicht! — es geht Euch schlecht!“ — und nachher sahen wir eine Kaule mit Blut.“

„Das ist mein Brunnen,“ sagte die Großmutter; — „und was habt Ihr weiter gehört und gesehen?“ fragte sie das zweite Mädchen.

„Ach Nichts!“ sagte die; „blos noch, daß hier am Zaun Fleck hängt.“

„Das ist mein Flachs,“ sagte die Großmutter; — „und was habt Ihr weiter gehört und gesehen?“ fragte sie das dritte Mädchen.

„Ach Nichts!“ sagte die; „blos noch hier am Hause eine Menschenhand und einen Menschenfuß.“

„Das ist mein Drücker (Thürklinke) und meine Schwelle,“

sagte die Großmutter; „und was habt Ihr sonst noch gehört und gesehen?“ fragte sie wieder das älteste Mädchen.

„Ach Gott, Großmutter,“ sagte die, „wir haben nur noch gesehen, daß Du da an dem Schaf' herumgesucht hast.“

„Ja,“ schrie die Großmutter, „— und das ist so ein Schaf wie Du eins bist! und wie Ihr Alle es seid!“ — Und damit würgte sie die Kinder ab.

31.

Die Prinzessin mit dem goldenen Kalb.

Der König von England hatte seine Frau verloren und war nun mit einem Sohne und einer Tochter zurückgeblieben. Es dauerte nicht lange, so heirathete er eine königliche Wittwe, die auch eine Tochter hatte. Diese Tochter hieß Miserehlchen und war sehr schön, und der liebe Gott hatte ihr ein goldenes Kalb geschenkt, das sie immer begleiten mußte, wo sie ging und stand. Der Sohn des Königs hieß Akaldemus; und er und jene schöne Prinzessin verliebten sich bald in einander und wünschten, sich zu heirathen. Aber die Eltern wollten das nicht haben. Da verabredeten sich die Beiden: sie würden auswandern und anderwärts ihr Glück versuchen. Und sie wanderten auch gleich los nach Rußland; und das goldene Kalb ging mit.

Als sie eine Zeitlang gewandert waren, kamen sie in Rußland an und kamen gerade in jenes Städtchen, wo sich viele Prinzen aufhielten. Die Miserehlchen ruhte sich auf einem Stein aus; und dann miethete der Akaldemus sie bei einfachen Leuten, die vorne am Thor in einem kleinen Hauschen wohnten, ein. Danach ging er in die Stadt zu den andern Prinzen, mit denen er sich gleich sehr bekannt machte. Dort aber verging ihm ganz das Gedächtniß für die Miserehlchen.

Die aß indeß mit den Leuten zu Abendbrod und fand sich in Alles, wenn's auch nur knapp war. Das goldene Kalb aber war in der Küche verzäunt.

Während die Prinzen sich sehr verlustirten, erzählte Jemand: da vorne am Thor in einem kleinen Hauschen sei ein Mädchen

eingekehrt, die ein goldenes Kalb mit sich führe. Und sofort bekamen die Prinzen Lust, das goldene Kalb zu stehlen. Sie liefen also nach dem Hauschen hin; der Akaldemus mit, — denn der hatte noch immer keine Erinnerung an die Miserehlchen.

Als die Prinzen an der verschlossenen Thür rüttelten, schrie das goldene Kalb: „Miserehl, Miserehl! die Diebe stehlen sehr; sie haben schon ein Brett losgerissen.“

Die Miserehlchen erwachte und sang betrübt:

„Schweig' still, mein Kälbelein!
„Du sollst vergessen sein,
„Wie der Akaldemus die Miserehlchen vergaß,
„Wie sie auf dem Steinchen saß.“

„Da ist von Dir die Rede, Akaldemus!“ sagten die Prinzen. Aber der Akaldemus konnte sich auf Nichts besinnen.

Nach einer Weile schrie das goldene Kalb: „Miserehl, Miserehl! die Diebe stehlen sehr; sie haben schon das zweite Brett losgerissen.“

Betrübt sang die Miserehlchen wieder:

„Schweig' still, mein Kälbelein!
„Du sollst vergessen sein,
„Wie der Akaldemus die Miserehlchen vergaß,
„Wie sie auf dem Steinchen saß.“

„Akaldemus, das geht Dich an!“ sagten die Prinzen. Aber der Akaldemus konnte sich auf Nichts besinnen.

Wieder nach einer Weile schrie das goldene Kalb: „Miserehl, Miserehl! die Diebe stehlen sehr; sie haben schon das dritte Brett losgerissen.“

Betrübt sang die Miserehlchen wieder:

„Schweig' still, mein Kälbelein!
„Du sollst vergessen sein,
„Wie der Akaldemus die Miserehlchen vergaß,
„Wie sie auf dem Steinchen saß.“

Da erinnerte sich plötzlich der Akaldemus an seine Braut, holte sie heraus und führte sie sofort an den königlichen Hof. Und hier wurde Alles erzählt und den Beiden gleich eine schöne Wirthschaft eingerichtet, so daß sie sich heirathen konnten und fortan sehr glücklich lebten.

32.

Die Stiefschwestern. I.

Es waren mal eine Wittwe und ein Wittwer, und die heiratheten sich; und sowol die Frau, wie der Mann brachte eine Tochter in die Ehe mit.

Die beiden Mädchen wurden nun aber ganz verschieden gehalten. Die Frau liebte nur ihre eigene Tochter und that der andern Nichts zu Liebe, sondern quälte sie fortwährend.

So geschah es denn, daß sie eines Tages im Winter, gerade, als es sehr kalt war, der Stieftochter ein Papierkleid anzog, ihr einen Krug Wasser, ein Stück grobes Brod und einen Korb gab und ihr befahl: sie solle in den Wald gehen und Erdbeeren sammeln. Das arme Mädchen bat vor Gott und nach Gott; aber die Mutter wollte Nichts davon hören und jagte sie hinaus.

Nun wanderte denn mein Mädchen in den Wald; doch wie sie ein Ende gegangen war, war sie schon ganz steif und elend vor Kälte und sah sich voll Jammer danach um, wo sie Schutz finden könne. Da sah sie nicht weit davon ein Hauschen, klopfte dort an und ging hinein. In dem Hauschen saßen drei kleine Männerchen, die ihr gern einen Platz am Feuer gönnten. Das Mädchen setzte sich dort in die Ecke, langte Wasser und Brod hervor und wollte sich ein wenig stärken.

„Gieb uns doch auch ein bischen davon ab!“ sagten die Männerchen. Und das Mädchen theilte Wasser und Brod mit ihnen; — wie sie aber näher hinsah, wurd' sie gewahr, daß das Wasser zu Wein und das Brod zu Kuchen geworden war.

Nun fragten die Männerchen nach ihrem Leben und was sie eigentlich im Walde wolle. Und sie erzählte ihnen Alles und klagte ihnen ihr Leid.

„Nimm diesen Besen,“ sagten die Männerchen und gaben ihr einen Besen in die Hand, — „geh' hinter's Haus und fege den Schnee weg!“

Das Mädchen that, wie ihr gesagt worden und fegte den Schnee weg. Aber sieh' da! — da waren Erdbeeren die Hüll' und die Füll', und ihr Körbchen war bald ganz voll, so daß sie vergnügt nach Hause gehen konnte.

„Was sollen wir dem Mädchen wünschen, weil es so gefällig

und höflich gewesen ist?" fragte das eine kleine Mannchen die andern. Und die Drei' beriethen sich mit einander.

„Ich wünsch' ihr," sagte der Erste, „daß ihr fortan bei jedem Wort, das sie spricht, ein Goldstück aus dem Munde fällt!"

„Und ich wünsch' ihr," sagte der Zweite, „daß sie mit jedem Tage schöner wird!"

„Und ich wünsch' ihr einen König zum Gemahl!" sagte der Dritte.

Als das Mädchen nach Hause kam, fiel ihr gleich beim ersten Wort ein Goldstück aus dem Munde; und so ging es immerfort, so daß sich die Eltern und die Schwester nicht genug verwundern konnten. Und dann erzählte sie Alles, wie sie es angetroffen hatte.

„Höre," sagte die Frau zu ihrer rechten Tochter, „das könntest Du ebenso machen!" Und sie zog sie recht warm an, gab ihr Wein und Kuchen und einen Korb und schickte sie in den Wald nach Erdbeeren.

Wie das Mädchen eine Weile im Walde gewandert war, kam sie an das Hauschen, wo die drei Männerchen wohnten, und klopfte da an. Die Männerchen ließen sie eintreten und Platz nehmen. Und wie sie nun so warm in der Stube saß, langte sie Wein und Kuchen hervor und fing an, zu trinken und zu essen.

„Gieb uns doch auch ein bischen davon ab!" sagten die Männerchen.

„Was fällt Euch ein?" rief das Mädchen; „das langt kaum für mich. Nein, ich kann Euch Nichts davon abgeben."

Nun fragten die Männerchen nach ihrem Leben und was sie eigentlich im Walde wolle. Und sie erzählte ihnen, warum sie hergekommen wäre.

„Nimm diesen Besen," sagten die Männerchen und gaben ihr einen Besen in die Hand, — „geh' hinter's Haus und fege den Schnee weg!"

„Was fällt Euch ein?" rief das Mädchen. „Fegt Euch selber den Schnee weg! Nein, ich habe keine Zeit, auch keine Lust dazu!"

Und damit ging sie ab und suchte und suchte im Walde nach Erdbeeren, fand aber Nichts und mußte unverrichteter Sache nach Hause gehen.

„Was sollen wir dem Mädchen wünschen, weil es so ungefällig und grob gewesen ist?" fragte das eine kleine Mannchen die andern. Und die Drei' beriethen sich mit einander.

„Ich wünsch' ihr," sagte der Erste, „daß ihr fortan bei jedem Wort, das sie spricht, eine Beeßkröte aus dem Munde fällt!"

„Und ich wünsch' ihr," sagte der Zweite, „daß sie mit jedem Tage häßlicher wird!"

„Und ich wünsch' ihr ein schlimmes Ende!" sagte der Dritte.

Als das Mädchen nach Hause kam, fiel ihr gleich beim ersten Wort eine Beeßkröte aus dem Munde; und so ging es immerfort, so daß sich Alle entsetzten. Und dabei erzählte sie ihre Erlebnisse. Was half alles Jammern? — kein Mensch konnte es ändern. Und so ging's Tag für Tag: während der Einen Goldstücke aus dem Munde fielen, durfte die Andere kein Wort aussprechen, ohne daß ihr eine Beeßkröte aus dem Munde fiel; und während die Eine immer schöner wurde, wurde die Andere immer häßlicher.

Nun war mal wieder ein kalter Wintertag, und die Mutter sagte zu der schönen Stieftochter: sie solle an den Graben gehen und Garn schälen (spülen). Es war so erbärmlich kalt, aber das Mädchen mußte gehorchen nnd ging an die Arbeit.

Wie sie so dastand und mit dem Garn handtirte, kam ein junger König vorbeigefahren. Der sah, wie schön sie war, und verliebte sich gleich so in sie, daß er halten ließ und ihr zurief: sie solle mit ihm kommen, denn er wolle sie zu seiner Gemahlin machen!

Und richtig! — das Mädchen heirathete den König und zog in die schöne große Stadt, in der er wohnte. Die Mutter aber fuhr auch hin und besah Alles und erzählte davon ihrer eigenen Tochter, als sie wieder zu Hause war.

„Ach, so ein Glück mußt Du mir auch verschaffen!" sagte die Tochter. „Besinn' Dich doch, wie wir's anfangen könnten!"

Und sie besannen sich hin und her; aber es verging eine lange Zeit, eh' ihnen etwas Rechtes einfiel. Es verging ein ganzes Jahr, und erst als die junge Königin einen Sohn bekommen hatte, und als nun die Mutter zu ihr hinreiste, hatten sich die Beiden ihren Plan zurechtgelegt. Es paßte ihnen auch ganz wunderschön, daß gerade jetzt der König auf eine große Jagd ziehen mußte; oder es mag auch ein Krieg gewesen sein. Kurz und gut, — als sie im Schlosse ankamen, benutzt' die Mutter die Zeit, als Alle schliefen, und schleppte die arme junge Königin aus dem Hause in den See, wo sie auch sofort unter dem Wasser verschwand. Und dann sagte

sie zu ihrer eigenen Tochter: sie solle sich in das Bett der Königin legen und sich ruhig verhalten.

Nun kehrte der König zurück und trat in die Stube, wo seine Gemahlin und sein Sohn schliefen. Als er an das Bett der Königin trat und sie fragte, wie sie sich befinde, fiel der schlechten Person eine Beeßkröte nach der andern aus dem Munde; — sie konnte ja ohne das kein Wort sprechen.

Der König erschrak sehr. „Ach," sagte die Mutter, „das ist nicht so gefährlich; es wird sich wol bald ändern!" und suchte ihn zu beruhigen. Aber dem Könige war doch allerhand zu Muthe.

Als es wieder Nacht war, stieg die arme junge Königin aus dem See, wo sie sich so lange hatte aufhalten müssen, und schlich zu ihrem Kindchen. Die Wärterin war halb im Schlaf und konnte erst gewahr werden, was geschah, als die Königin schon wieder verschwand.

Das ging nun Nacht für Nacht so; und die Wärterin meldete es endlich dem Könige. Der lauerte in der nächsten Nacht der Gestalt auf und packte sie sofort fest, als sie erschien.

Es war aber noch nicht an der Zeit, daß die arme Königin erlöst werden konnte; daher mußte sie sich erst in Allerlei verwandeln, um blos wieder nach dem See zurückzukommen. Wie sie sich aber auch verwandelte, — sogar in eine Schlange, — der König hielt sie fest. Und weil er so muthig war, brach er den bösen Zauber; und zuletzt stand seine Gemahlin leibhaftig vor ihm. Da fielen sich die Beiden um den Hals und weinten mit einander, und das Glück war sehr groß.

Jetzt kam Alles an den Tag; und in einer großen Berathung wurde beschlossen, die böse Stiefschwester lebendig zu verbrennen. Und das ist denn auch gescheh'n.

33.

Die Stiefschwestern. II.

Es war mal ein reicher Kaufmann, dem die Frau starb; und so blieb er mit dem einzigen Kind, einem Tochterchen, zurück.

Nicht weit davon lebte eine Frau, deren Mann auch gestorben

war; und diese Frau hatte auch eine Tochter, aber die war nicht so schön, wie jenes andere Mädchen.

Mit der Zeit bekam die Frau Lust, den Wittwer zu heirathen, und steckte sich nun hinter seine Tochter und redete ihr immer zu: sie solle doch dafür sorgen, daß der Vater sie zur Frau nähme. Wenn das geschähe, so sollte das Mädchen sich fortan in Wein waschen und sollt' auch immer den schönsten Kaffee bekommen. Und das Kind glaubte Alles und redete dem Vater so lange zu, bis er die Frau richtig heirathete.

Die ersten vier Tage nach der Hochzeit durfte sich die schöne Stieftochter in Wein waschen, aber von da ab bekam sie nicht mal ein Glas Wein zu trinken und wurde erbärmlich behandelt. Auch dem Mann ging's schlecht. Die Frau schimpfte den ganzen Tag auf ihn und war so herrschsüchtig, daß er bald wie ein ganz armer Mann ihre Befehle ausrichten mußte und schon ganz am Leben verzagte. So kam es, daß er eines schönen Tages einen Strick nahm und in den Wald ging, um sich aufzuhängen.

Wie er ein Ende gegangen war, traf er ein altes Mannchen. „Guten Tag, Vaterchen! — wo gehst hin?" fragte der.

„Ach, liebes Großvaterchen," sagte der Mann, der nicht wußte, daß Jener der liebe Gott war, „ich will mich aufhängen! Meine Frau ist gar zu schlecht zu mir; ich kann's nicht mehr aushalten. Sie verlangt, ich soll ihr Holz holen; — und sie hat doch noch Holz vorräthig! Und ich soll das Holz gar auf dem Rücken nach Hauf' tragen! — Nein, wahrhaftigen Gott, ich muß mich aufhängen!"

„Nein, häng' Dich nicht auf!" sagte das alte Mannchen. „Nimm den Strick, geh' in den Wald an den großen Stobben (Baumstumpf) da vorne an und knüpf' das Holz, das daneben liegt, in den Strick! Da ist kleingeschlagenes Holz die Füll' und die Füll', und Deine Frau kann genug daran haben."

Der Mann dankte und ging an den großen Stobben, wo das kleingeschlagene Holz lag, nahm dies, knüpfte es mit dem Strick zusammen und ging nach Hause.

Als er da anlangte, fiel ihm ein, daß er seine Handschuhe vergessen hatte. „Liebes Kind," sagte er zu seiner Tochter, „lauf' an den großen Stobben und hol' mir meine Handschuhe!"

Und das Mädchen lief hin.

Als sie dort ankam, sah sie, daß auf den Handschuhen drei Tauben saßen. Sie hob ihre Hände auf und rief: „Ach, meine lieben Thierchen, Ihr sitzt auf meines Vaters Handschuhen, und ich soll sie ihm holen! Ich werde meine Schürze abbinden und für Euch hier hinlegen; setzt Euch lieber darauf!“ Und die Tauben setzten sich auf die Schürze; und das Mädchen lief nach Hause.

„Was sollen wir dem guten Mädchen wünschen?“ fragten sich die Täubchen.

„Ich wünsch' ihr, daß ihr bei jedem Wort, das sie spricht, ein Dukaten aus dem Munde fällt!“ sagte das erste Täubchen.

Und das zweite sagte: „Ich wünsch' ihr, daß sie immer noch schöner wird!“

Und das dritte sagte: „Ich wünsch' ihr, daß vor ihrem Kammerfenster ein Baum mit goldenen Aepfeln wachsen soll!“

Als das Mädchen nach Hause kam, fiel ihr gleich beim ersten Wort ein Dukaten aus dem Mund, und so ging's fort; und dabei wurde sie immer schöner, immer schöner, daß es eine Freude war, sie anzuseh'n. Und richtig! vor ihrer Kammer, dicht am Fenster, gerade nach der Stelle hin, wo ihr Bett stand, war plötzlich ein Apfelbaum mit goldenen Aepfeln gewachsen.

„Geh' doch wieder nach Holz, liebes Vaterchen!“ sagten am andern Tage die Frau und ihre Tochter; und dann ließen sie nicht eher mit Reden nach, bis der Mann ging, denn sie meinten: heute könnt' ja etwas Aehnliches gescheh'n! Und als der Mann — ganz ohne seinen Willen und nur weil der liebe Gott das schon so eingerichtet hatte — seine Handschuhe wieder an dem großen Stobben vergessen hatte, lief seine Stieftochter, was sie konnte, nach dem Wald. Dort saßen wieder die drei Taubchen auf den Handschuhen.

„Weg da, Ihr Viehzeug!“ schrie das Mädchen und klatschte dabei so in die Hände, daß die Tauben gleich aufflogen.

„Was sollen wir der groben Marjell wünschen?“ fragten sich nachher die Taubchen.

„O, möcht' ihr doch bei jedem Wort, das sie spricht, eine Beeßkröt' aus dem Munde fallen!“ rief das erste Taubchen.

Und das zweite sagte: „Ich wünsch' ihr, daß sie täglich häßlicher wird!“

Und das dritte sagte: „Ich wünsch' ihr, daß es ihr noch einmal recht schlecht geh'n möge!“

Als das Mädchen nach Hause kam, fiel ihr gleich beim ersten Wort eine Beeßkröt' aus dem Mund, und das ging so fort. „Marjell, erbarm' Dich!" schrie die Mutter, „was ist mit Dir gescheh'n? Wie anders sieht Dein Gesicht aus! — Und wo kommt die Beeßkröt' her?"

Ja, das war nun sehr schlimm, ging aber nicht mehr zu ändern; antworten mußt' sie doch, und Beeßkröten kamen — nicht zu zählen — zum Vorschein.

Nun geschah es, daß der junge König am Hause vorbeifuhr und den Baum mit den goldenen Aepfeln sah. Er rief dem Manne zu: er solle ihm doch ein Paar von den Aepfeln schenken! Aber wenn der Mann nach einem Zweige griff, ging der Baum in die Höhe.

In diesem Augenblick kam die häßliche Tochter und probirte, ob sie nicht von den Aepfeln pflücken könne; aber nein! der Baum ging auch jetzt immer in die Höhe.

Zuletzt kam die schöne Tochter, und die pflückte ganz ohne Mühe einen ganzen Arm voll Aepfel.

„Hört," sagte der König zu dem Manne, „dies Mädchen ist so schön, daß ich mich gleich in sie verlieben muß. Ich will sie zu meiner Gemahlin machen!"

„Mein Gott, König Majestät," sagte der Mann, „ich war mal ein reicher Kaufmann; jetzt bin ich ein elender Mann und gelte Nichts mehr. Wie sollte wol meine Tochter zu solchen Ehren kommen?"

„Ich will sie mit mir nehmen, wie sie geht und steht!" sagte der König. „Sie soll Nichts mitnehmen; gebt sie mir nur!"

Wie der Mann sah, daß der König sich's nicht ausreden ließ, gab er ihm die Tochter, und die stieg gleich in die Kutsche und fuhr nun davon. Aber mein Baum mit den gold'nen Aepfeln lief mit, und wenn der Wagen still hielt, so hielt auch der Baum im Laufen an, und als der König am Schlosse ankam, pflanzte sich der Baum dort davor.

Nun wurde eine sehr feine Hochzeit ausgerichtet, und das junge Paar lebte herrlich und in Freuden. Und nach einem Jahr wurde ein Sohn geboren. Weil aber die alte Königin eben gestorben war, mußte die Stiefmutter zur Pflege kommen; und die brachte ihre häßliche Tochter mit.

Abends, als Alle im Schlosse schliefen, packten die Stiefmutter und ihre Tochter die junge Königin und warfen sie zum Fenster hinaus in den großen Brunnen, der gerade davor war. Und dann legte sich die häßliche Marjell in's Bett und that, als ob sie schlief.

Als der König in die Stube kam und sich nach seiner Gemahlin erkundigte, sagte die Schwiegermutter: er solle ja nicht näher kommen, denn die junge Frau schliefe und dürfe nicht gestört werden. — Und so ging er denn hinaus.

Spät am andern Abend klopfte es an die Hausthür, die dicht neben der Küche war, wo der Küchenjunge — der Ascheпpriddler — noch wach war.

„Aschepriddlerchen," rief eine Stimme, „schläfst Du oder wachst Du?"

„Ich bin noch wach!" sagte Jener, der schon ein großer, eingesegneter Jung' war.

„Was macht mein lieber Sohn?"

„Der liegt in der Wieg' und schreit so sehr."

„Was macht die häßliche Stiefschwester?"

„Die liegt im Bett und spuckt Beeßkröten."

„Was macht die alte Thiersch?"

„Die schläft und schnarcht."

„Aschepriddlerchen, lass' mich doch hinein!"

Und der Jung' ließ die arme Königin — denn die war es — in die Stube, wo das Kindchen lag. Dort ging sie an die Wiege und herzte das Kind. Und dann sagte sie: „Aschepriddlerchen, ich werde noch an zwei Abenden wiederkommen; aber dann seht Ihr mich nie wieder!" Und dabei liefen ihr so die Thränen über's Gesicht.

Am zweiten Abend klopfte es wieder an die Hausthür. „Aschepriddlerchen, schläfst Du oder wachst Du?"

„Ich bin noch wach!"

„Was macht mein lieber Sohn?"

„Der liegt in der Wieg' und schreit so sehr."

„Was macht die häßliche Stiefschwester?"

„Die liegt im Bett und spuckt Beeßkröten."

„Was macht die alte Thiersch?"

„Die schläft und schnarcht."

„Aschepriddlerchen, lass' mich doch hinein!“

Und der Junge ließ die arme Königin wieder in die Stube; und dort ging sie an die Wiege und herzte das Kind. „Aschepriddlerchen, nun komm' ich nur noch ein einzigesmal!“ Und dabei weinte sie bitterlich.

Am nächsten Tage sagte der Junge zum König: „Nein, König Majestät, ich kann's nicht bei mir behalten! ich muß es Ihnen sagen; laß' es werden, wie es will!“ Und er erzählte: „Gestern und vorgestern klopfte es spät Abends an die Thür und fragte: „Aschepriddlerchen, schläfst Du oder wachst Du?“ — „Ich bin noch wach!“ sagt' ich. — „Was macht mein lieber Sohn?“ — „Der liegt in der Wieg' und schreit so sehr!“ sagt' ich. — „Was macht die häßliche Stiefschwester?“ — „Die liegt im Bett und spuckt Beeßkröten!“ sagt' ich. — „Was macht die alte Thiersch?“ — „Die schläft und schnarcht!“ sagt' ich. — „Aschepriddlerchen, laß' mich doch hinein!“ — Und dann kam eine Frauensperson und ging an die Wiege und herzte das Kind. Und gestern Abend sagte sie: „Aschepriddlerchen, ich komme nur noch einmal — und dann nie wieder!“ Ja, König Majestät, so war es!“

Der König erschrak. „Ich errathe Alles!“ sagte er. „Da im Bett liegt das gräßliche Frauenzimmer. Und weiß Gott, was die Beiden mit meiner Gemahlin gemacht haben! Ich will heute Abend selber aufpassen.“

So setzte sich denn der König am Abend in die Küche, in den Winkel, und wartete. Richtig, da klopfte es! „Aschepriddlerchen, schläfst Du oder wachst Du?“

„Ich bin noch wach?“

„Was macht mein lieber Sohn?“

„Der liegt in der Wieg' und schreit so sehr.“

„Was macht die häßliche Stiefschwester?“

„Die liegt im Bett und spuckt Beeßkröten.“

„Was macht die alte Thiersch?“

„Die schläft und schnarcht.“

„Aschepriddlerchen, laß' mich doch hinein!“

Und der Junge ließ die arme Königin zum drittenmale in die Stube; und dort ging sie an die Wiege, herzte das Kind und weinte Gott's erbärmlich. Als sie dann aber zurückkam, schlang der König schnell seinen Arm um sie und hielt sie fest. Sie

sträubte sich, was sie konnte, und verwandelte sich in alles Mögliche, sogar in eine Schlange und weiß der liebe Gott, in was sonst noch. Aber der König hielt sie fest. Da verwandelte sie sich zuletzt in einen Strohhalm. Doch den riß der König in zwei Stücke, — und sofort stand seine Gemahlin in ihrer richtigen Gestalt erlöst vor ihm da. Und sie fielen sich um den Hals und weinten zusammen und küßten sich immer wieder.

Dann aber gab der König sofort Befehl, daß ein Achtel Holz zusammengetragen würde und daß man überall Theer gießen sollte. Und auf der Stelle wurden das alte Weib und ihre häßliche Tochter dort verbrannt.

Danach wurde noch einmal Hochzeit und zugleich Kindtauf' gefeiert und so großartig, wie möglich.

Ich war auch auf der Hochzeit. Ich aß und aß; doch in den Hals bekam ich Nichts, und ich bin wahrhaftig hungrig geblieben.

34.

Die drei weißen Wölfe.

Eine Frau backte wieder einmal Brod. Da kamen ihre drei Söhne, die sehr wild waren und draußen immer hin und her liefen, zu ihr und baten: sie solle ihnen doch ein Kuckelchen backen. „Ach was!" sagte die Frau, „ich werd' Euch g'rad' ein Kuckelchen backen, Ihr ungezogenen Jungens! Ihr seid so wild und lauft so viel 'rum, als wenn Ihr Wölfe wäret."

Knapp, daß sie das gesagt hatte, so verwandelten sich die Söhne in weiße Wölfe und liefen in die weite Welt. Und alles Jammern und Weinen half der Frau nicht; die Söhne waren fort und blieben auch fort.

Nun wurd' ihr zum Trost nach ein Paar Jahren ein Mädchen geboren; das nannte sie Mariechen. Und das war ein sehr hübsches Kind und sehr lieblich und gut. Als es älter war, sagte es eines Tages zu seiner Mutter: „Mein Gott, Mutterchen, alle Leute haben einen Bruder; blos ich hab' keinen." „Meine Tochter," sagte die Frau da betrübt, „Du hast drei Brüder, aber die hab' ich unvorsichtiger Weise verwünscht, und die laufen nun in der

Welt als weiße Wölfe 'rum." „So will ich sie erlösen!" antwortete das Mädchen und ging davon.

Wie sie ein Ende gegangen war, kam sie an einen so hohen, steilen Berg, daß sie beinahe nicht den Fuß darauf setzen konnte; aber sie überwand Alles und kam schließlich nach großer Mühseligkeit oben an.

Da oben stand ein kleines Haus, und sie ging in dasselbe hinein. Als sie aber in die Stube kam, fiel sie beinahe auf den Rücken, — solch ein Glanz war da, denn hier wohnte die Sonne, und das war so ein alter, starker Mann. Zornig rief der: „Was willst Du hier? Wie können Menschen bis zu mir gelangen? — — Das ist hier Nichts für Menschen." — „Ach Gott, hören Sie," sagte das Mädchen, „ich hab' drei Brüder, und die sind in weiße Wölfe verwandelt; und ich komm' blos fragen, ob Sie sie vielleicht gesehen haben? Sie kommen doch so weit 'rum."

„Ja," sagte die Sonne, „ich komme weit 'rum, aber doch nicht überall hin, und ich scheine auch nur im Tage. Und die drei weißen Wölfe hab' ich nie gesehen. Geh' weiter! Drüben ist ein anderes Haus; da bekommst Du vielleicht Bescheid."

Das Mädchen lief nun zum andern Hause und ging da hinein. Als sie aber in die Stube kam, wurd' sie ganz geblendet, — solch' ein Glanz war da, denn hier wohnte der Mond, und das war auch ein alter Mann. Der rief ärgerlich: „Was willst Du hier? Wie können Menschen bis zu mir gelangen? — Das ist hier Nichts für Menschen." — „Ach Gott, hören Sie," sagte das Mädchen, „ich hab' drei Brüder, und die sind in weiße Wölfe verwandelt; und ich komm' blos fragen, ob Sie sie vielleicht gesehen haben? Sie kommen doch so weit 'rum."

„Ja," sagte der Mond, „ich komme weit 'rum, aber doch nicht überall hin, und ich scheine auch nur in der Nacht. Und die drei weißen Wölfe habe ich nie gesehen. Geh' weiter! Drüben ist ein anderes Haus; da bekommst Du vielleicht Bescheid."

Das Mädchen lief nun zum dritten Hause und ging da hinein. Als sie aber in die Stube kam, wurde ihr ganz schwindlig zu Muthe, — die ganze Stube war ein Geflimmer und Geflacker, denn hier wohnten die Sterne. Die riefen durcheinander: „Was willst Du hier? Wie können Menschen bis zu uns gelangen? — Das ist hier Nichts für Menschen." — „Ach Gott, hört doch,"

sagte das Mädchen, „ich hab' drei Brüder, und die sind in weiße Wölfe verwandelt; und ich komm' bloß fragen, ob ihr sie vielleicht gesehen habt. Ihr kommt doch so weit 'rum."

„Ja," sagten die Sterne, „wir kommen weit 'rum, aber doch nicht überall hin, und wir scheinen auch nur in der Nacht. Und die drei weißen Wölfe haben wir nie gesehen. Geh' weiter! Drüben ist ein anderes Haus; dort wohnt der Wind, der weiß am meisten Bescheid."

Das Mädchen lief nun zum vierten Hause und ging da hinein. Als sie aber in die Stube kam, erschrak sie sehr, — da lag auf der Erde ein starker, alter Mann: einen Arm nach der einen, den andern nach der andern Ecke, ein Bein nach der einen, das and're nach der andern Ecke gestreckt; und fortwährend athmete der Mann so stark, daß das Mädchen vor Zugwind beinah' wieder aus dem Hause geflogen wäre. Zornig schrie er: „Was willst Du hier? Wie können Menschen bis zu mir gelangen? — Das ist hier Nichts für Menschen." – „Ach Gott, hören Sie," sagte das Mädchen, „ich hab' drei Brüder, und die sind in weiße Wölfe verwandelt; und ich komm' blos fragen, ob Sie sie vielleicht gesehen haben. Sie kommen doch so weit 'rum und überall hin."

„Ja," sagte der Wind, „ich komme weit 'rum und überall hin, aber ich kann Dir doch nicht Bescheid geben. Warte, bis meine Gesellen nach Hause kommen! die werden es wol können."

Es dauerte nun nicht lange, so entstand solch' ein Gebrause und Gepuste, und die Thür wurd' aufgerissen, und die Gesellen stürzten in die Stube; das war solch' ein Zug, daß Alles in die Höh' fliegen konnte.

„Nun," rief der Wind, „erzählt mir, wo Ihr gewesen seid, und ob Ihr drei weiße Wölfe gesehen habt! Hier ist ein Mädchen; die hat drei Brüder, und die sind in weiße Wölfe verwandelt; und das Mädchen geht sie suchen."

Die Gesellen erzählten der Reihe nach. Die drei ersten hatten sich tüchtig 'rumgedreht, aber die drei weißen Wölfe doch nicht gesehen.

„Und Du?" fragte der Wind den vierten Gesellen.

„Meister," sagte der, „ich bin tüchtig 'rumgekommen. Dort drüben soll eine Prinzessin Hochzeit haben, und ihre sämmtliche neue Wäsche hing nun auf der Leine, damit sie Alles recht sauber

in die junge Wirthschaft bekäme. Ich habe mir aber die größte Mühe gegeben, so lange zu pusten, bis alle Wäsche unten auf der Straße lag. Und was die drei weißen Wölfe anbetrifft, so kann ich Dir melden, daß die in einem hohen, gläsernen Berge wohnen; aber vor dem Berg liegt das rothe Meer, und da kann Keiner 'rüber."

Nun befahl der Wind seinen Gesellen und dem Mädchen: sie sollten ein sehr großes Faß nehmen und dann Bork' und Splitter und Spähne aus dem Walde lesen und dieselben in das Faß werfen und das Faß an das rothe Meer kullern.

So geschah es auch. Und dann mußte das Mädchen mit der rechten Hand ein Stückchen Holz in's Wasser werfen und mit dem linken Fuß dem Holz einen Stoß geben, damit es weiter schwamm; und so immer fort, bis Holz an Holz im Wasser lag, und so eine Brücke gebaut war, über die sie trockenen Fußes hinwegschreiten konnte.

Aber es war doch noch ein großes Kunststück, festen Fuß am gläsernen Berg zu fassen, und es war schrecklich schwer, da hinaufzuklettern. Das Mädchen jedoch dachte an seine Brüder und überwand Alles.

Da oben stand ein kleines Haus; und als sie hineinging und in die Stube trat, sah sie, daß hier Menschen wohnen müßten. Es standen da drei Betten; aber die waren nicht zurechtgemacht; und überhaupt sah es in der Stube fürchterlich unordentlich aus. „Mein Gott!" sagte das Mädchen und fing sofort an, Alles aufzuräumen und in Ordnung zu bringen. Sie machte die Betten zurecht und wischte Staub und kochte ein schönes Essen. Und danach versteckte sie sich unter einem Bett'.

Wie es Abend war, kamen drei weiße Wölfe angelaufen; die schossen über die Schwelle Kopfskegel und wurden sofort zu Menschen.

Als sie sich in der Stube umsahen, wunderten sie sich, wie ordentlich und nett Alles war, und Einer sagte zum Andern: „Hier ist Jemand hergekommen, der es gut mit uns meint. Das wird gewiß uns're Schwester Mariechen sein, die uns erlösen will." (Sie waren nämlich immer nach ihrem Elternhause gelaufen und wußten über Alles Bescheid.) „Mein Gott, wenn es doch wirklich unser Schwesterchen wäre! — Mariechen, bist Du hier? — Mariechen, komm' hervor! Du hast Dich gewiß versteckt!"

Und damit fingen sie an, zu suchen; und so mußte denn die Mariechen unter'm Bett hervorkommen.

Jetzt war große Freude, und sie hatten einander sehr lieb. Aber dann baten die Brüder: „Mariechen, geh' wieder fort! Wenn Du bei uns bleibst, wirst Du auch ein weißer Wolf. Ach Gott, Mariechen, lass' doch wenigstens Einen von uns Geschwistern Mensch bleiben und geh' nach Hause! Wir könnten nur erlöst werden, wenn Du weggehst und sieben Jahre lang kein Wort sprichst."

„Dann will ich von morgen an sieben Jahre lang kein Wort reden und abgehen!" sagte das Mädchen. Und damit mußten sie zufrieden sein.

Und richtig! vom andern Tage ab sprach die Mariechen kein Wort mehr und ging ab.

Sie ging so weit, so weit, um nach Hause zu kommen; aber unterwegs traf sie einen jungen König, und dem gefiel das schöne, sanfte Mädchen. Er ließ halten und fragte: wer sie sei. Sie schüttelte nur mit dem Kopfe und zeigte auf ihren Mund. „Ach so," sagte der König, „Du bist stumm. Aber höre! ich will Dich mit mir nehmen; Du gefällst mir und kannst bei uns dienen!"

Die Mariechen nickte mit dem Kopfe und ließ sich in die Stadt bringen, wo sie Allen sehr gefiel. Und es dauerte auch nicht lange, so sagte der König zu seiner Mutter, der alten Königin: das fremde Mädchen gefalle ihm so gut, daß er sie heirathen wolle. Das war der alten Königin sehr unangenehm, aber sie konnte es doch nicht ändern. Und so wurde denn die Hochzeit gefeiert.

Eines Tages — g'rad', als der König in den Krieg gezogen war — bekam seine Frau einen jungen Sohn. Die alte Königin aber wollte sie verderben und nahm das Kind und warf es in einen Brunnen, damit es dort sterben solle. Und dann schlachtete sie eine Henne und bestrich der Mariechen den Mund mit Blut. — Die weißen Wölfe aber kamen heimlich angelaufen und erretteten das Kindchen und nahmen es mit sich fort.

Und so geschah es noch zweimal; und allemal, wenn ein Prinz geboren wurde, war der König in den Krieg gezogen; und die alte Königin ließ die jungen Prinzen immer in den Brunnen werfen, und die Wölfe holten sie da immer heraus.

Als es jetzt zum drittenmal geschehen war, kam der König

zornig nach Hause und sagte: er habe keine Geduld mehr mit der Mörderin; sie solle verbrennen! — Und seine Mutter ordnete Alles an: das Holz wurde angefahren, und in der Mitte wurde ein großer Pfahl errichtet, und an den sollte die junge Königin festgebunden werden. Die arme Mariechen konnte Nichts zu ihrer Entschuldigung hervorbringen; sie dachte an ihre Brüder und daran, daß die Prüfungszeit bald um sein müsse; und so ließ sie sich denn ruhig festbinden.

Als sie aber so am Pfahl stand, und als das Feuer schon anfing, zu knistern, sahen die Leute drei Reiter heransprengen; die wehten immer mit den Taschentüchern und kamen endlich an den Scheiterhaufen.

„Mariechen, Mariechen!“ riefen sie laut. „Mariechen, Du hast uns erlöst! Und nun bist auch Du erlöst!“

Und dann banden die Brüder die Schwester los und herzten sie und erzählten allen Leuten, wie Alles gekommen wär'. Und dann holten sie die jungen Prinzen herbei und meldeten, daß nun auch der gläserne Berg erlöst sei: der sei nun wieder ein Königreich geworden, — und das lag dicht neben diesem Königreich.

Jetzt wurde die alte Königin auf den Scheiterhaufen geschleppt und verbrannt; und dann feierte die Mariechen noch einmal Hochzeit mit dem Könige. Und fortan lebten Alle in lauter Glück und Seligkeit; und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

35.

Die drei Schwäne.

Ein König und seine Gemahlin waren in's Nachbarreich zu einer Hochzeit eingeladen und fuhren auch richtig hin. Ihre drei Söhne baten so lange, bis sie Erlaubniß bekamen, mit hinzufahren; aber als das Vergnügen zu Ende war und die Eltern nun heimkehrten, wünschten die Prinzen, noch länger dort zu bleiben. Die Eltern wollten es nicht haben; aber die Prinzen baten ohne Aufhören und blieben auch wirklich noch dort. Als sie am andern Tage noch nicht zu Hause waren, rief die Königin: „Die Jungens streifen

gerade so in der Welt umher, wie wilde Schwäne!" Und dazu war sie sehr ergrimmt, so daß sie mit ihren Worten ihre eigenen Söhne nun verwünscht hatte. Die drei Prinzen wurden auf der Stelle in Schwäne verwandelt und flogen in die weite Welt.

Jetzt war das Gejammer groß; und wie auch die Zeit verging, — der König und seine Gemahlin konnten sich nicht trösten. Mein Gott, sie hatten ihre Söhne verloren und wußten nicht einmal, wo die geblieben waren!

Aber nach einigen Jahren erlebten sie doch noch eine Freude, denn sie bekamen ein Tochterchen, das sehr schön war und das sie Mariechen nannten. Das Kind wuchs und gedieh; doch ihm war immer so einsam zu Muth'. Da ging es eines Tages in die Küche und sprach zum Koch: „Liebes Kochchen, sag' mir doch, ob ich nie Geschwister gehabt habe! Ich komm' mir so einsam vor." Und dabei schmeichelte sie so sehr und war so traurig, daß der Koch nicht anders konnte, als ihr Alles erzählen.

Wie die Mariechen hörte, daß ihre drei Brüder in Schwäne verwandelt seien, rief sie: „Kochchen, liebes Kochchen, sprich zu Niemand darüber! Ich werd' etwas Geld zu mir stecken und in die Welt wandern, meine Brüder zu suchen." Der Koch wollte ihr's ausreden; aber die Mariechen hörte nicht auf ihn und wanderte heimlich in die Welt.

Es dauerte nicht lange, so kam sie in einen furchtbar großen, großen Wald. Dort ging sie den ganzen Tag umher und rief und suchte, fand aber Nichts. Dann setzte sie sich zur Nacht in eine hohle Linde und ruhte sich dort aus. Am andern Morgen wanderte sie wieder in dem Wald umher, rief und suchte überall, fand aber wieder Nichts. Nun war sie schon ganz verzagt. Endlich sah sie ein Glimmchen Licht vor sich und ging darauf zu. Ach lieber Gott, wie froh war sie, als sie sah, daß das Licht aus einem kleinen Hauschen kam!

Als die Mariechen in das Hauschen trat, sah sie in einem Winkel ein ganz altes Weibchen. „Liebes Kind," rief das alte Weibchen, „wie kommst Du hierher?" Und die Mariechen erzählte ihr Alles unter Thränen und bat um Herberg'.

„Mein Tochterchen," sagte das alte Weibchen, „ich will Dich gern die Nacht über hier behalten; aber wenn mein Sohn, der Wind, nach Hause kommt, pustet er Dich gleich zum Hause hinaus."

Doch die Mariechen weinte so bitterlich, daß das alte Weibchen sich zuletzt erbarmte und sie in eine verloschene Kohle verwandelte und die auf dem Heerd versteckte.

Es dauerte nicht lange, so kam der Sohn nach Hause. Er schnupperte gleich in der Stube herum und rief: „Mutter, ich rieche frisches Menschenfleisch; — wo hast Du es versteckt?“

„Mein Gott,“ sagte das alte Weibchen, „mein Sohn, hier kommt nicht mal ein Vogelchen her; wie sollte da ein Mensch herfinden?“

„Na, ich rieche aber Menschenfleisch!“ rief der Sohn. „Du brauchst nicht Angst zu haben! — ich werde demjenigen, den Du hier versteckt hast, Nichts thun; lass' er vorkommen!“

Nun verwandelte das alte Weibchen die Mariechen in ihre richtige Gestalt; und das arme Mädchen erzählte nun Alles, was sie erlebt hatte und daß sie ihre Brüder suche.

„Höre,“ sagte der Wind, „ich komme weit herum und will aufpassen, ob ich Deine Brüder antreffe; inzwischen iß und trink' Dich satt und ruh' Dich aus!“ Und dann sagte er der Mutter, sie solle für die Mariechen ein Huhn braten und feine Nudeln kochen, denn das Mädchen müsse sich gut satt essen; und die Alte solle auch für ein gutes Frühstück sorgen! Die Mariechen aber möchte alle Hühnerknochen sorgfältig in ein Taschentuch knüpfen und verwahren!

Die Mutter that, wie der Sohn ihr gesagt hatte; und das Mädchen aß sich schön satt am Abend und auch am Morgen. Die Hühnerknochen aber wurden in ein Taschentuch geknüpft.

Nachdem der Wind den ganzen Tag herumgesucht hatte, kam er zurück und meldete, daß er Nichts gesehen hatte. Und so ging denn die Mariechen traurig ab. — Sie ging und ging und sucht' und sucht' und rief überall in den großen Wald; aber sie fand Nichts und war schon ganz verzagt. Endlich sah sie am Abend wieder ein Funkchen Licht schimmern und ging darauf zu; und das Licht kam wieder aus einem kleinen Hauschen.

Als die Mariechen in das Hauschen trat, sah sie in einem Winkel ein ganz altes Weibchen. „Mein Gott, liebes Kind,“ rief das alte Weibchen, „wo kommst Du her?“ Und die Mariechen erzählte ihr Alles haarklein und weinte dabei bitterlich.

„Mein Tochterchen,“ sagte das alte Weibchen, „ich will Dich

ja gern die Nacht hier behalten; aber wenn mein Sohn, der Frost, kommt, friert er Dich gleich todt."

Doch die Mariechen gab es so an (jammerte so) und bat so sehr, daß das alte Weibchen sich zuletzt erbarmte und sie in eine Stecknadel verwandelte und diese in ihr eigenes Halstuch steckte.

Es dauerte nicht lange, so kam der Sohn nach Hause. Er schnupperte gleich in der Stube herum und rief einmal über's and'remal: „Mutter, hier ist Menschenfleisch; ich rieche frisches Menschenfleisch; — wo hast Du es versteckt?"

„Liebes, gold'nes Sohnchen, wo soll ich es verstecken? — Hier kommt nicht mal ein Vogelchen her; wie sollte da ein Mensch herfinden?"

„Das ist mir ganz gleich," sagte der Sohn, „aber ich rieche frisches Menschenfleisch. Du brauchst nicht Angst zu haben! — ich werde demjenigen, den Du hier versteckt hast, Nichts thun; lass' er vorkommen!"

Nun wurde die Mariechen wieder in ihre richtige Gestalt verwandelt; und dann erzählte sie dem Frost Alles, was sie erlebt hatte, und daß sie ihre Brüder suche.

„Höre," sagte der Frost, „ich komme weit und breit herum und will aufpassen, ob ich Deine Brüder antreffe; inzwischen iß und trink' Dich satt und ruh' Dich schön aus!" Und dann sagte er der Mutter, sie solle für die Mariechen ein Huhn braten und feine Nudeln kochen, denn das Mädchen müsse sich gut satt essen; und dann sollte auch für ein gutes Frühstück gesorgt werden! Die Mariechen aber möchte alle Hühnerknochen sorgfältig in ein Taschentuch knüpfen und verwahren!

Die Mutter that, wie der Sohn gesagt hatte; und das Mädchen aß sich gut satt sowol am Abend, wie auch am Morgen; und die Hühnerknochen knüpfte sie wieder in ein Taschentuch.

Nachdem der Frost den ganzen Tag herumgesucht hatte, kam er zurück und meldete, daß er Nichts gesehen hatte. Und so ging denn die Mariechen traurig ab. — Auch diesen Tag lief sie in dem großen Wald umher und rief und mühte sich so sehr, fand aber wieder Nichts. Da konnte sie sich am Abend kaum noch halten vor Jammer und Herzeleid und weinte, was sie konnte. Aber zuletzt sah sie wieder ein Lichtchen und ging darauf zu, denn das Licht kam aus einem kleinen Häuschen, wie deutlich zu erkennen war.

Auch hier saß in einem Winkel ein altes Weibchen. Die rief ihr entgegen: „Ach Kind, wo kommst Du her?“ Und die Mariechen erzählte ihr Alles und bat um Herberg’.

„Mein Tochterchen,“ sagte das alte Weibchen, „ich möchte Dich schon hier behalten; aber wenn mein Sohn, die Sonnchen, nach Hauſ’ kommt, verbrennt er Dich ganz und gar.“

Doch die Mariechen weinte so bitterlich, daß das alte Weibchen sich über sie erbarmen mußt’ und sie in eine Erbse verwandelte und in der Erbsentonne versteckte.

Es dauerte nicht lange, so kam der Sohn nach Hause. Er war kaum in der Stube, so schnupperte er schon herum und rief: „Mutter, ich rieche frisches Menschenfleisch; — wo hast Du es versteckt?“

„Mein Gott,“ sagte das alte Weibchen, „liebes Sohnchen, hier kommt nicht mal ein Vogelchen her; wie sollte da ein Mensch herfinden?“

„Das weiß ich nicht,“ sagte der Sohn; „aber ich rieche Menschenfleisch. Du brauchst nicht Angst zu haben! — ich werde demjenigen, den Du hier versteckt hast, Nichts thun; lass’ er vorkommen!“

So wurde denn die Mariechen in ihre richtige Gestalt verwandelt; und dann erzählte sie der Sonnchen Alles, was sie erlebt hatte, und daß sie ihre Brüder suche.

„Höre,“ sagte die Sonnchen, „ich komme weit herum und will überall aufpassen; vielleicht, daß ich sie finde! — aber inzwischen iß und trink Dich schön satt und ruh’ Dich aus!“ Und dann sagte er der Mutter, sie solle für die Mariechen ein Huhn braten und feine Nudeln kochen, denn das Mädchen müsse sich satt essen; und die Alte solle auch für ein gutes Frühstück sorgen! Die Mariechen aber möchte alle Hühnerknochen sorgfältig in ein Taschentuch knüpfen und verwahren!

Die Mutter that, wie der Sohn gesagt hatte; und die Mariechen aß und trank sich satt am Abend und auch am Morgen. Die Hühnerknochen aber wurden in ein Taschentuch geknüpft.

Als der Sohn am Abend nach Hause kam, sagte er: „Ich habe überall hingeseh’n und habe Deine Brüder auch richtig entdeckt; aber sie sind schwer zu erreichen. Mitten im Wald steht eine fürchterlich große Eegd (Egge); über die sind viele, viele Treppen-

stufen gebaut; und ganz oben steht ein Glashaus, — und da drinnen sind Deine Brüder. Du mußt auf jede Treppenstufe einen Hühnerknochen und eine Stecknadel legen! Meine Mutter soll Dir ein ganzes Packet Stecknadeln dazu geben; verliere aber keine davon und auch keinen Knochen, damit Du bis oben damit auch reichst!"

Nachdem das alte Weibchen der Mariechen die Stecknadeln gegeben hatte, wanderte das Mädchen ab und ging getrost immerzu, immerzu. Richtig, mit Eins stand sie vor der Eegd und sah die vielen Treppenstufen und hoch oben das Glashaus. Sie that nun, wie die Sonnchen ihr befohlen hatte und legte auf jede Stufe einen Knochen und eine Nadel; aber für die drei obersten Stufen blieb Nichts mehr übrig. Da besann sich die Mariechen nicht lange und spuckte auf jede Stufe; und das war ganz gut.

Jetzt trat sie in das Glashaus und sah dort Alles für drei Personen eingerichtet. Die Brüder aber waren nicht zu Hause. Sie kochte die Suppe und das and're Essen und räumte Alles auf; und dann versteckte sie sich unter dem Bett des ältesten Bruders.

Es dauerte nicht lange, so kamen die Prinzen nach Hause. Sie sahen gleich, daß Alles in Ordnung gebracht war, und sahen auch das fertige Essen. „Mein Gott," riefen sie, „liebes Vaterchen, sind Sie zu uns gekommen?" Aber Alles blieb still. „Liebes Mutterchen, sind Sie zu uns gekommen, so melden Sie sich doch!" Wieder blieb Alles still. „Liebes Schwesterchen," riefen sie darauf — denn sie wußten, daß sie ein Schwesterchen hatten — „bist Du zu uns gekommen, so meld' Dich doch!" Die Mariechen aber schwieg. Da suchten sie in der ganzen Stube herum, bis sie sie endlich fanden.

Jetzt war die Freude über alle Maßen groß. „Ach, Mariechen," sagten die Brüder, „wärst Du doch früher zu uns gekommen! Wir dürfen nur noch vierzehn Tage hier bleiben; dann müssen wir als Schwäne weiterzieh'n."

Da weinte die Mariechen und fragte, ob sie denn nicht zu erlösen wären.

„O ja," sagten die Brüder; „aber, liebes Schwesterchen, das ist so schwer, daß wir's garnicht erhoffen."

Die Mariechen wollte durchaus Alles wissen und ließ nicht mit Bitten nach, bis die Brüder ihr sagten: sie wären nur zu erlösen, wenn sie — die Mariechen — drei Jahre lang kein Wort

spräche. „Ach, Schwester! das ist ja viel zu schwer für Dich. Wir müssen schon verwünscht bleiben."

„Nein," sagte die Mariechen, „ich will Euch erlösen; und wenn wir über vierzehn Tage hier fortgeh'n, werde ich anfangen, für drei Jahre stumm zu sein."

Als nun die vierzehn Tage um waren und die Geschwister die Treppenstufen 'runtergegangen waren, nahmen sie Abschied von einander; die Brüder flogen als Schwäne fort, und die Mariechen ging traurig in den Wald.

Es war gerad' die Zeit, wenn das zweite Frühstück ist; und ehe die Mariechen noch daran dachte, sah sie ein gedecktes Tischchen vor sich steh'n; und auf dem Tisch war das schönste Essen und Trinken. Sie aß und trank sich recht satt und dachte dann wieder an ihre lieben Brüder. Und Mittags war es ebenso. Und zu Vesper stand der Kaffee auf dem Tisch. Und zu Abendbrod gab es auch allerhand Schönes.

Die Mariechen verwunderte sich nicht wenig darüber; nun war sie aber müde und sah sich nach einer Schlafstelle um, und da entdeckte sie eine große Linde, in die ein Loch hineingeschnitten war. Sie sammelte nun trock'ne Blätter, legte sie in den Baumstamm, zog sich den oberslen Rock aus, um daraus ein Kopfkissen zu machen, und legte sich auf das Lager im Lindenstamm. Und so schlief sie ganz ruhig und schön.

In dieser Zeit hielt der König, dem dieser Wald gehörte, eine große Jagd ab, und sein Sohn war auch dabei. Als nun am andern Morgen die Jagdhunde immer vor dem Lindenstamm bellten, wurde der Prinz doch darauf aufmerksam, lief hin und sah das schöne Mädchen. Er verwunderte sich auch über die goldenen Haare, die die Mariechen hatte; — denn sie war doch ein Königskind, und manche Königskinder haben gold'ne Haare. Und dazu hatte sie noch über dem Kopf einen gold'nen Stern. Der Prinz verliebte sich gleich sehr in sie und sagte ihr das und fragte sie, ob sie seine Gemahlin werden wolle. Sie schwieg aber immer. Doch wie er so bat, klettert' sie aus dem Baumstamm heraus und ließ sich in die Stadt führen. Und dort wurde sogleich die Hochzeit ausgerichtet.

Soweit war Alles ganz gut; aber nach einem Jahr mußte der Prinz in den Krieg, gerade als seine Gemahlin einen Sohn

bekam. Und die Mutter des Prinzen war dazu hergekommen. Außerdem waren noch zwei Wärterinnen da, die der Prinz für seine Frau gemiethet hatte. Aber diese beiden Wärterinnen schliefen fest ein, und auch die alte Königin schlief ein, so daß Niemand merkte, wie drei Schwäne an's Fenster kamen und dort nach ihrer Schwester riefen. Die Prinzessin schwieg. „Mariechen," riefen die Schwäne, „sprich doch ein Wort! — Wenn Du nicht sprichst, nehmen wir Dein Kindchen weg!" Aber die Mariechen schwieg, obgleich ihr die Thränen vor Angst über's Gesicht kullerten. Da stießen die Schwäne das Fenster auf, nahmen das Kind und flogen mit ihm davon.

Jetzt erwachten die alte Königin und die beiden Wärterinnen. Als sie sahen, daß das Kind fort war, beschlossen sie, zu sagen: die Prinzessin habe es verzehrt. Sie schlachteten eine Henne, rissen das Fleisch in Stücke und stopften es der Mariechen in den Mund; und dann rieben sie ihr den Mund noch rundum mit Blut ein; darauf aber schrieen sie: die Prinzessin habe ihr Kind verzehrt!

Als der Prinz das erfuhr, kam er sofort nach Hause. Wie die Mariechen seinen Wagen nur von weitem hörte, lief sie ihrem Manne entgegen und fiel ihm um den Hals und küßte ihm Gesicht und Hände, während ihr die Thränen nur so aus den Augen stürzten.

„Ja," sagte der Prinz, „ich habe Dich viel zu lieb, um Dich zu bestrafen, wenn Du auch so etwas Schlimmes gethan hast. Weine nicht weiter! Vielleicht schenkt uns der liebe Gott einen andern Sohn."

Vorläufig war Alles in Frieden; aber über's Jahr mußte der Prinz wieder in den Krieg zieh'n; und gerade jetzt wurde ihm wieder ein Sohn geboren. Die alte Königin war dazu hergekommen; und außerdem waren noch vier Wärterinnen da, die der Prinz für seine Frau gemiethet hatte. Aber Alle schliefen wieder fest ein und merkten es nicht, wie die drei Schwäne ans Fenster kamen und nach ihrer Schwester riefen. „Mariechen," riefen sie, „sprich doch ein Wort! — Wenn Du nicht sprichst, nehmen wir Dein Kindchen weg!" Aber die Mariechen schwieg auch diesmal, wie sehr sie sich auch ängstigen mocht'. Da stießen die Schwäne das Fenster auf, nahmen das Kind und flogen mit ihm davon.

Jetzt erwachten die alte Königin und die vier Wärterinnen. Als sie sahen, daß auch dies Kind fort war, beriethen sie wieder

— wie das vorige mal — sie würden sagen: die Prinzessin habe es verzehrt. Sie schlachteten eine Henne, rissen das Fleisch in Stücke und stopften es der Mariechen in den Mund; und dann rieben sie ihr noch den Mund tüchtig mit Blut ein; und darauf schrieen sie wieder lauter Stimme: die Prinzessin habe ihr Kind verzehrt!

Als der Prinz das erfuhr, schrieb er sofort und befahl, daß man seiner Gemahlin Nichts thun solle! — er hätte sie trotz ihrer Schuld doch noch lieb! — Und so blieb denn Alles in Frieden.

Aber das dauerte nicht lange, blos ein Jahr. Da mußte der Prinz abermals in den Krieg, gerade als seine Gemahlin ihren dritten Sohn bekam. Wieder war die alte Königin dazu hergekommen; und zudem saßen noch sechs Wärterinnen da, die der Prinz für seine Frau gemiethet hatte. Doch Alle schliefen fest ein und merkten nicht, daß die Schwäne an's Fenster kamen und nach ihrer Schwester riefen. „Mariechen," riefen sie, „sprich doch ein Wort! — Wenn Du nicht sprichst, nehmen wir Dein Kindchen weg!" Aber die Mariechen schwieg; sie verging fast vor Angst, aber sie schwieg. Da stießen die Schwäne das Fenster auf, nahmen das Kind und flogen mit ihm davon.

Jetzt erwachten die alte Königin und die sechs Wärterinnen; und als sie sahen, daß auch dies Kind fort sei, beschlossen sie, Alles so zu machen, wie die beiden vorigen Male. Und das thaten sie denn auch; und es entstand ein großes Geschrei: die Prinzessin habe ihr Kind verzehrt!

„Nein," sagte der Prinz, als er davon hörte, „jetzt kann ich's nicht ändern; jetzt muß sie verbrannt werden!"

Er ließ sofort ein Achtel Holz aufschichten und die Mariechen nach oben auf das Holz bringen; und dann wurde an allen vier Ecken und auch in der Mitte Feuer angelegt; — aber es faßte nicht, und kein Splittchen Holz brannte.

Während noch Alle sich d'rüber verwunderten, zog mit Eins eine dicke, dunk'le Schwark (Wolken) heran; und aus der Schwark klang die schönste Musik. „Halt! halt!" schrie es von allen Seiten; „laßt erst die Schwark vorüberzieh'n!" Wie die aber über dem Achtel Holz stand, öffnete sie sich; und ehe Jemand recht hinsehen konnte, hatte die Mariechen — die auf einem niedrigen Stuhl saß — ihre drei Kinderchen auf dem Schooß, und vor ihr standen ihre drei Brüder.

Aber jetzt die Freude! — Und die Mariechen knie'te nieder

und erzählte ihrem Gemahl Alles, was sie gelitten hatte. Der Prinz führte sie mit den Kindern und Brüdern herunter und ließ sofort seine Mutter und die sechs Wärterinnen hinaufführen, damit dieselben verbrannt wurden. Ja, nun brannte das Holz lichterloh.

Und dann wurden die Eltern von der Mariechen eingeladen, und es wurde noch einmal Hochzeit und zugleich Kindtauf' gefeiert, so schön und glänzend, wie noch nie zuvor. Und Alle waren in höchster Freud' und Seligkeit.

36.

Maria und die Mutter Gottes. I.

Da waren mal ein Mann und eine Frau, und die hatten schon so viele Kinder, daß sie nicht wußten, wo sie sie lassen sollten. Und mit Eins wurde wieder ein Kind geboren, und das war ein Mädchen.

Da nahm der Mann eine Lischke, steckte das Kind herein und ging damit in den Wald.

Als er wieder nach Hause gegangen war, kam die Mutter Gottes an der Lischke vorbei und sah nach, was d'rin wäre; und da sah sie das Kind und erbarmt' sich und sagte: „Du sollst Maria heißen!" und nahm es mit sich in den Himmel.

Dort wuchs das Kind auf und gedieh sehr gut. Als es dreizehn Jahre alt war, mußte die Mutter Gottes verreisen und sagte vorher: „Liebes Kind, Du kannst im ganzen Himmelreich umhergehen; nur in die neunte Stube darfst Du nicht gehen! Versprich mir, daß Du gehorsam sein willst!"

Das Mädchen versprach das wol, aber als die Mutter Gottes kaum weg war, lief es durch den ganzen Himmel und sah in alle Stuben hinein und zuletzt auch in die neunte. Da saß g'rad' ein Engel vor einer großen Teine und wusch sich die Füße. Die Maria steckt' rasch einen Finger in das Wasser und lief dann fort. Aber nun kam sie in große Angst, denn der Finger war lauter Gold, und was sie auch angeben mochte, — das Gold ging nicht ab. Sie steckte den Finger in den Sand und scheuerte und scheuerte; aber es half doch Nichts.

Als nun die Mutter Gottes nach Hause kam, fragte sie: „Mariechen, warst Du in der neunten Stube? — Mariechen,

warst Du in der neunten Stube? — Mariechen, bekenne! warst Du in der neunten Stube?" — Aber die Maria bekannte Nichts und sagte immer: „Nein! ich war nicht."

Da nahm ihr die Mutter Gottes die Red' weg, daß sie ganz stumm sein mußt', gab ihr goldenes Haar und einen goldenen Kamm und stieß sie aus dem Himmel.

Die Maria flog und flog, und zuletzt fiel sie auf eine Heukäppf' — dicht neben das Königsschloß. Darüber bellten nun sehr die Hunde, die da 'rumliefen. Der alte König schickte h'raus und ließ fragen, was die Hunde hätten. Und da wurd' ihm der Bescheid gebracht: auf der Heukäppf' säß' ein schönes, wunderschönes Mädchen mit goldenem Haar.

Wie der König nun näher hinsah, gefiel ihm die Maria, und er bestimmte sie sofort für seinen Sohn zur Frau. Und es dauerte nicht lange, so war denn auch die Hochzeit.

Nach einiger Zeit mußte der Prinz in den Krieg, und unterdeß bekam seine Gemahlin einen Sohn; der war so schön und hatte goldene Haare und hielt in einer Hand ein goldenes Äpfelchen.

Sogleich erschien die Mutter Gottes, schläferte die Wärterinnen ein und fragte die Prinzessin: „Mariechen, warst Du in der neunten Stube? — Mariechen, warst Du in der neunten Stube? — Mariechen, bekenne! warst Du in der neunten Stube?" — Aber die Maria bekannte Nichts und sagte immer: „Nein! ich war nicht."

Da nahm ihr die Mutter Gottes das Kind weg und verschwand mit ihm.

Nun erwachten die Wärterinnen und erschraken sehr, als sie bemerkten, daß der kleine Prinz weg war. Sie dachten: sie hätten Schuld, und darum besannen sie sich auf etwas Böses. Sie schlachteten eine Henne, nahmen das Blut und rieben damit der Prinzessin um den Mund, denn sie wollten aussagen, daß die Prinzessin ihr Kind verzehrt hätte. Und die weinte still vor sich hin, daß ihr die Thränen nur so längs dem Gesicht liefen; aber sprechen konnte sie nicht.

Als die Wärterinnen das Gerücht ausgesprengt hatten, daß die Prinzessin ihr Kind verzehrt hätte, war ein großes Geschrei darüber, und der Prinz kam schnell nach Hause. Alle wollten, daß die Mörderin bestraft werden sollte; aber der Prinz liebte sie so sehr, daß er ihr vergab.

Nach einiger Zeit bekam die Prinzessin wieder einen Sohn; und Alles war wie das vorige mal. Die Mutter Gottes erschien, aber die Maria bekannte Nichts; und die Mutter Gottes nahm auch den zweiten Prinzen weg. Diesmal schlachteten die Wärterinnen eine Katze und machten ein noch viel größeres Geschrei. Und der Prinz, der g'rad' auf die Jagd gegangen war, kam ganz außer sich nach Hause. Alle wollten, daß die Mörderin bestraft werden sollte; aber der Prinz liebte sie so sehr, daß er ihr vergab.

Nun verging wieder einige Zeit, und die Prinzessin bekam wieder einen Sohn. Und der Prinz war auch g'rad' wieder auf die Jagd gegangen. Alles war, wie die beiden vorigen male; blos die Wärterinnen schlachteten diesmal einen Hahn. Jetzt war aber das Geschrei zu groß; jetzt half Nichts mehr. Der Prinz, der sofort nach Hauf' gekommen war, erklärte: nun hätte auch er keine Geduld mehr, und ordnete die Bestrafung an. Die Prinzessin kam in ein ganz finsteres, verwüstetes Zimmer; und draußen wurde ein Achtel Holz angefahren und rund herum Theer gegossen.

Wie die Prinzessin nun so im Finstern dasaß, erschien plötzlich die Mutter Gottes, trat vor sie hin und fragte: „Mariechen, warst Du in der neunten Stube? — Sieh', ich kann Dir Deine Kinderchen zurückbringen, wenn Du die Wahrheit bekennst!“ Da bekannte die Mariechen unter Thränen die Wahrheit und konnte nun wieder sprechen, wie früher. Und es wurde immer lichter in der Stube, und die drei kleinen Prinzen erschienen.

Der Kutscher, der g'rad' vorgefahren war, um die Prinzessin zum Scheiterhaufen abzuholen, hörte die Stimmen von den beiden Frauen und auch das Gefeier von den Kindern. „Was soll das bedeuten?“ sagte er zu sich selber, ging an's Schlüsselloch und kuckte durch. Da sah er natürlich Alles, was vorging; dann lief er weg und holte den Diener; und der kuckte auch durch. Und dann holten die Beiden noch and're Leute, und Alle kuckten durch. Und zuletzt holten sie den Prinzen.

Nun kann man sich denken, wie groß das Glück war!

Aber die Wärterinnen wurden auf den fertigen Scheiterhaufen geschleppt und verbrannt.

37.
Maria und die Mutter Gottes. II.

Es waren mal ein Mann und eine Frau. Die hatten schon so viele Kinder, daß sie keinen Namen mehr dafür wußten; und schon wieder sollte ein Kind geboren werden. Da grämten sie sich nun sehr, denn es wollte ihnen durchaus kein Namen mehr einfallen.

Als nun das Kind, das ein Mädchen war, geboren wurde, ging der Mann ganz verzagt 'rum; er hofft noch immer, daß ihm ein Namen einfallen möchte; aber wie er sich auch besann, es wollte ihm keiner in den Sinn kommen.

So wanderte er in Trauer hin und her und auch ein ganzes Ende vom Hause weg. Da traf er so ein altes Weibchen, die er nicht kannte; und das war die Mutter Gottes. Der klagte er nun sein Leid; und als die das hörte, sagte sie: er solle ihr nur das Mädchen überlassen, sie wolle sich desselben schon annehmen.

Das war dem Manne ganz recht. Er holte sofort das Kind herbei und gab es der Mutter Gottes. Und die nannte es Maria und ging mit ihm davon, g'rad' in den Himmel.

Dort wuchs das Kind heran und wurde sehr schön und lieblich und mußte der Mutter Gottes immer fünf Hähnchen hüten. Das ging ganz gut, bis das Mädchen vierzehn Jahre alt war; aber da geschah es eines Tages, daß der Petrus kam und ihr ein Hähnchen stahl; sie sah es wol, aber sie mochte nicht darüber sprechen. Wie sie nun nach Hause kam und blos vier Hähnchen mitbrachte, fragte die Mutter Gottes: „Mariechen, wo hast Du das eine Hähnchen gelassen?“ „Ich weiß von Nichts!“ antwortete sie.

Am andern Tage nahm der Petrus wieder ein Hähnchen weg; sie sah es wol, aber sie mochte nicht darüber sprechen. Wie sie nun nach Hause kam und blos drei Hähnchen mitbrachte, fragte die Mutter Gottes: „Mariechen, wo hast Du wieder das eine Hähnchen gelassen?“ „Ich weiß von Nichts!“ antwortete sie.

Und so ging's am dritten Tag und am vierten Tag; und als am fünften Tag der Petrus das letzte Hähnchen gestohlen hatte, sagte die Mutter Gottes: „Mariechen, wenn Du nicht bekennst, wo Du meine fünf Hähnchen gelassen hast, schließ' ich Dir

das Maulchen zu und stoß' Dich vom Himmel!" Aber sie blieb dabei: sie wisse von Nichts und könne darum auch Nichts sagen.

Da schloß ihr die Mutter Gottes das Maulchen zu, daß sie nie mehr sprechen konnte, und stieß sie vom Himmel, daß sie gleich auf die Erde flog und dort auf 'ne Käppf' Heu fiel.

Als sie so dasaß, kam der junge König mit seinem Gefolge von der Jagd zurück; und als er das schöne Mädchen sah, rief er: „Komm' 'runter und geh' mit mir in meine Stadt! Du kannst meine Gemahlin werden!"

Und so geschah es auch; und obgleich die Maria kein Wort reden konnte, gewann der König sie doch lieb, und sie lebten recht glücklich.

Ueber's Jahr, g'rad' als der König in den Krieg gezogen war, bekam die Königin einen Sohn. Und in der Nacht darauf erschien die Mutter Gottes bei ihr und sagte: „Mariechen, ich schließe Dir Dein Maulchen auf; — bekenne: wo hast Du meine fünf Hähnchen gelassen? Wenn Du jetzt nicht bekennst, nehme ich Dir Dein Kindchen weg!" Aber die Königin sagte: „Ich weiß von Nichts." Da schloß ihr die Mutter Gottes das Maulchen wieder zu und nahm ihr das Kindchen weg.

Als nun aber die Wache, die der König für seine Gemahlin bestellt hatte, sah, daß das Kind weg war, sagte Einer zum Andern: sie wollten erzählen, daß die Königin das Kind verzehrt hätte; und um das zu beweisen, schlachteten sie eine Henne und rieben der Königin den Mund mit Blut ein.

Ueber's Jahr, als der König wieder in den Krieg gezogen war, bekam die Königin eine Tochter. Und in der Nacht darauf erschien die Mutter Gottes bei ihr und hielt im Arm das Prinzchen, und das hatte ein rothes Aepfelchen in der Hand. Und die Mutter Gottes sagte: „Mariechen, ich schließe Dir Dein Maulchen auf; — bekenne: wo hast Du meine fünf Hähnchen gelassen? Wenn Du bekennst, gebe ich Dir Deinen kleinen Sohn zurück; wenn Du aber nicht bekennst, nehme ich Dir auch noch das zweite Kindchen!" Aber die Königin sagte: „Ich weiß von Nichts." Da schloß ihr die Mutter Gottes das Maulchen wieder zu, nahm auch das Tochterchen weg und verschwand mit beiden Kindern.

Auch diesmal sagte die Wache: die Königin habe das Kind verzehrt. Und es wurde wieder eine Henne geschlachtet.

Und über's Jahr geschah Alles zum drittenmal. Diesmal war es wieder ein Sohn; und der König war abermals in den Krieg gezogen. Die Mutter Gottes erschien mit den beiden ersten Kinderchen, und Jedes hatte ein rothes Aepfelchen in der Hand. Aber alles Zureden half Nichts; die Maria log; und so verschwand denn die Mutter Gottes mit allen drei Kindern. Und die Wache schlachtete wieder eine Henne.

Nun kam aber der König in vollem Zorn nach Hause und sagte: „Ich bin bis jetzt zu Allem still gewesen; doch jetzt habe ich keine Geduld mehr. Sofort werde ich einen Scheiterhaufen errichten lassen, denn die Mörderin soll elendiglich verbrennen!"

Und sofort wurde tüchtig Holz angefahren, und die Königin ward auf den Scheiterhaufen geschleppt. Schon brannte es lichterloh, — da erschien die Mutter Gottes: auf den Armen das jüngste Kind und neben sich die beiden andern Kinder; und alle Drei hielten rothe Aepfelchen in den Händen. „Mariechen," sagte die Mutter Gottes, „ich schließe Dir Dein Maulchen auf; — bekenne: wo hast Du meine fünf Hähnchen gelassen? Wenn Du bekennst, gebe ich Dir Deine Kinderchen zurück und erlöse Dich; wenn Du aber nicht bekennst, mußt Du elendiglich verbrennen!" — Und die Kinderchen warfen die Aepfelchen ihrer Mutter zu und riefen: „Kuller', kuller', Aepfelchen, bis zu meiner lieben Mutterchen!"

Da schrie die Königin laut auf und rief: „Ja, ja, ich werde Alles bekennen! Der Petrus hat die fünf Hähnchen gestohlen."

Nun wurde Alles gut, und fortan lebten Alle in großem Glück.

Aber die böse Wache, die die Königin so verleumdet hatte, wurde statt ihrer verbrannt.

38.

Die zwölf Raben.

Es waren einmal ein König und eine Königin; die hatten zwölf Söhne; und schon wieder sollte ein Kind geboren werden. Da sagte der König: „Wenn es ein Mädchen ist, müssen alle Buben sterben! wenn es aber wieder ein Knabe ist, können Alle leben bleiben!" Und sofort ließ er zwölf Särge anfertigen, mit

Holzspähnen und Todtenkissen füllen und in ein Zimmer stellen. Die Söhne aber sollten Nichts davon erfahren.

Die Königin wurde nun immer trauriger und weinte Tag und Nacht. Da kam der jüngste Sohn, den sie nach der Bibel Benjamin genannt hatte, und fragte sie: warum sie immer so traurig wäre und so viel weine. Da sagte die Königin ihm und den andern Söhnen Alles, wie es wäre und was der König bestimmt hätte.

„Dann wollen wir lieber weggehen so weit der Himmel reicht!“ sagte Benjamin.

„Ja,“ sagte die Königin, „thut das!“ Und sie besprach mit ihnen, daß sie zuerst nur in den Wald gehen und sich dort verbergen sollten. Sobald ein Kind geboren wäre, sollten sie durch eine Fahne auf dem Schlosse erfahren, ob es ein Junge oder ein Mädchen sei; wenn es ein Junge sei, solle die Fahne weiß sein, und wenn es ein Mädchen sei, solle die Fahne blutroth sein, und dann sollten die Söhne weiter fliehen.

Nun gingen denn die zwölf Brüder in den Wald und versteckten sich da. Und an jedem Tage stieg einer von ihnen auf den Baum und sah nach dem Schlosse. Als der zwölfte Tag kam und der Benjamin auf den Baum geklettert war, sah er eine blutrothe Fahne auf dem Schlosse. Da flohen Alle weiter in die Welt und so lange, bis sie an ein verwünschtes Hauschen (in einem Walde) kamen. Hier lebten sie still für sich und hofften auf Erlösung; aber sie gaben sich den Schwur: wenn sie irgendwo ein Mädchen träfen, wollten sie es tödten, weil sie Alle um eines Mädchens willen so unglücklich geworden waren.

Indeß wuchs das Mädchen im Schlosse immer mehr heran und wurde sehr hübsch. Aber Niemand erzählte ihr, daß sie Brüder hätte.

Eines Tages, als gerade große Wäsche war, ging das Mädchen an eine Leine und sah da zwölf Mannshemden — eins immer kleiner, als das andere. Darüber mußte sie sich sehr wundern, denn für den Vater waren die Hemdchen doch zu klein. Sie lief nun zur Mutter und fragte: wem doch die zwölf Hemdchen — von denen eins immer kleiner, als das andere sei — gehörten. Und die Mutter erzählte ihr Alles.

Da rief das Mädchen: „Ich werde in die Welt gehen und meine Brüder erlösen!“ — und damit lief sie auch gleich fort.

Wie sie nun so wanderte, kam sie zuletzt an das verwünschte Häuschen; aber es war beinahe leer, denn alle Brüder, außer dem jüngsten, waren auf die Jagd gegangen.

Als der Benjamin das hübsche Mädchen sah und erfuhr, warum sie gekommen sei, ergriff ihn solch' Mitleid mit ihr, daß er ganz unruhig wurde. Er dachte daran, daß Alle geschworen hatten: wenn sie irgendwo ein Mädchen träfen, wollten sie es tödten, weil sie Alle um eines Mädchens willen so unglücklich geworden waren. Und er sagte der Schwester, sie müsse sich vorläufig verbergen! und setzte sie unter eine große Bütt'. Da saß sie nun und wartete, bis die andern Brüder nach Hause kamen.

Die kamen nun auch bald, und Benjamin stellte ihnen Alles in Ruh' und Klugheit vor; und erst, als sie versprachen, sie wollten dem Mädchen das Leben lassen, hob' er die Bütt' auf und ließ die Schwester hervorkommen.

Nun lebten alle eine Zeit lang in Frieden und Glück; das Mädchen bediente die Brüder und kochte ihnen das Essen. Eines Tages, als sie g'rad' wieder den Tisch gedeckt hatte, fiel es ihr ein, jedem Bruder eine schöne Blume auf den Teller zu legen. Da standen gerade zwölf weiße Lilien vor dem Hause; sie brach die Lilien ab und legte sie den Brüdern hin. Das war aber ein Unglück! Die Brüder wurden sofort zu Raben, und sie mußte dies Haus verlassen.

So wanderte sie denn weiter und traf eine alte Frau, die ihr sagte: sie solle sieben Jahre lang weder sprechen, noch lachen! dann würde sie die Brüder erlösen.

Das Mädchen versprach, diesen Rath zu befolgen, und verbarg sich im Walde, wo sie zumeist in einem hohlen Baumstamm saß.

In dieser Zeit lebte im Lande ein reicher König. Der zog nun mal auf die Jagd mit vielem Gefolge und mit vielen Hunden. Mit Eins kamen die Hunde an den Baum, in welchem das Mädchen saß, und bellten so laut, daß es weithin zu hören war. Der König eilte zu der Stelle hin, und als er das schöne Mädchen sah, verliebte er sich gleich in sie und sagte: sie solle nur herabsteigen und mit ihm kommen! er wolle sie zu seiner Gemahlin machen!

Das Mädchen sprach kein Wort und lachte auch nicht; aber sie kletterte aus dem hohlen Baumstamm und ging mit dem Könige mit.

So wurde sie Königin und lebte in Frieden und Ruh', obgleich sie nie ein Wort sprach und nie lachte, selbst nicht, als sie nach einander zwei Prinzen bekam, über die doch alle Andern sich freuten.

Die böse Mutter des Königs hatte immer auf die junge Frau geredet und sie schlecht gemacht; als diese nun garnicht lachen wollte, sogar nicht einmal über die zwei Prinzen, sagte die Alte zu ihrem Sohne: seine Frau sei eine Hexe und müsse verbrannt werden! Und so schwer es dem Könige auch ankam, denn er liebte seine Frau von Herzen, — er mußte doch der Mutter nachgeben und ordnete gleich Alles an, daß die junge Königin den Feuertod sterben solle. Und obgleich diese Alles hörte und mit ansah, — sie schwieg immerzu und ließ Alles geduldig über sich ergehen.

Nun kam der Tag, da die arme junge Königin verbrannt werden sollte; und von weit und breit kamen die Menschen, um zuzusehen. Wie aber die Königin auf dem Gerüst stand und nun schon die Flammen um sie herumspielten, flatterten zwölf Raben herbei und löschten das Feuer mit ihren Flügeln; — denn heute waren gerade die sieben Jahre um, seit sie verwandelt wurden, und nun durften die zwölf Raben wieder Menschen sein.

Da sprach und lachte die junge Königin wieder, und Alle waren fortan selig mit einander.

39.

Der junge Kaufmann und die Schwanenjungfrau.

In einer Stadt lebten zwei Kaufleute, und die waren so sehr reich. Der eine hatte einen Sohn, Namens Albertus, und der And're hatte eine Tochter, Namens Karlinchen.

Als die Kinder noch klein waren, beredeten sich die Eltern, daß der Albertus und die Karlinchen mal später ein Paar werden sollten, denn dann käm' doch Geld zu Geld und sie wären sehr wohlhabend.

So verging denn die Zeit, und es war schon so weit, daß die Eltern an die Hochzeit dachten, da mußte der Albertus noch einmal verreisen, um Waaren einzukaufen. Wie er aber so auf dem Meere reiste, kam ein Raubschiff und nahm ihn mit. Nun lebte er bei den Räubern und müh'te sich sehr. Und zu Hause müh'ten sich auch Alle, denn Niemand wußte, wo der Albertus geblieben war, und es war doch schon so nahe an der Hochzeit gewesen, und er war doch das einzigste Kind seiner Eltern.

Als nun aber die Leute von dem Raubschiff an's Land kamen, lief ihnen der Albertus schnell weg — und lief und lief — — immer in die Welt hinein. Es dauert' nicht lange, so kam er in einen Wald. Und da wohnte ein altes Mannchen. Das hatte rund um das Haus zwölf kleine Gärten; und der zwölfte von den Gärten war mit einem hohen Zaun umgeben und verschlossen; und in diesem Gärtchen war ein kleiner Teich; und an dem Teich standen drei Pfähle.

„Guten Tag, Albertus!“ sagte das alte Mannchen, denn es kannte den jungen Kaufmann schon von selbst, ohne daß der sich besinnen konnte, das alte Mannchen mal getroffen zu haben. „Guten Tag, Albertus! Dir geht's schlecht, mein Sohn; ich weiß das schon und ich weiß Alles. Du kannst aber hier bleiben, wenn's Dir gefällig ist! — ich hab' Nichts dagegen. Du kannst auch in alle meine Gärten geh'n, nur nicht zwischen ölf und zwölf Uhr Mittags in den zwölften Garten, den ich verschlossen habe! Nein, thu' das nicht, lieber Sohn! es möchte Dein Unglück sein.“

Nun blieb denn der Albertus bei dem alten Mannchen und wandert' immer aus einem Garten in den andern.

„J,“ dacht' er, „mußt doch mal seh'n, was in dem zwölften ist!“ und ging sofort — es war g'rad' Mittagszeit — an's Gitterthürchen und kuckt' durch's Schlüsselloch.

Da sah er, wie drei Schwäne angeflogen kamen und sich auf die drei Pfähle am Teich setzten, ihre Schwanenkleider abwarfen und als drei schöne Mädchen ins Wasser stiegen und sich badeten.

„Die sind schön!“ dacht' der Albertus; „aber die eine Dame gefällt mir am besten; die möcht' ich haben! und ich werd' mir schon was ausdenken, sie zu bekommen!“ Dann hörte er sie, — als sie aus dem Wasser kamen und sich wieder ihre Schwanen-

kleider überwarfen — ganz deutlich sagen: „Nach dem gläsernen Berg!" Und dann sah er sie davonfliegen.

„Ich werd' mir schon was ausdenken!" sagte der Albertus still vor sich hin und besorgt' sich sofort eine lange Schnur, die er durch das Schlüsselloch in dem Gitterthürchen zog; und an das Ende der Schnur befestigte er einen Haken und legte den auf den Pfahl, auf dem die schönste Dame gesessen hatte.

Und am andern Tage ging er wieder um dieselbe Zeit dorthin und sah wieder, wie die drei Schwäne ankamen. Alles war so wie gestern. Als sich aber die schönste Dame nach ihrem Schwanenkleid umsah, war es fort, denn der Albertus hatte es mit dem Haken an's Gitterthürchen gezogen. Die andern schönen Damen warfen sich ihre Federn um und riefen wieder: „Nach dem gläsernen Berg!" und flogen ab; — aber die Dritte stand im Wasser und jammerte.

„Höre, schöne Dame," rief der Albertus, „Du gefällst mir; ich werde Dich heirathen!"

„Ach Gott," sagte die Dame, „ich will Nichts dagegen haben; aber erbarm' Dich doch, und gieb mir mein Schwanenkleid zurück!"

„Damit Du wieder wegfliegst!" rief der Albertus.

„Oder gieb mir wenigstens and're Kleider, daß ich hier aus dem Wasser steigen und mich anzieh'n kann!"

Nun lief der Albertus rasch weg und holte allerlei Kleider und warf sie der schönen Dame zu, und die zog sie sich auch an. Und dann nahm der Albertus die schöne Dame, die Mariechen hieß, an die Hand und wandert' mit ihr ab, denn er wollte sie seinen Eltern bringen und ihnen sagen, daß er keine Andere heirathen würde, als diese.

Es dauert nun auch nicht mehr lange, so kamen die Beiden in jene Stadt, wo der Albertus zu Hause war. Dort miethete er die schöne Dame in eine gute Wohnung ein. Und als er dann seinen Eltern die Mariechen zeigte und ihnen sagte: „Die oder Keine!" — sagten die Eltern zu Allem „ja" und freuten sich sehr über das Wiederseh'n und sagten Jedem: der Albertus könne heirathen, wen er wolle! denn er sei schon von sich selber reich genug.

An die Karlinchen aber dacht' Keiner; und die mußte nun so zuseh'n, wie sich die And're die Ausstattung besorgte und in lauter

Seligkeit mit dem Albertus war. Und es war schon der Hochzeitstag festgesetzt.

Da mußte nun g'rad' wieder der Albertus nach England reisen, um Waaren einzukaufen. „Höre, Mariechen," sagte er beim Abschied zu seiner Braut, „Du kannst in meiner Abwesenheit alle meine Sachen beseh'n! Aber, Mariechen, da in dem Winkel steht so'n alter, wurmstichiger Kasten; an den darfst Du nicht herangeh'n und darfst nicht nachseh'n, was d'rin ist!"

Sie versprach, ihm zu gehorchen, und er reist' ab. Die Schwiegermutter nahm nun das Mädchen an die Hand und ging mit ihr im ganzen Haus' herum und zeigte ihr Alles und sagte ihr: das Alles gehöre dem Albertus, und der wäre sehr reich. Und Alles waren sehr schöne Sachen. „Aber," sagte die Mariechen, „wer weiß, was er sich in dem alten Kasten verwahrt hat?! Muß doch mal nachseh'n!" — und sie ging mit der Schwiegermutter zusammen an den Kasten und machte ihn auf.

Nun kann sich aber Jeder denken, welch' ein Schreck und welche Freude das war, als die Mariechen in dem Kasten ihr Schwanenkleid fand! — Und die Schwiegermutter stand dabei und wundert' sich sehr.

Die Mariechen nahm sich nun rasch ihr Federkleid über und rief: „Nach dem gläsernen Berg!" — und flog davon, noch eh' ein Mensch recht geseh'n, wo sie geblieben war.

Als nun der Albertus nach Hause kam und seine Braut nicht fand, war er so außer sich, daß er sagte: er werde nicht eher ruh'n — und koste es, was es koste — und werde in die Welt geh'n und Alles aufbieten, die Mariechen im gläsernen Berg zu finden! Und sofort wandert' er auch ab, obgleich seine Eltern sehr betrübt waren.

Nachdem er so ein End' gegangen war, kam er in einen Wald und fand dort einen todten Ochsen; und an dem todten Ochsen saßen ein Löwe, ein Hund, ein Adler und eine Homsk (Ameise). Er wollte schon vorbeigeh'n; da riefen ihn die Vier an und baten, er möchte ihnen doch den todten Ochsen zertheilen.

„Damit Ihr mich nachher zerreißt," — sagte der Albertus; „denn zu Dank würd' ich's Euch doch gewiß nicht machen."

„Ach ja," sagten alle Vier', „Du wirst es schon gut machen, und wir werden Dir's schon danken. Thu' es doch!"

Da ließ sich der Albertus denn erbitten und zertheilt' ihnen den todten Ochsen.

Zum Löwen sprach er: „Du hast ein großes Maul und mußt es immer voll haben; Du kriegst das Fleisch!“ Und er warf ihm alles Fleisch hin.

Zum Hund' sprach er: „Du liegst gern auf dem Leib und knabberst am Knochen; Du sollst Dein gutes Theil haben!“ Und er warf ihm alle Knochen hin.

Zum Adler sprach er: „Du dadderst gern in so was Matschigem; Du sollst die Gedärme kriegen!“ Und er warf ihm alle Gedärme hin.

Zur Homsk sprach er: „Du wohnst am liebsten gleich in Deinem Fressen; Du kannst hier in den Kopf kriechen!“ Und er warf ihr den Kopf hin.

Und danach ging der Albertus weiter. Als er aber so ein Ende gegangen war, riefen die Vier': er solle doch umkehren und noch einmal zu ihnen kommen!

„Na, jetzt aber zerreißt Ihr mich doch gewiß!“ rief der Albertus. „Nein, ich komme nicht.“

„Ach, komm' doch nur!“ riefen die Vier' und baten so sehr und versprachen ihm ganz fest, daß sie ihn nicht zerreißen wollten.

Da ließ sich denn der Albertus erbitten und kehrte um und ging wieder zu ihnen.

Nun riß sich der Löwe ein Haar aus, gab es dem Albertus und sagte: „Wenn Du mal in Noth kommst, so bieg' das Haar krumm, — und Du bist dann neunmal stärker, als ich!“

Der Hund riß sich auch ein Haar aus, gab es dem Albertus und sagte: „Wenn Du mal in Noth kommst, so bieg' das Haar krumm, — und Du kannst dann neunmal geschwinder laufen, als ich!“

Und der Adler riß sich eine Feder aus, gab sie dem Albertus und sagte: „Wenn Du mal in Noth kommst, so bieg' die Feder krumm, — und Du kannst dann neunmal besser fliegen, als ich!“

Und die Homsk riß sich einen Fuß aus, gab ihn dem Albertus und sagte: „Wenn Du mal in Noth kommst, so bieg' den Fuß krumm, — und Du bist dann neunmal kleiner, als ich!“

Das war nun sehr schön, und der Albertus bedankte sich vielmals dafür; und dann wandert' er weiter.

Unterwegs verwandelte er sich viele male, gerad', wie's ihm paßte. Und nun, als er sich in einen Adler verwandelt hatte, sah er den gläsernen Berg vor sich liegen und flog hoch in die Luft und besah ihn sich von da oben. Dann ließ er sich auf die Spitze des Berges nieder und suchte, ob er nicht irgendwo ein Ritzchen finden könnte. Richtig! da war so ein ganz kleines Ritzchen. Und sofort verwandelte sich der Albertus in ein ganz kleines Homskchen und kroch in den Berg.

Allmälig wurde das Ritzchen immer weiter, so daß er sich in die andern Gestalten verwandeln konnte; und zuletzt verwandelt' er sich in sich selber und ging als Mensch durch die weiten Säle, die da hintereinander waren. Da sah er zuerst die eine von den Schwanenjungfrauen; die war sehr schön, saß am Fenster und nähte. Und danach sah er die zweite schöne Dame, und die stickte auch fleißig. Zuletzt sah er die Mariechen; und da konnt' er sich nicht länger halten, verwandelt' sich rasch in ein Homskchen, ging in die Stube und setzt' sich der Mariechen auf die Hand.

Die Mariechen erschrak sehr, aber sie freute sich doch, denn sie erkannte den Albertus; und dann verwandelt' der sich wieder, und Beide liebten sich nun sehr und herzten und küßten sich.

„Höre, Albertus," sagte das Mädchen, „was hast Du Dir doch für große Müh' um mich gegeben! Ach aber, Albertus, es ist Alles umsonst. Meine Mutterchen ist eine Hexe, und sie wird nie zugeben, daß wir uns heirathen. Sie würde Dich sofort verderben, wenn sie Dich blos von Weitem säh'. Ach Gott, Albertus, mach', daß Du wieder fortkommst! Wenn meine Mutterchen nach Hauf' kommt, riecht sie gleich das Menschenfleisch und verdirbt Dich."

„Ich bleibe hier," sagte der Albertus. „Ich bleibe hier und verwandle mich wieder in ein ganz kleines Homskchen; dann wird sie mich nicht ausfindig machen können."

Gesagt, gethan! Er verwandelt' sich wieder in ein Homskchen und setzt' sich zwischen die Dielen. Und da kam auch schon die alte Hexe angegangen. Als sie in die Stube der Mariechen trat, schnüffelt' sie gleich in der Luft herum und sagte einmal über's and're mal: „Mariechen, was soll das bedeuten? Ich rieche frische Menschen. Hier sind frische Menschen gewesen, und ich will sie haben. Wo hast Du die frischen Menschen? Gesteh' mir's!"

Aber die Mariechen log Alles ab und that, als wenn sie vom hellen, lichten Tag Nichts wüßte.

Doch die Alte war damit nicht zufrieden; sie kramte die ganze Stube um und um und wühlt' und kratzt' und besah Alles. Und zuletzt fand sie das Homskchen zwischen den Dielen, beroch es und sagte: „Das ist Menschenfleisch." Und nun mußte sich der Albertus in seine eigene Gestalt verwandeln.

„Du hast Dir viele Mühe um meine Tochter gegeben," sagte die Alte, „aber höre, Albertus, es hilft Dir Nichts. Kriegen kriegst Du sie nicht! und verderben muß ich Dich, — es sei, wie es sei!"

Da weinten der Albertus und die Mariechen bitterlich und fingen an zu bitten: die Alte möge sich doch erbarmen!

„Na," sagt' die, „wenn Du, Albertus, mir zwei schwere Aufgaben lösen kannst, will ich mich zum Guten besinnen und Dir das Leben und meine Tochter schenken. Aber Gnad' Dir Gott, wenn Du's nicht fertig bekommst!"

Und dann gab die Alte ihm eine Säge und eine Axt und sagte: er solle in einem Tag' den Wald, der ganz in der Nähe war, abhau'n, das Holz in Klafter setzen, die Stubben ausroden und Alles glatt in Ordnung bringen.

Ach Du mein Gottchen, das war eine schwere Aufgabe, und dem Albertus sank aller Muth. Aber die Mariechen plinkt' ihm zu: er solle nur „ja" sagen, und da übernahm er sich denn die Arbeit für den nächsten Tag.

Am frühen Morgen ging er in den Wald und fing an, an einem Baum zu sägen und zu schlagen. Aber alle Bäume in dem Wald' waren so dick und fest; und als die Mariechen mit dem Frühstück zum Albertus kam, hatte der noch nicht einen einz'gen Baum 'runter.

„Ach Gott, ach Gott, Mariechen! wie wird's mir doch geh'n! Ich seh' mein End' vor Augen. Wo soll ich doch heut' mit dem Wald' fertig werden?"

„Nein, das würd'st Du auch nicht!" sagte die Mariechen, setzte sich zu ihm und gab ihm das Frühstück. Und dann sagte sie: „Höre, Albertus, ich gehe jetzt nach Hause und komme zu Mittag wieder. Ob Du inzwischen arbeitest oder nicht, — es würde Dir Nichts helfen. Schlaf' Dich lieber in der Zeit aus und lass' den

Wald meine Sorge sein! Beunruhige Dich nicht, denn ich werde schon Rath wissen!"

Und damit ging sie ab, und der Albertus legte sich in's Gras und schlief sich tüchtig aus.

Als Mittagszeit war, kam die Mariechen mit dem Essen an und weckt' den Albertus auf. Der sah sich um, — aber, Du lieber Gott! mein Wald stand, wie er gestanden hatt'; auch nicht ein einz'ges Baumchen fehlte. Betrübt sah der Albertus die Mariechen an; die aber sagte: „Höre, Albertus, ich gehe jetzt nach Hause und komme zum Abend wieder. Ob Du inzwischen arbeitest oder nicht, — es würde Dir Nichts helfen. Schlaf' Dich lieber in der Zeit aus und lass' den Wald meine Sorge sein! Beunruhige Dich nicht, denn ich werde schon Rath wissen!"

Und damit ging sie wieder ab, und der Albertus legte sich in's Gras und schlief sich tüchtig aus.

Als es Abend war, kam die Mariechen, um den Albertus nach Hause zu holen. Der sah sich um, — ja, da war kein Wald zu seh'n weit und breit; das Holz stand in Klaftern, die Stubben waren gerodet, und Alles war glatt in Ordnung.

„Das habe ich für Dich gethan," sagte die Mariechen; „frag' nicht weiter, sondern komm'!"

Und damit gingen sie nach Hause und traten vor die alte Hexe.

„Die sind klüger, als ich," sagte die Alte; „aber es ist noch nicht aller Tag' Abend, und morgen kommt die zweite Aufgabe."

Und dann gab sie dem Albertus eine gläserne Kanne und sagte zu ihm: er solle in einem Tag' den Brunnen, der ganz in der Nähe war, ausschöpfen, aber gleich so, daß nachher Keiner sehen könnt', wo all' das Wasser geblieben sei.

Na, das war wahrhaftig keine Kleinigkeit, und dem Albertus sank aller Muth. Aber die Mariechen sagt' ganz leis' zu ihm: er solle sich's nur übernehmen, und da übernahm er sich's denn für den nächsten Tag.

Am frühen Morgen ging er zum Brunnen und fing an zu schöpfen. Aber es dauerte nicht lange, so hatte er die gläserne Kanne zerschlagen, und nun sah er noch deutlicher, daß es eine pure Unmöglichkeit war, den großen Brunnen leer zu machen.

Als nun die Mariechen mit dem Frühstück kam, klagt' er ihr

sein Leid und sagte: „Es wird mir Nichts helfen; mein Tod ist gewiß. Wo soll ich doch heute mit dem Brunnen fertig werden?“

„Nein, das würd'st Du auch nicht!“ sagte die Mariechen, setzte sich zu ihm und gab ihm das Frühstück. Und dann sagte sie: „Höre, Albertus, ich gehe jetzt nach Hause und komme zu Mittag wieder. Ob Du inzwischen arbeitest oder nicht, — es würde Dir nichts helfen. Schlaf' Dich lieber in der Zeit aus und lass' den Brunnen meine Sorge sein! Beunruhige Dich nicht, denn ich werde schon Rath wissen!“

Und damit ging sie ab, und der Albertus legte sich in's Gras und schlief sich tüchtig aus.

Als Mittagszeit war, kam die Mariechen mit dem Essen an und weckt' den Albertus auf. Der sah sich um, — aber, Du lieber Gott! mein Brunnen war, wie er gewesen war — bis an den Rand voll Wasser. Betrübt sah der Albertus die Mariechen an; die aber sagte: „Höre, Albertus, ich gehe jetzt nach Hause und komme zum Abend wieder. Ob Du inzwischen arbeitest oder nicht, — es würde Dir Nichts helfen. Schlaf' Dich lieber in der Zeit aus und lass' den Brunnen meine Sorge sein! Beunruhige Dich nicht, denn ich werde schon Rath wissen!“

Und damit ging sie wieder ab, und der Albertus legte sich in's Gras und schlief sich tüchtig aus.

Als es Abend war, kam die Mariechen, um den Albertus nach Hause zu holen. Der sah sich um, — ja, da war kein Brunnen zu seh'n weit und breit; überall war glatter Rasen, und nirgends war es feucht.

„Das habe ich für Dich gethan,“ sagte die Mariechen; „frag' nicht weiter, sondern komm'!“

Und damit gingen sie nach Hause und traten vor die alte Hexe.

„Die sind klüger, als ich,“ sagte die Alte; „aber halt' mein Sohn! ich hab' noch eine Exter- (extra) Probe für Dich. Nur wenn Du die bestehst, kannst Du meine Tochter heirathen.“

Und damit ordnete sie an, daß ein gewaltig großer Kessel mit Wasser gefüllt und auf glühendes Feuer gesetzt würde; und dann sagte sie zu dem Albertus: „Wenn das Wasser kocht, mußt Du hineinspringen! Bleibst Du lebendig, so kannst Du geh'n, wohin Du willst, und kannst die Mariechen mitnehmen!“

Da erschrak der Albertus so sehr und war ganz verzweifelt.

Aber die Mariechen sagte ihm leis' in's Ohr: er solle nur nicht den Muth verlieren, sondern Alles thun, was sie ihm sagen würde. Und dann bedeutete (erklärte) sie ihm: sobald die Alte, die immer am Kessel stand und rührte, wünschen würde, er möchte da 'reinspringen, solle er dreimal in den Kessel spucken; dann würde es in dem heißen Wasser so quieken, als wenn er selber bebrüht würde, und während die Alte dann ärger rühren würde, sollten er und die Mariechen, die schon in der Thür mit ihrem Schwanenkleid bereit stehen wollte, sich rasch verwandeln und davonfliegen.

Und so geschah es auch Alles. Als die Alte, ohn' sich umzudreh'n, rief: nun solle der Albertus in's Wasser springen! — spuckte der dreimal in den Kessel, und sofort war da d'rin ein Gequiek, als wenn bebrühte Menschen quiekten. Da rührte die Alte, was sie konnte, und sah nicht rechts, nicht links.

Der Albertus und die Mariechen verwandelten sich rasch in einen Adler und einen Schwan und flogen davon.

Als die Alte eine Zeitlang tüchtig gerührt hatte, nahm sie das lange Holz und fing an, in dem Wasser nach dem bebrühten Albertus zu fischen. Aber wie sie auch suchte, sie fand Nichts. „Die sind klüger, als ich," sagte sie; „aber ich werde mir mein Recht nicht nehmen lassen." Und dann sagte sie ihrer ältesten Tochter, sie solle rasch den Beiden nachfliegen und sie zurückholen.

Die waren schon ein schönes End' weit gekommen, als sich mit Eins die Mariechen umdrehte und sagte: „Höre, Albertus, ich glaube, meine Schwester kommt uns nach. Geschwind, geschwind! Lass' Dich zur Erde nieder!" Und damit ließen sich Beide zur Erde nieder, und die Mariechen verwandelte sich in eine Rose und den Albertus in die Dornen, die rund um die Rose waren.

Nun kam die Schwester angeflogen und sah sich überall um; aber es war umsonst, und sie mußte wieder nach dem gläsernen Berg zurück. Als sie zu Hause ankam, fragte die Alte: „Na, hast Du sie gefunden?" — „Ach," sagte die Tochter, „ich sah mich überall um; zuerst sah ich die Beiden, aber mit Eins waren sie verschwunden, und es stand da nur eine Rose mitten in vielen Dornen. Ich hätte gern die Rose mitgenommen, aber die Dornen ließen's nicht zu." — „Du hättest die Dornen mitnehmen sollen," sagte die Alte, „dann wäre die Rose von selbst schon mitgekommen. Die sind klüger, als ich; aber ich werde mir mein Recht nicht

nehmen lassen.“ Und dann sagte sie ihrer zweiten Tochter, sie solle rasch den Beiden nachfliegen und sie zurückholen.

Der Albertus und die Mariechen waren schon wieder ein Ende weiter geflogen, als sich mit Eins die Mariechen umdrehte und sagte: „Höre, Albertus, ich glaube, meine Schwester kommt uns nach. Geschwind, geschwind! Lass' Dich zur Erde nieder!“ Und damit ließen sich Beide zur Erde nieder, und die Mariechen verwandelte sich in einen Tempel und den Albertus in einen Pfarrer und sagte zu ihm: „Pred'ge, wie die Tage in der Woche folgen! — „Sonntag, Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Sonnabend!“ — Und wenn Du zu End' bist, fang' wieder mit „Sonntag“ an!“ Und das that er auch.

Nun kam die Schwester angeflogen und sah sich überall um; aber es war umsonst, und sie mußte wieder nach dem gläsernen Berg zurück. Als sie zu Hause ankam, fragte die Alte: „Na, hast Du sie gefunden?“ — „Ach,“ sagte die Tochter, „ich sah mich überall um; zuerst sah ich die Beiden, aber mit Eins waren sie verschwunden, und da stand nur ein Tempel, und in dem Tempel predigte ein Pfarrer, wie die Tage in der Woche folgen. Ich hätte gern den Tempel mitgenommen, aber er war mir zu schwer.“ — „Du hättest den Pfarrer mitnehmen sollen,“ sagte die Alte, „dann wäre der Tempel von selbst schon mitgekommen. Die sind klüger, als ich; aber ich werde mir mein Recht nicht nehmen lassen.“ Und damit lief sie rasch den Beiden nach.

Die waren schon wieder ein schönes Ende weiter gekommen, als sich mit Eins die Mariechen umdrehte und sagte: „Höre, Albertus, ich glaube, die Mutterchen kommt uns nach. Geschwind, geschwind! Lass' Dich zur Erde nieder!“ Und damit ließen sich Beide zur Erde nieder, und die Mariechen zog ihr Taschentuch hervor und spreitete es auf's Gras und sagte: „Dies wird ein großer Teich, und wir müssen als Entchen in der Mitte des Teichs herumschwimmen!“ Und so geschah es auch: das Taschentuch wurde ein großer Teich, und in der Mitte des Wassers schwammen die Mariechen und der Albertus als Entchen herum. Die Alte kam 'rangelaufen, schon ganz feurig glühend vor Zorn und weil sie so gelaufen war, — und plötzlich stand sie vor dem Teich, sah die Entchen und konnt' sie nicht greifen. „Schuck, schuck, Entchen! — Schuck, schuck!“ rief sie und lockte und lockte.

Aber meine Entchen riefen zurück: „Schuck, schuck, Großchen! — Schuck, schuck!“ und schwammen immer in der Mitte.

Die Alte wurde ganz boßig und trampelt' und stampft' und lief immer um den Teich herum und lockt' dann wieder: „Schuck, schuck, Entchen! — Schuck, schuck!“

Aber meine Entchen riefen wieder zurück: „Schuck, schuck, Großchen! — Schuck, schuck!“

„Ach, ich sehe, Ihr seid klüger, als ich,“ sagte die Alte; „und ich muß schon d'rauf verzichten, mein Recht zu bekommen. Aber wenn's denn einmal so sein muß, so will ich Dir, meine Tochter, wenigstens ein Andenken schenken. Sieh', ich leg' Dir hier an's Ufer drei Nüßchen hin; die verwahr' Dir gut! Und wenn's Dir mal schlecht geht, denk' an mich und gnag' ein Nüßchen auf!“

Und damit ging die Alte ab und war bald verschwunden.

Nun kamen der Albertus und die Mariechen wieder an's Land und wurden zu Menschen; und die Mariechen hob ihr Taschentuch auf, steckt' es zu sich und nahm auch die drei Nüßchen auf. Und dann wanderten die Beiden nach der Stadt, in welcher der Albertus zu Hause war.

Als sie dort angekommen waren, miethete der Albertus seine Braut wieder in eine schöne Wohnung ein und ging dann zu seinen Eltern und erzählte ihnen Alles. Die waren nun in großer Seligkeit und sagten: er solle haben und thun können, was er wolle, und die Hochzeit sollte so bald, als möglich, gefeiert werden.

Alle waren von Herzen froh; blos die Karlinchen konnt' es nicht mitanseh'n, wie der Albertus so glücklich herumging und an die Hochzeit mit der Mariechen dachte. Sie weinte Tag und Nacht und besprach sich mit ihrer Mutter. „Höre,“ sagte die, „wenn der Albertus das nächste mal herkommt und so vergnügt dasitzt, — gieb ihm Tropfen ein, daß er die Mariechen vergessen muß!“

Das gefiel der Karlinchen; sie machte solche Tropfen zurecht, die es zaubern konnten, daß der Albertus das Gedächtniß für die Mariechen verlor; und als der Albertus das nächstemal zu der Karlinchen und deren Eltern hinkam und nun so vergnügt dasaß, gab sie ihm die Tropfen ein. Und sofort vergingen ihm die Sinne, und er sagte: „Ach, mein liebes Karlinchen, ich hab' all' die Zeit über ein schweres Unrecht an Dir gethan. Ich hatte ganz vergessen, daß Du meine Braut warst. Aber sei nur still

und gräme Dich nicht weiter! Ich werde gleich anordnen, daß wir aufgeboten werden; und dann feiern wir unsere Hochzeit!"

Und wenn von der schönen Dame, der Mariechen, die Red' war, sagt' er nur immer: „Ich weiß nichts von der fremden Dame."

So verging die Zeit, und die Brautleute waren schon dreimal aufgeboten, und der Hochzeitstag war da.

Die Karlinchen sagte aber vorher: „Wenn ich das erleben müßt', daß in der Kirche eine Frau oder ein Mädchen wäre, die ein schöneres Kleid, als ich, hat, — — nein, dann lass' ich mich nicht trauen!"

G'rad', während sie das sagte, saß die Mariechen in ihrer Wohnung und weint' und gnagt' ein Nüßchen auf. Da kam aus dem Nüßchen ein Kleid heraus, so schön wie die Sterne und auch so blitzend blank. Das zog sie an und ging in die Kirche, als schon das Paar vor dem Altar stand. Der Pfarrer wollte gerade die Trauworte sprechen, — da sah die Karlinchen das Sternenkleid und erklärte: sie ließe sich nicht trauen; es sei denn, sie bekäme jenes Kleid.

Sofort ging der Albertus zu der Mariechen, die in ihrem schönen Kleide dastand, selber so schön und nun so strahlend, wie alle Sternchen am Himmel.

„Meine liebe, schöne Dame," sagte der Albertus, „was wollen Sie dafür haben, wenn meine Braut Ihr Kleid bekommt?"

Die Mariechen sah ihn so traurig an, und die Thränen liefen ihr über's Gesicht. „Ich will Nichts haben," sagte sie ganz laut, daß alle Leute es hören konnten, „als daß der junge Kaufmann einen Abend zu mir kommt; ich habe ihm Etwas zu sagen!"

Das wurde ihr auch versprochen, und Alle gingen nach Hause; und die Hochzeit wurde auf ein Paar Tage verschoben.

Die Eltern von der Karlinchen sagten aber: „Höre, Karlinchen, daraus wird nichts Gutes! es sei denn, Du giebst dem Albertus einen tüchtigen Schlaftrunk ein, bevor er dort hinfährt. Weiß Gott, was die fremde Person ihm sagen will!"

Und richtig! die Karlinchen kochte einen tüchtigen Schlaftrunk und gab den dem Albertus ein, bevor er zu der Fremden hinfuhr.

Als der Albertus nun dort ankam, saß die Mariechen so traurig da; und dann fiel sie ihm um den Hals und weinte und schluchzte und sagte: „Ach Gott, mein liebster Albertus, wie hast

Du doch an mir gehandelt! Du gabst Dir so viele Mühe um mich; und nun, nachdem uns Alles gelungen war, hast Du mich ganz vergessen. Besinnst Du Dich denn garnicht darauf, wie lieb wir uns hatten? Ach Gott, mein liebstes Herz, verlass' mich doch nicht, ohn' daß Du einen Grund dazu hast! Sieh', ich bin so allein in diesem fremden Land! Von den Meinigen bin ich für immer getrennt; und Du hast kein Einseh'n. Warum hast Du mich doch blos in die Fremde geschleppt?"

Und sie weinte und bat vor Gott und nach Gott: der Albertus möge ihr Elend endigen und sich entweder besinnen, wie Alles gewesen, oder ihr helfen, so oder so in den gläsernen Berg zurück zu kommen.

Aber der Albertus saß da und schlief ein und schlief immer fester; und kein Thränchen und kein Jammern konnte ihn wecken. Und als er endlich aufwacht', waren schon viele Stunden verflossen, so daß er ganz erschreckt aufsprang und sofort Befehl gab, der Kutscher solle vorfahren, denn er müsse nach Hause. Die Mariechen gab ihm noch unter Thränen das Sternenkleid, und dann fuhr er ab.

Nun war wieder Alles so weit, daß die Hochzeit mit der Karlinchen gefeiert werden konnte; der Tag war schon festgesetzt, und alle Gäste waren geladen.

Auch diesmal sagte die Karlinchen: „Wenn ich das erleben müßt', daß in der Kirche eine Frau oder ein Mädchen wäre, die ein schöneres Kleid, als ich, hat, — — nein, dann lass' ich mich nicht trauen!"

G'rad', während sie das sagte, saß die Mariechen in ihrer Wohnung und weint' und gnagt' das zweite Nüßchen auf. Da kam aus dem Nüßchen ein Kleid heraus, so schön wie der Mond und auch so voller Glanz. Das zog sie an und ging in die Kirche, als schon das Paar vor dem Altar stand. Der Pfarrer wollte gerade die Trauworte sprechen, — da sah die Karlinchen das Mondkleid und betheuerte: nie und nimmer ließe sie sich trauen, wenn sie nicht jenes Kleid zu eigen bekäme.

Sofort ging der Albertus zu der Mariechen hin, die so in aller Schönheit und Pracht und so voll Demuth und voll Schmerz dastand und leis' vor sich hin weinte.

„Meine liebe, schöne Dame,“ sagte der Albertus, „was wollen Sie dafür haben, wenn meine Braut Ihr Kleid bekommt?“

„Ach Nichts,“ sagte die Mariechen laut; „nur das Eine wünsche ich, daß der junge Kaufmann einen Abend zu mir kommt; ich habe ihm Etwas zu sagen!“

Das wurde ihr auch versprochen, und Alle gingen nach Hause; und die Hochzeit wurde auf ein Paar Tage verschoben.

Die Eltern von der Karlinchen sagten aber: „Höre, Karlinchen, daraus wird nichts Gutes! Du mußt dem Albertus auch diesmal wieder einen kräftigen Schlaftrunk zurecht machen, bevor er zu Jener hinfährt! Weiß Gott, was die ihm zu sagen hat!“

Und Alles war so, wie das vorige mal. Und während die Mariechen weinte und jammerte, schlief der Albertus so fest, daß er nachher ganz erschreckt auffuhr und sich garnicht besinnen konnte, wo er eigentlich war; und es war auch schon wieder sehr spät. So befahl er denn dem Kutscher, er solle vorfahren, nahm das Mondkleid und stieg in den Wagen, ohne sich weiter umzuseh'n.

„Nein, Herr,“ sagte der Kutscher unterwegs, „das geht so nicht länger! Irgend Einer hat der schönen Dame ein großes Leid angethan; ich habe ganz deutlich ihr Weinen und Wehklagen gehört, und wie sie immer fragte und keine Antwort bekam.“ Und dann rieth er dem Herrn: er solle doch das nächstemal, wenn er wieder zu der schönen Dame fahren müßte, vorher keinen Kaffee trinken; ihm sei der Gedanke gekommen, daß man dem Herrn einen Schlaftrunk 'reingeschüttet habe.

Nun kam wieder Alles so, wie das zweite mal, blos daß die Mariechen diesmal ein Kleid anhatte, das wie die Sonnchen am Himmel aussah, und sie selber sah auch schon von selbst wie die Sonnchen aus, nur daß sie ein Paar Thränen in den Augen hatte und nicht lachen mochte.

Auch dies Kleid wollte die Karlinchen haben, und die Hochzeit mußte zum drittenmal auf ein Paar Tage verschoben werden.

Als sich nun der Albertus zurecht machte, um zu der Mariechen zu fahren, bot ihm die Karlinchen wieder wie die beiden andern male einen Topf Kaffee an. „Ich danke schön,“ sagte er, „mir ist nicht nach Kaffee zu Muth'!“ und fuhr ab.

Diesmal besann er sich auf das Vergangene und umarmte die Mariechen und weinte mit ihr zusammen. Aber dann sagte

er: „Ach Gott, mein liebes Kind, es ist nicht mehr zu ändern; ich habe der Andern mein Wort gegeben, und mein Wort muß ich halten! Aber ich hatte auch Dir mein Wort gegeben; und ich will das nicht vergessen. Der liebe Gott mag mir helfen, daß ich zurecht komme in diesem schweren Leiden! Ach, Mariechen, die And're ist meine Braut, weil ihre und meine Eltern das so verabredet haben, als wir noch Kinder waren; aber Du bist meine wirkliche Braut für alle Ewigkeit, weil ich Dich so lieb habe. Sei nur still und wein' nicht! Ich werde mir schon Etwas ausdenken. Es ist freilich nicht mehr zu ändern, daß meine Trauung mit der Andern vor sich geht; aber ich hoffe, es kommt noch Alles in Ordnung. Du mußt aber in der Kirche sein! Und ich bitte Dich, zieh' Dir ein recht schlechtes, altes Kleid an! meinetwegen zerrissen und geflickt! — Ich habe mir schon Etwas ausgedacht; und ich hoffe, unser Leid wird noch ein gutes Ende nehmen."

Als nun die Hochzeit abermals gefeiert werden sollte, und der Pfarrer schon die Trauworte sprechen wollte (das war nun das viertemal), trat der Albertus näher vor ihn hin und sagte laut: „Halten Sie an, Herr Pfarrer! Ich habe eine Frage auf dem Herzen, und eh' mir die nicht beantwortet ist, lasse ich mich nicht trauen!"

„Sprich, mein Sohn!" sagte der Pfarrer.

Und der Albertus fing an, so laut, daß Alle, die in der Kirche waren, es hören konnten: „Herr Pfarrer, ich kaufte mir ein Paar Stiefel und ging damit eine Weile herum. Und nach einiger Zeit verlor ich den einen Stiefel und mußte mir einen neuen machen lassen. Aber der neue paßte mir nicht so gut, wie jener alte, und ich war recht bekümmert. Da — nach einiger Zeit — fand ich meinen alten, verlorenen Stiefel wieder. Herr Pfarrer, was soll ich thun? — soll ich den alten oder den neuen Stiefel behalten?"

„Mein Sohn," sagte der Pfarrer, „wenn er Dir so lieb ist, so behalte den alten Stiefel! — er paßt auch besser für Dich, als der neue."

„Herr Pfarrer," sagte nun der Albertus, „die Sache ist so: der alte Stiefel, den ich verloren hatte und nun wiedergefunden habe, ist meine wirkliche Braut!" und damit ging er auf die Mariechen zu, die so in einem Winkel stand und in ihrem un-

scheinbaren Kleidchen nicht beachtet worden war; er nahm sie an die Hand und führte sie zum Altar. „Und, Herr Pfarrer,“ sagte er weiter, „der neue Stiefel, der mir nicht paßt, ist dieses Mädchen hier!“ und er zeigte auf die Karlinchen; „und ich steh' davon ab, sie zu meiner Frau zu machen.“

„Du hast Recht, mein Sohn!“ sagte der Pfarrer; und dann traute er die Mariechen dem Albertus an.

Die Beiden waren nun so glücklich mit einander und dankten ihrem Gott dafür, daß Alles noch so'n gutes End' genommen.

Die Karlinchen aber ging nach Hause und behielt ihren Reichthum und die schönen Kleider. Ob sie noch geheirathet hat, ist nicht gesagt.

40.

Der Jäger und die Schwanenjungfrau.

Einer von unsern Königen — er hieß ja wol Fritz — hatte die Gewohnheit, heimlich im Lande zu wanken, um Alles in Augenschein zu nehmen. Und so verkleidete er sich auch wieder einmal, und zwar zu einem ganz gewöhnlichen Herrn, und wandert' in's Land hinein, um seine Nachforschungen anzustellen. Da kam er denn auch zu einem Edelmann, der ihn aber erkannte, was der König nicht wissen konnte. Dem Edelmann war irgend Etwas in den Kopf gestiegen, und er beschloß: den König zu tödten; und das berathschlagte er mit Andern. Das hörte ein junger Jäger und lief rasch dorthin, wo der König vorbeikommen mußte, nachdem er von dem Edelmann Abschied genommen hatte, und wo der Edelmann schon Alles für den Mord vorbereitet hatte. Hier stellte sich der Jäger dem König in den Weg und offenbarte ihm das Ganze. Der König war darüber sehr erfreut und sagte: „Mein Sohn, ich will Dich für Deine Treue begnadigen. Sag' mir, was Du haben willst!“ „König Majestät,“ sagte der Jäger, „hier am See liegt so'n nettes Gut mit Wald; das möchte ich haben.“ „Das paßt schön!“ sagte der König; „das Gutchen gehört in's Königliche; und Du sollst es haben!“ So bekam der Jäger das Gut und konnte mit seiner alten Mutter in das schöne Wohnhaus dort zieh'n. Die Mutter führte

ihm die Wirthschaft, und er ging fleißig auf die Jagd. So weit war Alles ganz gut; aber eines Tages sollte der Jäger ein Wunder erleben.

Er stand nicht weit vom See, als drei schöne Mädchen mit Schwanenflügeln angeflogen kamen. Die Mädchen machten sich die Flügel los und gingen in den See baden. Und nachher banden sie sich wieder die Flügel fest und flogen davon. Der Jäger war nicht wenig verwundert und ging am nächsten Tage an dieselbe Stelle; und da geschah ganz das Nämliche. Und auch so am dritten Tage. Aber diesmal schlich der Jäger hin und nahm die Flügel von dem jüngsten Mädchen weg. Als die beiden Aeltesten sich nun zur Rückkehr anschickten, jammerte die Jüngste, — denn ihre Flügel waren weg. Mein Gott, wie weinte sie! Da lief der Jäger zu seiner Mutter und holte Kleider von der und warf sie dem Mädchen zu. Und als das Mädchen an's Ufer kam, sagte er ihr: „Hör' mal, Du gefällst mir. Wie ist's? — willst Du mich heirathen?“ Na, das Mädchen — die eine Prinzessin war — konnte nicht gut weg, — sie wußte ja nicht, wo ihre Flügel waren — und der Jäger gefiel ihr in soweit; sie sagte also: „Meinetwegen!“ Und da führte der Jäger sie zu seiner Mutter. Und es dauerte nicht lange, so wurde die Hochzeit gefeiert.

Die Schwanenflügel wurden heimlich in ein Kastchen gelegt und versteckt.

Jahr auf Jahr verging. Jetzt hatten die Jägersleute schon ein Paar Kinder. Da ging eines Tages der Jäger wieder auf die Jagd, während seine Frau und seine Mutter im Hause herumschäfferten (wirthschafteten). Mit Eins fand die Mutter jenes Kastchen und öffnete es; da sah sie die Schwanenflügel liegen. „Ach, liebe Tochter,“ sagte sie, „sieh' doch mal her! Hier liegen Deine Flügel — so schön rein und unberührt!“ Die junge Frau sah hin und griff danach. Dann streifte sie sich rasch das Kleid ab und machte sich die Flügel fest. „Mutter,“ sagte sie, „wer mich wiedersehen will, muß in den gläsernen Berg, der auf einem blanken Felde steht, kommen. Ich bin eine verwünschte Prinzessin und muß wieder dorthin zurück. Grüßt mir meinen lieben Mann und meine lieben Kinderchen! Und lebt wohl!“ Damit schwang sie sich in die Höh' — und fort war sie. Die alte Mutter wußte kaum, wie Alles so rasch geschehen sei; aber da war Nichts zu ändern.

Als die Prinzessin so über'm Walde flog, suchte sie, ob sie nicht zwischen all' den vielen Bäumen noch einmal ihren Mann sehen könnte, und da sah sie ihn auch. „Leb' wohl, mein lieber Mann!" rief sie, während sie so über ihm wegzog, „leb' wohl und grüß' mir noch meine lieben Kinderchen!" Der Jäger erschrak. „Soll ich schießen?" fragte er sich selbst. „Mein Gott, was würd's mir helfen! Schieß' ich sie todt, dann hab' ich eben solches Leid, als wenn ich sie nimmer wiederseh'. Mein Gott, warum hat sie mir das doch angethan!"

Als er traurig nach Hause kam, erzählte die Mutter ihm von dem gläsernen Berg auf blankem Felde. „Mutter," sagte er, „ich habe ja doch keine Ruhe mehr; ich will meine Frau suchen. Ich hab' sie ja so ungeheuer lieb gehabt; ich muß sehen, ob ich sie nicht ausspüre." Und damit wanderte er ab.

Nun war nicht weit davon eine Haide; die zog sich weit in's Land hinein; und in der wohnten ganz verstreut drei alte Brüder, die Einsiedler waren und mit keiner Menschenseele verkehrten.

Als der Jäger 'ne Zeitlang gewandert war, kam er zu dem ersten Einsiedler.

„Gott sei mir gnädig!" sagte der alte Mann, „ich wohn' hier seit Urgedenken und hab' all' lang', lang' keinen Menschen geseh'n; wie kommst Du hierher?"

Der Jäger erzählte ihm Alles und fragte: ob er nicht den gläsernen Berg auf einem blanken Felde kenne.

„Höre," sagte der Einsiedler, „ich bin in meiner Jugend viel 'rumgekommen und hab' so Manches geseh'n; aber von einem gläsernen Berg und von einem blanken Feld hab' ich nie gehört. Wand're ruhig weiter! Du triffst vielleicht noch einen Bruder von mir am Leben; der weiß möglicher Weise Bescheid. Als wir Brüder uns vor langer Zeit trennten, behielt Jeder ein Stückchen Geld bei sich — zum Erkennungszeichen, wenn mal Gelegenheit zu einem Wiedersehen wär'. Hier hast Du mein Stückchen! gieb es meinem Bruder!"

Darauf wanderte der Jäger weiter. Er war sehr traurig in seinem Herzen. „Aber," dachte er, „soll sie so in der Welt 'rumirren, dann ist es mir auch schon recht, ebenso 'rum zu irren!"

Nach einer langen Wanderung in der Haide kam er zu dem zweiten Einsiedler.

„Gott sei mir gnädig!" sagte der. „Ich kann die Zeit nicht denken, als ich zuletzt einen Menschen geseh'n hab'; wie kommst Du hierher?"

Der Jäger erzählte ihm Alles und übergab ihm das Stückchen Geld von dem ersten Einsiedler. „Mein Gott, also mein Bruder lebt noch!" sagte der alte Mann. „Hör' mal, ich bin in meiner Jugend viel 'rumgekommen und hab' viel erlebt; aber von einem gläsernen Berg und von einem blanken Feld hab' ich nimmermehr gehört. Wand're ruhig weiter! Du triffst vielleicht noch unsern jüngsten Bruder am Leben; der weiß möglicher Weise Bescheid. Hier hast Du mein Stückchen Geld! gieb ihm das!"

Darauf wanderte der Jäger weiter. Wie er so in seinen Gedanken ging, kam er an eine Stelle, wo ein Löwe, ein Windhund, ein Adler — es kann auch ein Falke gewesen sein — und eine Homsk (Ameise) um einen Ochsen versammelt waren. Als die den Jäger sahen, baten sie: er möchte ihnen doch den Ochsen schlachten. Das that der Jäger auch. Zuerst gab er der Homsk den Kopf und sagte: „Du krauchst gern von einer Stell' zur andern; dies ist für Dich das Beste!" Dann gab er dem Windhund die Eingeweide und sagte: „Da! das ist für Dich, denn Du schleppst Dich gern mit Etwas von einer Stell' zur andern." Dann gab er dem Adler ein tüchtiges Stück und dem Löwen Alles, was übrig blieb, und das war das Meiste. „Der ist ja auch der Stärkste!" sagte der Jäger. Und dann ging er ab.

Als er eine Strecke weit weg war, sagte der Löwe: „Wißt Ihr, wir sind recht undankbar gewesen! Der Jäger hat uns den Ochsen so gut geschlachtet und so schön vertheilt; und wir haben ihm knapp gedankt. Lauf' Du, Windhund, ihm nach und bitt' ihn, er möchte umkehren! Wir wollen uns ihm dankbar beweisen."

Der Windhund lief dem Jäger nach und bestellte ihm den Auftrag des Löwen. Der Jäger glaubte nicht recht daran, aber ging doch mit dem Windhund zu den Andern. „Ja, ja," sagte er, „ich kann mir denken: ich hab' Euch den Ochsen nicht zu Dank geschlachtet."

„O, Du hast ihn sehr gut geschlachtet und auch gut vertheilt!" sagte der Löwe; „aber wir sind so undankbar gegen Dich gewesen. Nun, ich wünsch' Dir, daß Du fortan — sobald Du den Wunsch

danach aussprichst — ein Löwe bist und dreimal mehr Kraft hast, als ich.“

„Und ich wünsch' Dir, daß Du Dich zum Windhund verwandeln und dreimal schneller laufen kannst, als ich!“ sagte der Windhund.

„Und ich wünsch' Dir, daß Du nach Belieben ein Adler werden kannst und dann dreimal schneller fliegst, als ich!“ sagte der Adler.

„Mein Gott,“ sagte die Homsk, „ich bin nur ein schwaches Thier, aber ich wünsch' Dir auch das Meinige.“

Der Jäger bedankte sich und ging weiter; und es dauerte nicht mehr lange, so kam er zu dem dritten Einsiedler.

„Gott sei mir gnädig!“ sagte der. „Es ist schon nicht mehr zu denken, wann ich den letzten Menschen geseh'n habe; wie kommst Du hierher?“

Der Jäger erzählte ihm Alles und übergab ihm das Stückchen Geld von dem zweiten Einsiedler. „Also meine lieben Brüder sind noch am Leben!“ sagte der Einsiedler. „Hör' mal, mein Sohn, ich möchte Dir gern helfen! Es ist zwar schon lang' her, daß ich vom gläsernen Berg auf einem blanken Feld Etwas gehört habe; aber dazumal war er verwünscht; und nur der, der ungeheure Kräfte hatte, hätte ihn erlösen können. Es soll schwer sein, da heraufzukommen; und oben ist nur ein Ritzchen, durch das 'ne Homsk kriechen kann.“

„Schön!“ sagte der Jäger, bedankte sich und ging ab.

Nun wanderte er aus der Haide und gerieth auf ein weites, blankes Feld; und wie er da so immer zuging, sah er schon von Weitem den gläsernen Berg. Rasch verwandelte er sich in einen Adler und flog hinauf. Richtig! da oben war ein eineinzigstes kleines Ritzchen zu finden. Mein Jäger verwandelte sich also rasch in 'ne Homsk und kroch hinunter und bis an das Haus, das da unten stand. Hier saß ein Greis am Fenster und kuckte hinaus. Mein Gott, das war ein verwunschener König. Die ganze Geschichte hier — das Königreich, die Residenzstadt, der König und seine drei Töchter, alle Mannschaft und alle Bedienung und was sonst noch da war — Alles war verwünscht.

Der Jäger kroch als Homskchen an dem Greis vorbei, durch die erste Stube, wo die älteste Prinzessin saß, durch die zweite

Stube, wo die zweite Prinzessin saß, bis in die dritte Stube, wo er seine Frau fand.

Die Prinzessin merkte nicht, wie das Homskchen auf ihrem Kleid herumging; sie saß recht traurig da. Aber als jetzt zu Mittag gerufen wurde, stand sie auf und trat an den Spiegel, um sich noch ein bischen zu bespiegeln. Da verwandelte sich der Jäger in seine richtige Gestalt und sah auch in den Spiegel. Als die Prinzessin das Gesicht dort sah, erschrak sie und drehte sich rasch um. Aber da war Nichts zu sehen, denn der Jäger war schon wieder zur Homsk geworden. Doch als die Prinzessin abermals in den Spiegel sah, machte der Jäger es ebenso und verwandelte sich auch sofort wieder, als die Prinzessin sich umdrehte. „Mein lieber Mann," sagte sie, „bist Du hier, so zeig' Dich doch!"

Da trat der Jäger in seiner rechten Gestalt vor und erzählte ihr Alles.

„Ach," sagte die Prinzessin, „wenn ich nur wüßte, wie wir erlöst werden können! Hier ist Alles verwunschen. Ich muß doch mal meinen Vater fragen! Verwand'le Dich wieder in ein Homskchen! — ich will Dich an meinem Kragen dorthintragen."

So verwandelte sich der Jäger wieder in die Homsk und setzte sich auf den Kragen — aber ganz versteckt, damit er Alles behorchen könnte und doch nicht gesehen würde.

Wie Alle beim Essen saßen, sagte die Prinzessin: „Mein Gott, wann werden wir doch endlich erlöst werden!?"

„O," riefen die Schwestern, „wer weiß, ob wir nicht schon längst erlöst wären, wenn Du Dich nicht hätt'st greifen lassen. Damals wurden wir noch viel ärger verwünscht."

„Meine Tochter," sagte der alte König, „wir könnten wol erlöst werden, aber es ist eine schwere Sache. Vor allen Dingen müßte jener Drache mit den zwölf Köpfen, dem der Edelmann hier in der Nähe täglich zwanzig Schweine liefern muß, umgebracht werden. Das ist aber nicht so einfach. Wer mit dem Drachen kämpfen will, muß sich in einen Löwen verwandeln können; und wenn er dem Drachen den letzten Kopf abgeschlagen hat, dann wird aus diesem Kopf ein Hase rutschen, und Jener muß sich rasch in einen Windhund verwandeln können und den Hasen greifen; und wenn er den Hasen umgebracht hat, wird dem aus dem Kopfe eine Taube fliegen; dann muß Jener sich rasch in einen Falken verwandeln und

die Taube umbringen. Und in dem Taubenkopf wird ein kleines Steinchen sein; das muß hier über uns durch das kleine Ritzchen in den Berg geworfen werden. Wie soll aber Einer, der uns erlösen will, das Alles wissen? — Mein Gott, er muß ein Homskchen sein und zuhören, wie ich das so spreche."

Die Prinzessin sagte Nichts. Sie nahm etwas Essen vom Mittagstisch mit in ihre Stube, um es ihrem Mann zu geben. Und der hielt sich einige Tage lang dort versteckt. Dann aber sagte er: er wolle sich zu jenem Edelmann begeben und sich dort als Schweinehirt vermiethen.

Nun war es aber nicht ganz leicht, aus dem gläsernen Berg herauszukommen. Der Jäger verwandelte sich wol in ein Homskchen und kroch an der Wand hinauf; aber die war so glatt und hoch; nein, wahrhaftig, das war nicht leicht.

Endlich war er draußen und suchte sich den Edelmann auf, dem er sich als Schweinehirt anbot. „Gut," sagte der Edelmann, „ich will Dich nehmen; aber es ist eigentlich schad' um einen so netten, jungen Menschen. Wenn Du nicht verstehst, die Schweine auf einem Hümpel zusammenzujagen, dann geht's Dir schlecht; gewöhnlich ist der Schweinehirt das erste Frühstück vom Drachen."

Mein Jäger ließ sich aber nicht abschrecken, sondern ging am andern Morgen mit zwanzig Schweinen auf das Feld, wo der Drache immer die Mahlzeiten hielt. Anstatt aber die Schweine zusammenzuhalten, um den Drachen nicht zu ärgern, schucherte (scheuchte) er die Schweine in die Runde: hier eins und da eins. Nun kam der Drache an und war wüthend über den unverschämten Schweinehirten. „Ach, meinetwegen!" sagte der Jäger, verwandelte sich in einen Löwen und kämpfte sofort mit dem Drachen. Wie er's recht angestellt hat, kann ich nicht sagen; aber er schlug dem Drachen zwei Köpfe ab.

„Hätt' ich nur ein Paar Tropfchen Blut von meinen Schweinen," sagte der Drache, „dann hätte ich mehr Kraft!"

„Ja, und hätt' ich nur 'n Krustchen Brod!" sagte der Jäger.

Nun ging der Drache ab, und der Jäger trieb die Schweine zusammen und ging mit ihnen nach Hause. Der Edelmann stand am Fenster und rief: „Was soll das bedeuten? Kinder, seht, da kommt der Schweinehirt und hat alle zwanzig Schweine bei sich!"

Am andern Morgen trieb der Jäger wieder aus; und Alles war wie gestern. Blos wurden heute dem Drachen vier Köpfe abgeschlagen.

„Hätt' ich nur ein Paar Tropfchen Blut von meinen Schweinen," sagte der Drache, „dann hätte ich mehr Kraft."

„Ja, und hätt' ich nur 'n Kruſtchen Brod!" sagte der Jäger. Damit ging er nach Hause mitsammt den zwanzig Schweinen.

„Hör' mal," sagte der Edelmann zu einem Diener, „ich möchte gern wissen, wie's morgen sein wird. Schleich' Du Dich hinter den Schweinehirten und sieh' zu, was er angiebt! Nimm aber Wein und Brod mit für den Fall, daß ihn die Kraft verläßt!"

So nahm der Diener denn eine Flasche Wein und hausbackenes Brod und folgte dem Jäger, als der am andern Morgen wieder mit zwanzig Schweinen auf's Feld trieb.

Es waren dem Drachen beinahe schon alle Köpfe abgeschlagen, — da sagte er: „Hätt' ich nur ein Paar Tropfchen Blut von meinen Schweinen! dann hätte ich mehr Kraft."

„Ja, und hätt' ich nur 'n Kruſtchen Brod!" sagte der Jäger.

Sofort sprang der Diener vor, schlug der Flasche den Hals ab und reichte sie, sammt dem Brod, dem Jäger. Der trank den Wein so quanzweise aus und aß sich am Brod satt. Und dann warf er sich wieder gegen den Drachen und schlug ihm die letzten Köpfe ab. Aus dem allerletzten Kopf rutschte schnell ein Hase. Aber da war mein Jäger schon ein Windhund, sprang dazu und brachte den Hasen um. Da kam aus dem Hasenkopf eine Taube; sofort war der Jäger ein Falke — oder Adler — und brachte die Taube um. Und nun nahm er aus dem Taubenkopf den Stein und ging vergnügt zum Edelmann.

Der war von Herzen froh und behielt den Jäger einige Tage bei sich, um ihn gut zu pflegen. Danach marschirte mein Jäger ab, um den gläsernen Berg, das verwunschene Königreich, zu erlösen.

Er flog auf die Spitze des Berges und warf das Steinchen hinein; und dann eilte er, was er konnte, fort. Aber er war noch nicht weit gekommen, so gab es einen fürchterlichen Knall. Nun war Alles rundum erlöst.

Wie es wieder still geworden war, wandert' der Jäger nach dem erlösten Schlosse. Seine Frau stand am Fenster und erkannte ihn sofort. Als sie hinauslief, um ihn zu begrüßen, riefen die

Schwestern: „Was fällt Dir ein? Was willst Du jetzt schon wieder thun? Wir sind knapp erlöst, und nun willst Du uns wol auf's Neue verderben!"

Aber die Prinzessin hörte nicht darauf, sondern rief ihrem Vater und den Schwestern zu: „Das ist ja unser Erlöser!" — lief ihrem Mann entgegen und fiel ihm um den Hals.

Nun kann man sich denken, wie glücklich Alle waren! Die alte Mutter und die Kinder wurden geholt. Und der König gab die Regierung an seinen Schwiegersohn ab.

41.

Die kluge Königin.

Zwei Bauern fuhren Holz nach der Stadt. Der Eine hatte Pferde, der Andere Ochsen vorgespannt. Als sie nach der Stadt kamen, fanden sie das Thor bereits verschlossen und mußten die Nacht über draußen bleiben. Sie lagerten sich hin, wie's eben gehen wollte, und schliefen ein.

Nun geschah es in der Nacht, daß ein Pferd ein Fohlen bekam; das Fohlen aber lief weg und legte sich zu den Ochsen.

Als die Bauern am Morgen aufwachten, wunderten sie sich sehr über das Thierchen und fingen an, sich darum zu streiten. Der Eine sagte: ihm gehörten die Pferde, und so gehöre ihm auch das Fohlchen. Der Andere aber schrie: es lag' doch bei seinen Ochsen, und folglich gehöre es ihm; und es sei noch nicht gesagt, daß nicht auch mal ein Ochs ein Fohlchen haben sollte. Sie stritten sich so fürchterlich, daß der Skandal bis vor den König kam; und der zerbrach sich nun den Kopf: wem er Recht geben sollte; und zuletzt sagte er: da Niemand wisse, wo das Fohlen so recht hingehöre, solle es der behalten, bei dem es gefunden sei! — und das war der Ochsenbauer.

Nun kann man sich denken, wie giftig (zornig) der and're Bauer wurde! und er ging auch ganz verzweifelt umher und das noch umsomehr, als der König ihn schrecklich hatte durchprügeln lassen. Er konnte und konnte sich nicht beruhigen. Wie er noch so jammerte, kam die Königin vorbeigegangen und fragte ihn, was

ihm fehle. Als er ihr Alles gesagt hatte, befahl sie ihm, ein Netz zu nehmen und auf einen hohen Berg zu gehen und so zu thun, als wenn er dort Fische fing. Und das that er auch.

Wie er noch so auf dem Berge stand, kam der König angefahren, sah ihm erst eine Weile zu, ließ dann halten und rief: „Du dwatscher Bauer, was willst Du da eigentlich?"

„Fische fangen, König Majestät!"

„Na, doch nicht hier auf dem Berge? auf dem fliegenden Sand?"

„Warum nicht?" fragte der Bauer.

„Weil es doch unmöglich ist, daß Du hier Fische finden kannst!"

„König Majestät, warum sollte das unmöglicher sein, als daß der Ochs das Fohlchen bekommen hat?" fragte der Bauer.

Nun wurde aber der König wüthend, sprang aus dem Wagen und trat dicht vor den Bauer hin. „Wie kannst Du mir solche unverschämte Antwort geben?" schrie er laut. „Wer hat Dir solche klugen Lehren gegeben? — denn von Dir selber hast Du's nicht; das merk' ich sofort!"

Der Bauer drehte die Worte erst hin und her; doch zuletzt, wie er wieder Prügel bekam, bekannte er, daß die Königin ihm den guten Rath gegeben hätte.

„Na wart'!" sagte der König und fuhr sofort in die Stadt zurück. Dann ging er zu der Königin, die sehr hübsch, aber von niedrigem Stande war, und kündigte ihr an, daß sie fortan aufhören werde, Frau Königin zu spielen, denn es wär' ihm noch nicht vorgekommen, daß eine feine Dame so schlecht gegen ihren Gemahl handeln und solche Reden führen könne; und wenn es ihr gut genug sei, — ihm sei es noch lange nicht gut genug! Und sie sollte sich beeilen, in ihre frühere Armuth zurückzukehren! Höchstens wolle er ihr erlauben, das Liebste, was sie im Schlosse hätte, mitzunehmen; aber schnell! denn er gestatte ihr nicht, mehr wie ein Paar Stunden noch weiter hierzubleiben.

Die Königin war ganz betroffen und weinte vor sich hin. Aber dann ging sie in die Stadt und kaufte einen Schlaftrunk, und den gab sie dem König, ohne daß der recht wußte, was er trank. Und dann schlief der König ein.

Nun fuhr der Kutscher vor, um die Königin nach ihrem früheren

schlechten Hauschen zu bringen. Die Königin befahl, daß man den König in den Wagen lege! — und so fuhren sie ab.

In dem Hauschen war Alles sehr klein und knapp; aber es wurd' doch ein Lager für den König zurechtgemacht, und dort schlief er sich tüchtig aus. Als er aufwachte, rief er nach seiner Bedienung. Ja, du mein Gott! die kam nicht. Da richtete er sich auf und fragte: „Wo bin ich denn eigentlich?“ und sah sich überall verwundert um.

„Mein lieber Mann,“ sagte die Königin und küßte ihn, „Du bist in meinem früheren schlechten Hauschen. Du hattest mir ja erlaubt, daß ich das Liebste, was ich habe, aus dem Schlosse mitnehmen könnte; — und da Du mir das Liebste bist, habe ich Dich mitgenommen!“

„Nun seht doch,“ sagte der König, „welche kluge Frau ich habe! Das gefällt mir, und ich will es wol beachten.“ Und sofort ordnete er an, daß der Kutscher wieder anspannen sollte; und dann stieg er mit seiner Frau in den Wagen, und sie fuhren seelensvergnügt nach der Stadt zurück.

So war wieder Alles gut und in Ordnung, und der König und seine Frau lebten noch viele Jahre in Glück und Seligkeit. — Von dem Bauern aber habe ich Nichts weiter gehört.

42.

Die Prinzessin mit den schönen Kleidern.

Es war einmal ein König und eine Königin; die hatten eine einzige Tochter, die sehr, sehr schön war. Die Königin war aber auch sehr, sehr schön; und als sie nun sterben sollte, sagte sie zu ihrem Manne: „Schwöre mir, daß Du nach meinem Tode nur eine Frau heirathest, die so schön ist, wie ich es bin!“ Und der König schwur es ihr hoch und heilig zu. Da starb sie.

Nun war aber im ganzen Lande, außer der eigenen Tochter, keine Prinzessin und kein anderes Fräulein so schön, wie die verstorbene Königin; und da der König durchaus und durchein eine Gemahlin haben wollte, kam er auf den Gedanken, die eigene Tochter zur Königin zu erwählen.

Als die Prinzessin das hörte, jammerte sie und lief zum Pfarrer und stellte dem Alles vor. „Das geht bei Gott nicht!“ sagte der Pfarrer und rieth ihr, sie solle sich eine recht schwere Bedingung ausdenken. Das that die Prinzessin und sagte: „Ich will mein Jawort geben, wenn ich drei Kleider bekomme, die wie der Mond, wie die Sonne und wie die Sterne aussehen, und dazu einen Mantel von allem Pelzwerk, was irgend auf der Welt ist!“

Der König ließ sofort alle Schneiderinnen und Nähterinnen aus dem ganzen Lande kommen und herrliche Kleider anfertigen; und die sahen wirklich aus wie der Mond, wie die Sonne und wie die Sterne. Und die Jäger schossen alles Wild todt, so daß bald ein feiner, prachtvoller Pelz fertig war.

Und morgen sollte die Hochzeit sein.

Am Abend vorher packte die Prinzessin Alles in eine Schachtel und lief davon, bis sie in einen Wald kam, wo ein ausgeholkter (hohler) Baum stand. Sie kratzte das alte Moos aus dem Baumstamm und setzte sich dann in diesen mit ihrer Schachtel hinein.

Am andern Tage kam der junge König, dem dies Land gehörte, mit einer großen Jagdgesellschaft in den Wald. Die Hunde spürten immer um den ausgeholkten Baum und bellten laut, so daß die Jäger nachsuchten und die Prinzessin sehen mußten. Die Jäger liefen nun zum jungen Könige und sagten: „Da in dem ausgeholkten Baum sitzt ein wunderschönes Mädchen mit Haaren, wie Gold!“ Der König ging rasch hin und forderte das Mädchen auf, mit ihm zu kommen; er werde schon für sie sorgen! Auch fragte er sie, woher sie käme. Aber sie log sich aus, denn sie wollte ihre Spur nicht verrathen.

So ging denn die Prinzessin mit dem jungen König in dessen Stadt und erhielt da im Schlosse ein kleines Stubchen unter der Treppe, dicht neben der Küche, denn sie wurde dem Koch zur Hülfe gegeben.

Eines schönen Tages gab der König einen Ball, damit er sich unter den Damen eine Frau aussuchen könnte; und es ging sehr festlich her. Die Prinzessin ließ sich nichts merken; aber sie hatte doch Lust, mitzutanzen. Sie bat den Koch: er mög’ ihr doch erlauben, ein bischen dem Tanz zuzusehen. „Ja, meinetwegen!“

sagte der Koch; „aber spute Dich! denn ich will auch zusehen; und Du mußt noch die Suppe für den König kochen!“

Nun ging die Prinzessin schnell in ihre Stube, wusch und kämmte sich sehr schön und zog sich das Kleid an, das wie der Mond aussah. Als sie so im Saal erschien, hatte der König nur noch Augen für sie und ließ auch keinen Andern mit ihr tanzen. Aber auf alle seine Fragen: woher sie käme, blieb sie die Antwort schuldig. Und mit Eins sprang sie hinaus, zog sich rasch den Pelz über und kochte die Suppe. Aber in die Suppe warf sie einen goldenen Ring.

Als sie aus dem Saal gelaufen war, hatte der König sie noch einholen wollen; doch es war keine Spur mehr zu finden. Nun war der König traurig und aß still seine Suppe. Plötzlich fand er den goldenen Ring und rief den Koch.

„Die Suppe schmeckt so herrlich,“ sagte der König; „die hast Du nicht gekocht; sprich die Wahrheit!“

Aber der Koch schwur hoch und heilig: er hätte die Suppe gekocht. Und als das schöne Mädchen gerufen wurde, sagte sie: „Ja, der Koch hat die Suppe gekocht.“ Aber das war nicht wahr.

Nun kam der Geburtstag des Königs, und es wurde ein noch größeres Fest ausgerichtet. Die Musik war noch strammer, als das erste mal, und Alles war so vergnügt, wie nur irgend möglich. Auch diesmal bat die Prinzessin den Koch: er mög' ihr doch erlauben, ein bischen dem Tanz zuzusehen. „Ja, meinetwegen!“ sagte der Koch; „aber spute Dich! denn ich will auch zusehen; und Du mußt noch die Suppe für den König kochen!“

Die Prinzessin ging darauf in ihre Stube, wusch und kämmte sich sehr schön und zog sich das Kleid an, das wie die Sonne aussah. Als sie so im Saal erschien, leuchtete es darin von dem schönen Kleide so, daß Alle erstaunt hinblickten. Aber der König war doppelt seelig und tanzte fortwährend mit der schönen Dame. Doch als sie meinte, es wäre Zeit, die Suppe zu kochen, lief sie so schnell aus dem Saal, daß Keiner wußte, wo sie geblieben war. Sie warf sich rasch den Pelz über und kochte die Suppe. Aber diesmal warf sie eine goldene Weef (ein Geräth für Garn) hinein.

Indeß wurde der ganze Hof durchgesucht, sogar der Taubenschlag um und um, weil Einer sagte: das schöne Mädchen sei nach der Richtung gelaufen. Ein And'rer sagte: nein, sie säß' auf

einem Baum! — und schnell wurde der Baum 'runtergeschlagen. Doch es war keine Spur zu finden. Da setzte der König sich wieder traurig hin und aß still seine Suppe. Mit Eins fand er die goldene Weef und rief den Koch.

„Die Suppe schmeckt so herrlich," sagte der König; „die hast Du nicht gekocht; sprich die Wahrheit!"

Aber der Koch schwur hoch und heilig: er hätte die Suppe gekocht. Und als die Prinzessin gerufen wurde, sagte sie: „Ja, der Koch hat die Suppe gekocht." Aber das war wieder nicht wahr.

Jetzt dachte der König sich ein noch schöneres Fest aus und gab Befehl, nachher die Schwellen mit Pech zu bestreichen, damit die schöne Tänzerin festkleben möchte, wenn sie wieder davonliefe. Alles geschah so, wie die beiden andern male; und Alles war über die Maßen vergnügt.

Als der Koch seine Erlaubniß zum Zusehen gegeben hatte, zog sich die Prinzessin das Kleid an, das wie die Sterne aussah. Nun war das wieder eine große Pracht, und der König konnte sich nicht satt an ihr sehen; er tanzte immerzu mit dem schönen Mädchen und freute sich dabei, daß die Schwellen mit Pech bestrichen waren. Plötzlich sputete sich die Prinzessin, den Saal zu verlassen, um die Suppe zu kochen; — aber ach, Du mein Gott! sie klebte mit den Schuhen an der Schwelle fest. Rasch ließ sie die Schuhe im Stich und sprang fort.

Sofort entstand ein großer Lärm im Hause. Und darüber war die Prinzessin so in Angst, daß sie den Pelz nicht ganz zuknöpfen konnte; am Halse schimmerte das Sternenkleid ein bischen vor. Sie kochte in aller Eile die Suppe und warf einen kleinen goldenen Wocken (Spinnrocken) in dieselbe hinein.

Alles Suchen half Nichts, und so setzte sich denn der König wieder traurig hin und aß still seine Suppe. Mit Eins fand er den kleinen, goldenen Wocken und rief den Koch.

„Die Suppe schmeckt so herrlich," sagte der König; „die hast Du nicht gekocht; sprich die Wahrheit!"

Aber der Koch schwur hoch und heilig: er hätte die Suppe gekocht. Als dann das Mädchen gerufen wurde, sah der König an ihrem Halse das Stückchen Sternenkleid schimmern und erkannte sie. Da faßte er sie um und drückte sie an sein Herz und sagte: „Du wirst meine Königin!"

Und zur Hochzeit wurde auch der Vater von der Prinzessin gebeten. Der war indessen alt und schwach geworden und hatte sich in seinen Gedanken ganz begeben; der dachte jetzt nicht mehr an's Heirathen.

43.

Das Kuckelchen.

Da waren mal drei Mädchen, die zusammen wirthschafteten. Eines schönen Tages backten sie ein Kuckelchen und fingen nun an, zu berathen, wer von ihnen das Kuckelchen aus dem Ofen nehmen sollte; es hatte aber Keine Lust dazu. Und da lief das Kuckelchen aus dem Ofen fort; es hatte plötzlich Beine bekommen und lief nun in die Welt hinein.

Zuerst begegnete ihm ein Fuchs. Der fragte: „Bruder Kuckel, wo läufst hin?“ Da sagte das Kuckelchen: „Fuchs, Puchs! ich bin drei faulen Mägden weggelaufen; — ich werd' auch Dir weglaufen!“ Und damit lief es weiter.

Nun traf es bald darauf einen Hasen. Der fragte: „Bruder Kuckel, wo läufst hin?“ Da sagte das Kuckelchen: „Has', Pas'! ich bin drei faulen Mägden weggelaufen; — ich bin dem Fuchs, Puchs weggelaufen; — ich werd' auch Dir weglaufen!“ Und damit lief es weiter.

Wie es wieder ein Ende weiter gekommen war, traf mein Kuckelchen einen alten Hund. Der fragte: „Bruder Kuckel, wo läufst hin?“ Da sagte das Kuckelchen: „Ach, Du alter Hund, hör'! ich bin drei faulen Mägden weggelaufen; — ich bin dem Fuchs, Puchs weggelaufen; — ich bin dem Has' Pas' weggelaufen; — ich werd' auch Dir weglaufen!“ Und damit lief es weiter.

Nach einer Weile traf es ein Schwein, das an der Straße lag. Das rief ihm zu: „Bruder Kuckel, wo läufst hin?“ Nun wurde aber mein Kuckelchen schon ungeduldig und sagte ärgerlich: „Ach, Du dummes Schwein! ich bin drei faulen Mägden weggelaufen; — ich bin dem Fuchs, Puchs weggelaufen; — ich bin dem Has', Pas' weggelaufen; ich bin dem alten Hund weggelaufen; — ich werd' auch Dir weglaufen!“

„Was?“ fragte das Schwein und richtete sich auf. „Was erzählst Du da? — Ich kann nicht gut hören. Komm' doch ein bischen näher und sage mir's noch einmal!“

Mein Kuckelchen ging richtig näher heran; — ja, du mein Gott! da schnappte das Schwein zu und verschlang es.

44.

Fuchs und Wolf.

Es fuhr mal eine Frau mit Fischen nach der Stadt. Die Fische lagen hinten im Schlitten; und das sah ein Fuchs. Er nicht zu faul! — sprang auf den Schlitten und warf alle Fische hinunter. Meine Frau aber merkte Nichts davon. Nachher schleppte der Fuchs die Fische in seine Wohnung; dort legte er sich gemüthlich hin und fraß nach Herzenslust.

Wie er noch so da lag, kam ein Wolf vorbei; den leckerte es gehörig, als er sah, wie gut es dem Fuchs schmeckte. „Tausend noch Eins, Bruderchen,“ sagte er, „wo hast Du die schönen Fische her?“

„Na,“ sagte der Fuchs, „ich habe sie gefischt. Willst Du auch welche haben, kannst Du's ja ebenso machen! Schwer ist es nicht. Du mußt an den See geh'n und dort den Schwanz in's Wasser stecken! Wenn sich genug Fische daran festgehalten haben, ziehst Du den Schwanz heraus und gehst mit Deinem Fang nach Hause!“

Das ließ sich der Wolf nicht zweimal sagen. Er lief an den See, wo die Fischer Wunen aufgeschlagen hatten, und steckte seinen Schwanz in eine Wune. Dann wartete er geduldig immerzu, immerzu. Aber der Schwanz wurd' heillos schwer und steif und that schon so weh', als würd' er ausgerissen. „Das halt' ich nicht aus!“ rief der Wolf und wollte weglaufen; aber nun hielt ihn der eingefrorene Schwanz fest, und er mußte tüchtig reißen, ehe er loskam; doch der Schwanz blieb im Eise. Ganz wild vor Schmerz und Zorn lief nun der arme Wolf zum Fuchs hin, der hochmüthig nach ihm hinsah.

„Ach, mein Gott!“ klagte der Wolf; „Bruderchen, wie ist's mir doch ergangen!“

„Ja,“ sagte der Fuchs, „Du hast Deine Sache schlecht gemacht; Du hättest nicht so lange warten sollen! Es hingen gewiß zu viele Fische am Schwanz.“

„Mein Gott, mein Gott!“ jammerte der Wolf wieder; „wie soll ich diesen Schmerz aushalten!“

„Ich weiß einen Trost, Bruder!“ sagte der Fuchs. „Dort im Dorfe ist Hochzeit; Alles ist vergnügt. Komm', lass' uns hingeh'n und seh'n, daß wir auch unser Vergnügen finden!“

Gesagt, gethan! sie gingen hin. Im Hochzeitshause mußten sie erst vorsichtig ein Loch in die Mauer kratzen, um in den Keller zu gelangen. Es war ein schweres Stück Arbeit; und die Angst, entdeckt zu werden, war auch nicht schlecht. Endlich war ein Loch fertig, — so groß, daß der dünnere Fuchs knapp durchschlüpfen, der dickere Wolf sich aber nur mit größter Anstrengung hindurchquetschen konnte; dem Armen knackten ordentlich die Knochen im Leibe.

Nun waren sie d'rin und sahen sich nach den Vorräthen um, um fleißig zu schmausen. Während sie hier und da schnupperten und fraßen, tanzten und sangen die Leute über ihnen. „Höre, Bruderchen,“ sagte der Fuchs, „wir könnten auch Musik machen; lass' uns heulen!“ Und damit fingen sie an, ganz schrecklich zu heulen.

Zuerst überhörten dies die Leute; allmälig aber wurden sie darauf aufmerksam, und nun eilten Alle hinab in den Keller. Jeder hatte einen Gegenstand ergriffen, um mit demselben schlagen zu können. Das war nun eine tolle Jagd! Der Fuchs entwischte zwar schnell durch das Loch in der Mauer; mein Wolf aber quälte sich unter Schmerzen und während die Leute auf ihn losschlugen, um in's Freie zu gelangen. Zerschunden und mit zerbrochenen Knochen, lahm und halbohnmächtig kam er endlich durch das enge Loch. Er schleppte sich ins Gebüsch, wo der Fuchs lag und so that, als ob er nicht weiter könnte.

„Bruder,“ sagte der Wolf, „mir ist's zu schlecht ergangen; ich glaube, alle meine Knochen sind entzwei.“

„Ach,“ stöhnte der Fuchs, „sieh' mich an!“

Der Wolf sah nach ihm hin. Was war das? — der Fuchs hatte lauter weiße Krümel auf dem Kopfe. Er war nämlich im

Keller an ein Faß mit Grütze gegangen und hatte den Kopf da hineingesteckt. „Was hast Du da?“ fragte nun der Wolf.

„Ach,“ seufzte der Fuchs, „man hat mich zu sehr zerschlagen; mir kleckert schon der Marks aus dem Kopf.“

„O weh', Bruderchen!“ sagte der Wolf; „wenn dem so ist, dann will ich nicht weiter klagen, sondern versuchen, Dich nach Hause zu tragen.“

„Thu' das, Bruder!“ sagte der Fuchs. Und nun lud der Wolf den falschen Freund auf seine wunden Schultern. „Mir ist schlecht zu Muth',“ meinte er, „aber wenigstens ist mir der Kopf ganz geblieben.“

Als sie ein Ende gegangen waren, sagte der Fuchs: „Der Kranke trägt den Gesunden.“ „Was sagst Du?“ fragte der Wolf. „Bruderchen, hör' nicht danach!“ antwortete der Fuchs; „ich ras' nur so in meiner Schwachheit.“ Und ein Ende weiter wiederholte sich dieses Gespräch, so daß dem Wolf schon ganz angst wurde. Er schleppte aber tapfer die schwere Last bis an die Stelle, wo der Fuchs wohnte.

Dort sprang der Fuchs vergnügt zur Erde und rief: „Der Kranke trug den Gesunden!“ legte sich hin und fraß den Rest der Fische.

45.

Die Besenbinder.

Da lebt so'n Besenbinder, und der ist ganz vergnügt bei seiner Arbeit und bindet immerzu Besen. Nun wird er mal wieder in den Wald gehen, um Strauch zu holen, und sieht dort so'n kleines Vogelchen und wird es greifen, um es mit nach Hause zu nehmen. Hier setzt er es in ein Bauer und giebt ihm zu fressen und zu trinken.

Und eines Tages kommt der König vorbeigefahren, sieht das Vogelbauer am Fenster und läßt halten, um sich nach dem niedlichen Thierchen zu erkundigen.

Der Besenbinder reicht ihm auch das Vogelchen; und als der König es besieht, bemerkt er, daß unter dem einen Flügel

Etwas geschrieben steht. Ja, da steht ganz deutlich geschrieben: „Wer das Herz von diesem Vogel aufißt, der wird König von England! und wer die Leber aufißt, der wird an jedem Morgen drei Dukaten unter seinem Kopfkissen finden!“

Gott's Wetter! denkt der König, das könnte mir gefallen! — Und dann sagt er so ganz scheinheilig zum Besenbinder: „Ihr werdet Euch wol nicht so viel aus diesem kleinen Vogel machen! Ihr könnt ihn mir schenken!“

„O nein!“ sagt der Besenbinder. „Warum sollt' ich das niedliche Thierchen nicht selber behalten?“

„Hört,“ sagt nun wieder der König, „ich hab' mir nun mal in den Kopf gesetzt, den Vogel zu bekommen; er gefällt mir so gut, daß ich ihn am liebsten gleich aufessen möchte. Aber wenn's Euch so schwer wird, sich von ihm zu trennen, will ich Euch einen Vorschlag machen. Ihr habt zwei Söhne und eine Tochter; — ich will mich denn schon nicht lange besinnen und Eure Tochter heirathen! Aber das bitte ich mir aus: an meinem Hochzeitstage muß man mir den Vogel braten!“

„Na,“ sagt der Besenbinder, „wenn der König durchaus auf seinem Stück bestehen will, — — meinethalben!“

Und so wird denn nun eine großartige Hochzeit ausgerichtet und so viel zu essen und zu trinken besorgt, daß Jeder an der Hälfte genug hat und mehr wie satt werden kann.

Ehe noch die Trau' zu Ende ist, machen sich aber die beiden Jungens vom Besenbinder über das Essen in der Küche her und schmecken von diesem und von jenem. Und unter all' den vielen Braten ist denn auch jenes Vogelchen; und auch an dem pliesern sie 'rum. Und der eine Jung' sagt zum andern: „Du, das merkt keine Menschenseel', wenn wir Jeder von diesem Vogel ein Nipschen aufessen!“ und damit nimmt er auch schon das Herz und giebt dem Bruder die Leber; und so essen sie Beides auf.

Nun kommt das Brautpaar aus der Kirche, und der König verlangt: man solle ihm nun gleich den gebratenen Vogel vorsetzen! Wie man ihm aber den Vogel bringt, und der König weder das Herz, noch die Leber findet, wird er ganz ergrimmt und schreit in voller Wuth: wer das Beides aufgegessen hat, kann auch das Uebrige essen! Und er für sein Theil danke für die Braut! — Und dann läßt er anspannen und jagt davon.

Die beiden Jungens beschließen nun: sie werden in die Welt wandern! und wandern auch gleich d'rauf los und kommen am ersten Abend zu einem Krüger, bei dem sie die Nacht bleiben wollen.

Als sie am Morgen aufsteh'n, und die Krügerfrau die Betten zurechtmacht, sieht sie unter dem einen Kopfkissen drei Dukaten. Der Krüger besinnt sich nicht lange und sagt zu den Jungens, die Nichts von den Dukaten wissen: „Wißt Ihr was, Jungens? — bleibt bei mir! Ich will Euch kein Ueberlaß' thun, und Ihr sollt es hier haben, als wenn Ihr zu Hause wäret."

Das gefällt den Beiden, und sie bleiben bei dem Krüger. Und die Krügersleute gehen jeden Morgen stillschweigend an das Bett des Jüngeren und nehmen die drei Dukaten unter'm Kopfkissen vor.

So vergeht Jahr auf Jahr; und die Besenbinderjungens sollen nun irgendwo in die Lehr' gegeben werden. Aber das wollen sie nicht. Sie sind so faul und möchten es gern gut haben, ohne sich viel zu rühren. Und während die andern Leute sich noch den Kopf darüber zerbrechen, was geschehen soll, träumt dem ält'sten Jungen: er soll' nach England wandern! dort wird er bestimmt König werden. — Das sagt er am Morgen dem Krüger; und da der Jüngere nun auch nicht länger bleiben will, entschließt sich der Krüger, Alles zu erzählen und sagt: „Für mein Theil leg' ich Euch Nichts in den Weg; Ihr könnt wandern! denn ich sehe, Ihr seid nicht zu halten." Und er erzählt von den Dukaten, giebt dem ältesten Jungen Reisegeld und sagt zum Jüngeren: „Du wirst mehr Geld haben, als Du verbrauchen kannst!"

So wandern denn nun meine Besenbinderjungen in die Welt.

Es dauert nicht lange, so kommen sie an einen Kreuzweg. „Höre," sagt der Aeltere, „ich denke: dieser Weg hier führt nach England; und ich will ihn gehen. Wähl' Du den andern!" Und so trennen sie sich, und Jeder geht seinen Weg.

Mit der Zeit kommt der Aeltere nach England, wo er g'rad' in einen großen Skandal geräth, denn der alte König ist gestorben, und Niemand weiß jetzt so recht eigentlich, wer König werden soll. Es dauert aber nicht lange, so weist es sich aus, daß der junge Fremde zum König gewählt werden müßte. Und richtig: sie wählen ihn auch. Und nun wird mein Besenbinderjung' König von England und lebt herrlich und in Freuden.

Der andere Bruder wandert indeß auch seine Straße. Nach einer Weile kommt er wieder an einen Kreuzweg. Da stehen zwei alte Weiber und zanken sich sehr: sie haben einen Mantel gefunden, und keine gönnt ihn der Andern. „Gebt mir mal den Mantel!“ sagt der junge Mensch; und als sie ihm den Mantel geben, hängt er ihn sich um und fragt sie dies und jenes; aber er sieht bald ein, daß die alten Weiber nicht mehr wissen, wo er eigentlich steht, und daß dies ein Mantel ist, der unsichtbar macht.

Wie der Besenbinderjung' das erkennt, stappt' er rasch zu und d'rauf los und verschwindet.

Nach einer Weile kommt er wieder an einen Kreuzweg, und auch hier zanken sich zwei alte Weiber gottserbärmlich: sie haben ein Paar Stiefel gefunden, und Keine gönnt' sie der Andern. „Gebt mir mal die Stiefel!“ sagt der junge Mensch; und als sie ihm die Stiefel geben, zieht er sie sich an und macht einen Schritt vorwärts; — — ja, du mein Gott! da ist er schon sieben Meilen weit gestappst und erkennt, daß dies Siebenmeilenstiefel sind.

Wieder nach einer Weile kommt er in einen Garten; und da es ihn so sehr hungert, reißt er einen Kohlstrunk aus und begnagt ihn. Da wird er auf der Stell' ein Esel. Nun kann man sich denken, wie er erschrickt! Er läuft als Esel im Garten 'rum und gnabbert hier und gnabbert da und zuletzt wieder an einem Kohlstrunk. Da wird er auf der Stell' ein Mensch. „Na, das muß wahr sein!“ ruft er laut; „solch' Kohl ist nicht zu verachten. Ich werd' mir von der, auch von jener Sorte mitnehmen! Das kann mir noch mal zu Paß kommen.“ Und damit steckt' er sich von beiden Kohlsorten ein Theil ein.

Nun dauert's nicht lange, so kommt er an einen Königshof. Da lebt eine schöne Prinzessin, um die schon manch' Einer geworben hat. Nun wird denn auch mein Besenbinderjung' um sie werben; und wenn's auch nicht von Anfang glückt, — zuletzt kriegt er sie doch. Und jetzt soll gleich die Hochzeit gefeiert werden.

Du mußt Dir doch den Spaß machen, denkt der Besenbinderjung', von der ersten Kohlsorte Etwas kochen zu lassen! — und giebt den Auftrag: unter den Hochzeitsgerichten dürfe nicht dieser Kohl fehlen! er hätte denselben von weit mitgebracht; der Kohl sei etwas ganz Besonderes, und er allein wolle ihn aufessen.

Wie nun die Gesellschaft bei Tisch sitzt und die Diener die

Speisen auftragen, bereden sich der Koch, die Köchin und das Stubenmädchen: sie werden von jenem Kohl schmecken! Und sie schmecken denn auch. Aber auf der Stell' werden alle Drei Esel.

Mit der Zeit merkt der Besenbinderjung', daß kein neues Essen mehr in den Saal gebracht wird und giebt dem Kammermädchen der Prinzessin den Auftrag, nach unten zu gehen und zu fragen, ob denn nun nicht bald der Kohl kommen wird und was denn eigentlich unten los sei!

Das Kammermädchen geht sofort in die Küche, aber sie er- erschrickt sehr, — denn da laufen drei Esel 'rum und schreien gottserbärmlich. Sie rennt rasch in den Saal zurück und meldet es dem jungen Herrn; und der ordnet an, daß die Esel in den Stall gebracht werden und etwas Stroh als Futter bekommen sollen! Aber nun verlangt er, daß endlich der feine Kohl gebracht werde!

Was das doch blos für Kohl sein mag?! denkt das Kammermädchen, — nimmt rasch einen tüchtigen Haps und schluckt ihn hinunter. Da wird sie ebenfalls ein Esel und läuft in der Küche 'rum und schreit. Und die Diener, die überall nach dem Koch, der Köchin und dem Stubenmädchen suchen, beachten sie garnicht.

Währenddeß geht den Herrschaften da oben die Geduld aus. „Lass' mich nach unten in die Küche gehen!“ sagt die Prinzessin zu ihrem Gemahl; „ich will doch sehen, wo alle Leute geblieben sind, und will Dir auch den feinen Kohl mitbringen.“ Bei sich selbst aber denkt sie: das ist eine gute Gelegenheit, zu erproben, was das für 'n Kohl ist.

Wie sie nun in der Küche den Esel sieht, läuft sie auf den Hof, und befiehlt: man soll das Thier hinbringen, wo es hingehört! Und dann läuft sie wieder in die Küche und ißt sich beinah' satt an dem feinen Kohl — und wird auch ein Esel.

Nun vergeht Viertelstund' auf Viertelstund', und weder die Prinzessin, noch sonst Jemand kommt in den Saal; und alle Gäste werden schon unruhig.

Da geht endlich die ganze Gesellschaft in die Küche und findet dort den Esel; und das ist nun schon der fünfte.

„Bringt ihn in den Stall und gebt ihm ein Handchen voll Stroh!“ befiehlt der Besenbinderjung' und lacht dabei still für sich. Und Keiner weiß, wo die Prinzessin und die Andern geblieben sind.

Nach einiger Zeit wird denn nun der König von England

an seinen Bruder schreiben: ob der denn gar Nichts mehr von ihm wissen wolle? und ob er nicht Lust hätte, mal nach England zu kommen?

So entschließt sich nun der Besenbinderjung', die Reise anzutreten, läßt die vier ersten Esel vor einen Wagen spannen und packt auf den Wagen die schönsten Kleider und Schmucksachen, die seiner Gemahlin gehören, und fährt darauf los. Aber mein fünfter Esel — und das war die Prinzessin — muß immer hinterher laufen.

Allmählich kommen sie nach England. Als da der König seinen Bruder begrüßt, fragt er: „Aber sag' doch mal, bist Du denn noch nicht verheirathet?“ — „Ja wol!“ sagt der; „sieh' her! — dies niedliche Eselchen ist meine Gemahlin.“ — „Gott steh' mir bei!“ ruft der König. „Bruder, Du kannst das doch nicht im Ernst sagen!“

Mein Besenbinderjung lacht wieder still vor sich hin, geht zu den fünf Eseln und giebt Jedem Etwas von der zweiten Kohlsorte; — — sofort verwandeln sich die Esel, und die Prinzessin, das Kammermädchen, das Stubenmädchen, der Koch und die Köchin stehen in ihrer leibhaftigen Gestalt da.

Nun kann man sich denken, wie erstaunt Alle waren!

Die Freude aber war über alle Maßen groß, und der Besenbinderjung' blieb mit seiner Gemahlin und der Dienerschaft lange Zeit zu Gast in England. Danach reist' er wieder nach Hause. — — Ich glaub', er hat unterwegs wieder die Esel-Verwandlungen gemacht, aber genau weiß ich es nicht.

46.

Der verzauberte Bär.

Da jagt' mal ein König im Walde und jagt' den ganzen Tag und hatte schon sehr vieles Wild erlegt, und die Jagd sollte eben zu Ende sein, als noch ein großer, brauner Bär zum Vorschein kam. Es war nun aber so in der Ordnung, daß der König selber den Bären schießen sollt'; und darum stellt sich der König ihm auch in den Weg und gab ihm eine tüchtige Ladung.

Aber die ganze Ladung ging dem Bären nur in einen Fuß und verwundete den; und nun kam mein Bär auf den König los und sagte: „Du hast mir den Fuß verwundet; nun sollst Du auch dafür sorgen, daß er mir geheilt wird! Ich wünsche, daß die jüngste von Deinen drei Töchtern mir übergeben wird, damit sie mich pflege!“

„Herr Gott“, sagte der König, „ich hab gar nicht gewußt, daß Du reden kannst. Du bist ganz anders, wie and're Bären, und ich werde wol Deinen Wunsch erfüllen müssen. Aber meine arme Tochter wird unglücklich sein, und ich bin sehr betrübt darüber.“

„Das ist mir ganz egal!“ sagte der Bär. „Du hast es verschuldet, und Du kannst es auch ausessen!“ und damit humpelt' er ab, um nach dem Schlosse zu kommen und sich das schöne Mädchen zu holen.

Dem König wurd' doch ganz Angst zu Muthe, und er setzt' sich rasch auf das Pferd und ritt, was er konnte, um dem Bären zuvorzukommen, und traf auch vor dem im Schlosse ein.

Da war nun ein großes Gewimmer und Geschrei, und die jüngste Prinzessin weint' sich fast die Augen aus dem Kopf.

Aber was half's? Mein Bär kam an und holt' das Mädchen ab. „Setz' Dich nur auf meinen Rücken!“ sagt' er; „ich werd' Dich zu Deiner künftigen Wohnung tragen.“

Das arme Mädchen mußt' sich nun richtig auf seinen Rücken setzen und forttragen lassen. Und es war schon finsterer Abend geworden; und sie kamen in so einen weiten, weiten Wald, und da war es so finster wie im Sack.

„Ach Gott, ach Gott!“ dacht' das Mädchen; „was soll doch aus mir werden? Ich kann nicht Hand vor Augen seh'n.“

Mit Eins stand der Bär still und sagte: „Steig' ab und geh' in dies Haus!“ Und sie stieg ab und fühlt' so herum und fand da eine Thür, durch die sie in ein Hauschen treten konnte; und dort war es nicht mehr so finster.

Mein Bär aber verschwand.

„Mein Gott“, dacht' das Mädchen, „wenn ich doch blos ein Stuhlchen hätt', wo ich mich ausruh'n könnt'! und wenn ich doch blos was zu essen hätte!“ — Und da stand auch schon ein Stuhlchen, und vor dem stand ein Tischchen, und das war nett

gedeckt und ganz mit Essen besetzt. Da aß sich die Prinzessin tüchtig satt.

„Mein Gott," dacht' sie dann, „wenn ich doch blos ein Bettchen hätt', wo ich schlafen könnt'!" — Und wie sie sich umsah, da stand auch schon ein Bettchen, und das war so zart und weich, und sie legt' sich gleich hinein und schlief ein.

Am Morgen, als die Sonnchen durch die Fenster schien, stand das Mädchen auf und sah sich überall um. Und dann macht' sie ein Fenster auf und sah ringsum den schönsten Wald und unter dem Fenster einen Garten, als wenn es das Paradies selber wäre; und dicht vor ihr stand ein großer blühender Rosenstrauch, und in dem sangen die Vögel so schön.

„Ich möcht' mir gern ein Roschen brechen!" dacht das Mädchen, und da pflückt' sie sich auch schon eins ab.

Plötzlich stand der Bär vor ihr und fragt': „Warum hast Du mich gerufen? was ist Dein Begehr?"

„Ich hab' Dich ja garnicht gerufen!" sagt' das Mädchen.

„Ja wol," antwortete der Bär; „denn sobald Du eine von diesen Rosen pflückest, erscheine ich. Sonst muß ich immer den ganzen Tag in der Welt 'rumlaufen und bin weit weg von hier."

Nun ließ er sich den kranken Fuß verbinden und humpelt' dann wieder ab. Aber am Abend erschien er und war ein schöner Prinz und herzte und liebte die Prinzessin, so daß die ihre Thränen trocknen konnte und sich nicht mehr nach der Heimath zurücksehnte.

Und das ging so das ganze Jahr hindurch, und die Prinzessin war schon ganz versöhnt mit ihrem Geschick. Und wie das Jahr um war, bekam sie einen kleinen Sohn. Aber als das Kind ein Paar Stunden alt war, verschwand es, als wenn's Einer gestohlen hätt'.

Und über's Jahr wurde wieder ein Sohnchen geboren, und auch das verschwand.

Und ebenso das dritte Jahr. Und alle drei Kinder waren weg und blieben weg.

Aber das war so: irgend Einer hatte die Kinderchen in schwarze Fohlchen verwandelt und in den Stall gebracht, wo sie noch immer standen und fraßen und ganz wie andere Pferde waren.

„Höre," sagte eines Tages der Bär zu der Prinzessin, „ich

wünsche, daß Du die drei schwarzen Fohlchen so lange wäschest, bis sie ganz weiß sind!"

Na, das war nun eine schwere Arbeit, aber die Prinzessin liebte den Bär und ging denn auch mit den Fohlchen an's Wasser und fing an zu scheuern und scheuert' immerzu; — aber meine Fohlchen waren schwarz und blieben schwarz und wurden noch immer schwärzer.

Da weinte die Prinzessin und setzt' sich ganz betrübt hin. Mit Eins stand so'n altes Mannchen vor ihr und sagte: „Ich werd' Dir einen guten Rath geben. Pflück' Dir ein Gertchen von diesem Haselnußbusch und schlag', was Du kannst, auf die Fohlchen los! Und mit demselben Gertchen schlag auf den Bären los, wenn er heut' Abend nach Haus' kommt!"

Die Prinzessin verwunderte sich sehr, aber sie dachte doch: „Wer weiß, wozu es gut ist!" — schnitt sich ein Gertchen von dem Haselnußbusch ab und schlug, was sie konnt', auf die drei Fohlchen. Und sieh' da! mit Eins standen die drei kleinen Prinzchen vor ihr, und sie hatte nun ihre Kinderchen wieder.

Nun war sie selig und konnt' kaum den Abend erwarten. Wie nun aber endlich der Bär kam und sich auf den Teppich legt', nahm sie das Gertchen und riß ihm so eins über, daß es weithin knallt' und schallt', und daß er gleich in die Höh' fuhr.

Ach Gott, wie rasch verwandelte sich nun Alles, Alles rund herum! Der Bär stand als der schöne Prinz da, und alle Bäume wurden zu Soldaten, und das Hauschen war ein schönes Schloß, und der Berg, der in der Nähe war, eine große Stadt.

Das war nun eine Freud' und Seligkeit! Und Alle machten sich auf den Weg zu dem alten König, dem Vater der Prinzessin. Und dort war erst recht großer Jubel, und eine Hochzeit wurde ausgerichtet, wie sie noch kein Mensch geseh'n und gehört hatte. Und Alle lebten fortan sehr glücklich.

47.

Der Schweinejunge mit der Violine.

Es war einmal ein armer Junge, der immer die Schweine hüten mußte. Wie der nun auch mal so auf dem Felde stand,

kam ein kleines, altes Mannchen vorbei, sprach mit ihm und schenkte ihm ein kleines, ganz kleines Violinchen. Zuletzt gab das alte Mannchen ihm noch allerlei gute Rathschläge, wie er sich verhalten sollte.

Der Schweinejunge fing sogleich an, zu spielen — immerzu, immerzu. Alle Schweine kamen angelaufen und fingen an zu tanzen und tanzten und tanzten, bis sie nicht mehr konnten. Und Alles, was in der Nähe war, tanzte mit.

Da kam auch eine Prinzessin vorbei. Als die das Spiel hörte, mußte sie sofort lostanzen und ohne Aufhören, so daß ihr schon ganz schlimm zu Muthe wurd'. Sie rief dem Schweinejungen zu: er solle sich doch erbarmen und aufhören, denn sie könne nicht mehr! Aber mein Schweinejunge hörte nicht auf mit Spielen, sondern dachte daran, was das alte Mannchen ihm gesagt hatte, und fragte die Prinzessin: was sie auf ihrem Schuh habe. Die Prinzessin hatte nämlich einen goldenen Buchstaben auf ihrem Schuh; und es war einmal festgesetzt, daß derjenige, der diesen goldenen Buchstaben zu sehen bekam, die Prinzessin zur Frau bekäme. In ihrer Angst zeigte sie dem Schweinejungen den Schuh. Aber der Schweinejunge sagte: „Ich dank' schön dafür, Dich zu heirathen.“ Er wollte sie blos demüthigen. „Ich gehe lieber in die Welt!“ sagte er, ließ die stolze Prinzessin stehen und wandert' richtig ab.

Es dauerte nicht lange, so kam er an ein Dorf. Dort fing er sofort an zu spielen, und alle Leute kamen herbei und mußten tanzen. Alle alten Weiber kamen mit ihren Spinnwocken aus den Häusern gelaufen und tanzten — mit dem Wocken in der Hand — längs der Straße. Und der Schweinejunge spielte immer mehr, und immer schneller ging der Tanz. Alle riefen: er solle sich doch erbarmen und aufhören, denn sie könnten nicht mehr! Aber mein Schweinejunge hörte nicht eher auf, als bis die alten Weiber kein Glied mehr rühren konnten.

Danach ging er weiter und zog lange Zeit im Lande umher. Eines Tages traf er einen Handelsjuden, der ein großes Pack auf dem Rücken und viel, viel Geld hatte. Gleich fing der Schweinejunge an zu spielen, und mein Handelsjude fing an zu tanzen und tanzte und tanzte, bis er nicht mehr konnte. Der Handelsjude bat den Schweinejungen: er solle sich doch erbarmen und aufhören!

Aber nein; der Schweinejunge spielte immer zu, bis der Handelsjude auf den Rücken fiel und den Geist aufgab.

Nun nahm der Schweinejunge all' das Geld und wurde ein reicher Mann, so reich, daß er sich eine Prinzessin nach seinem Sinn wählen konnte; und die hat er denn auch geheirathet.

48.

Die schöne Jozilge.

Der König von England hatte eine sehr schöne Tochter, die Jozilge (Ottilie) hieß. Aber Niemand sollte sie zu sehen bekommen; da konnte hinkommen und bitten, wer da wollte, — der König und die Königin zeigten keinem Menschen ihre Tochter. Und die schöne Jozilge rührte sich auch kaum aus dem Schlosse; nur wenn sie in die Kirche ging, kam sie zum Vorschein, aber ganz heimlich. Der Glöckner ließ sie stillschweigend und wenn kein anderer Mensch in der Kirche war, da eintreten, wenn sie mit ihrer Andacht ankam, und sorgte auch dafür, daß sie heimlich nach dem Schlosse zurückgelangte.

Nun bekamen die Prinzen von Frankreich Lust, die schöne Jozilge zu sehen, und schifften sich nach England ein. Kurz vor der Ankunft dort beraubten sie ein anderes Schiff, das ganz mit Gold und anderen Schätzen beladen war, und wurden auf diese Weise sehr reiche Menschen.

Als sie sich in der Residenz meldeten, wurden sie vom König und der Königin zu Mittag eingeladen und aßen mit denen; aber die schöne Jozilge aß allein und war nirgend zu sehen. Und wie sehr die Prinzen auch darauf lauerten, sie kam nicht zum Vorschein. Nun hatten sie aber von dem Glöckner gehört, der die Prinzessin immer in die Kirche führte. Sie beredeten ihn so lange, bis er sie in der Kirche versteckte. Und als die schöne Jozilge vorbeiging, verliebte sich der älteste Prinz sofort in sie.

Doch jetzt mußten die Prinzen abreisen. Als sie das Schiff besteigen wollten, kamen der König und die Königin an's Ufer, um sich von ihnen zu verabschieden. Da überreichten die Prinzen ihnen fast alle gestohlenen Schätze.

„Herr Gott,“ sagte die Königin, „das ist sehr viel und Alles sehr schön! Wenn die Prinzen uns noch mehr solche Schätze geben wollten, möchten wir ihnen unsere Tochter zeigen. Vielleicht läßt sich der Vater bestimmen!“ Und sie ging gleich auf den König zu und stellte ihm die Sache so lange vor, bis der König „ja“ sagte und die schöne Jozilge geholt wurde.

Doch der älteste Prinz hatte sich schon ausgedacht, was er jetzt thun werde. Während er mit der einen Hand das Geschenk überreichte, packte er mit der andern die schöne Jozilge und brachte sie sofort auf's Schiff. Und fort ging's.

Man kann sich nun denken, wie dem König und der Königin zu Muth' war! Sie waren ganz außer sich; und der König ließ drei Schwarzkünstler kommen und fragte diese um Rath.

Der Eine sagte: „Ich werde mich in eine Kreuzspinne verwandeln und mich — wenn das große Fest in Frankreich gefeiert wird — in den Becher des Prinzen werfen, damit er mich beim Vivat verschluckt und daran aufplatzt.“

Der Zweite sagte: „Sollte das nicht gelingen, so werde ich ihn verderben. Ich werde mich in das schönste Pferd verwandeln und mich auf den Markt stellen, wo er mich kaufen kann. Und sitzt er erst im Sattel, so werf' ich ihn 'runter und brech' ihm das Genick.“

Der Dritte sagte auch Etwas; aber das wird nachher erzählt werden.

Danach verwandelten sich die Schwarzkünstler in Raben und flogen nach Frankreich.

„Bruder,“ sagte dort der jüngere Prinz zum ältesten, „lass' mich heut' Abend auf die Wache zieh'n!“

„Meinetwegen!“ sagte der. Und der Andere zog auf die Wache.

Als er da stand, kamen die drei Raben, setzten sich hin und sprachen miteinander.

„Wenn der Prinz hier angekommen ist,“ sagte der eine Rabe, „so wird bald ein großes Fest gefeiert werden; dann verwand'le ich mich in eine Kreuzspinne und falle in seinen Becher, so daß er mich beim Vivat unterschlucken und danach aufplatzen muß. Wer dies mitanhört, muß bis an die Knie' zu Stein werden!“

Der zweite Rabe sagte: „Wenn das Nichts hilft, verwand'le ich mich in das schönste Pferd und stelle mich auf den Markt, so

daß er mich kaufen muß. Sitzt er aber im Sattel, so werf' ich ihn 'runter und brech' ihm das Genick. Wer dies mitanhört, muß bis an die Brust zu Stein werden!"

Der dritte Rabe sagte: „Wenn das Nichts hilft, so werde ich ihn verderben. Ich verwand'le mich in einen Drachen und fliege — sobald die Hochzeitsfeier zu Ende ist — durch das Fenster und beiß' dem Prinzen den Kopf ab. Wer dies mitanhört, muß ganz und gar zu Stein werden!"

Darauf flogen die Raben fort.

Der Prinz ging nach Hause, sagte aber Niemand ein Wort von dem, was er gehört hatte. Er nahm sich jedoch vor, den Bruder zu schützen, und that dies auch.

Als das große Fest gefeiert wurde, ließ sich der älteste Prinz den Becher voll füllen, um Vivat zu trinken; und in diesem Augenblick warf sich die Kreuzspinne von oben 'runter in den Becher. Sofort schlug der jüngere Prinz dem Bruder den Becher aus der Hand, so daß er an die Seite flog.

Das nahm der And're sehr übel und sagte: der Bruder hätte sich recht schlecht betragen. Er verzieh ihm aber.

Nun sollte großer Markt sein, und der älteste Prinz wollte selber hingehen, um sich ein Pferd auszusuchen. „Bruder", sagte der Jüngere, „warum willst Du Dich unter all' die Leute mengen? Da ist so viel Vieh, daß Du kaum durchkommst. Lass' es doch sein!" „Nein, ich will hingeh'n!" sagte der älteste Prinz und ging auch richtig hin. Der Andere aber folgte ihm und ließ kein Auge von ihm.

Wie sie so 'rumwanderten, kamen sie vor ein sehr schönes Pferd, nämlich das verzauberte; und der älteste Prinz beschloß sofort, es zu kaufen. Da half kein Abreden; er kaufte es und wollte es auch sofort reiten. Sowie er aber beinahe oben saß, zog der jüngere Prinz ihn seitwärts; — und das immerzu, bis Jenem die Geduld riß. „Du beträgst Dich sehr schlecht!" sagte er und ging ärgerlich weg, denn dies hatte er doch sehr übel genommen.

Jetzt dauerte es nicht mehr lange, bis die Hochzeit gefeiert wurde; und nun kam der letzte Schwarzkünstler an die Reihe. Der jüngere Prinz stellte sich am Fenster auf und wartete auf den Drachen. Und als der ankam, bekämpfte er ihn so, daß der die

Flucht ergriff. Das Geschrei war aber ein so großes gewesen, daß der andere Prinz und alle Leute es gehört hatten; und jetzt hieß es: der jüngere Prinz hätte seinem Bruder nach dem Leben getrachtet und müsse deshalb hingerichtet werden. Man sperrte ihn sofort ein, und berieth sich über die Strafe.

Als es nun so weit war, daß der Angeklagte hingerichtet werden sollte, erzählte er die ganze Wahrheit; aber als er zu Ende erzählt hatte, wurde er auf der Stelle in Stein verwandelt.

Jetzt war ein großes Gejammer; doch Keiner konnte helfen.

Nach Jahr und Tag bekamen der Prinz und seine Frau einen Sohn. Und gerade jetzt war der Prinz so sehr betrübt über seinen Bruder; er konnte ihn nicht aus seinen Gedanken bringen und forschte überall nach, ob er ihn nicht erlösen könnte. Da erfuhr er, daß dies nur möglich sei, wenn er sein eigenes Kind schlachte und mit dem Blut desselben die Steinfigur besprenge.

Zuerst wollte er nicht; als er dann aber doch die Hand nach dem Kind ausstreckte, fühlte er, wie Jemand ihn festpackte. Er drehte sich um und sah seinen Bruder lebendig vor sich stehen. Ja, da war die Freude groß, denn nun war sein Bruder erlöst und auch sein Kind war am Leben geblieben.

49.

Der treue Diener.

Da war mal ein König, und der hatte einen einzigen Sohn; und als der König sterben sollte, sprach er zu seinem treuen Diener: „Karl, Du hast mir immer treu gedient. Versprich' mir, daß Du auch meinem Sohn treu dienen willst!“ „Das versprech' ich!“ sagte der Karl. „Schwör' mir zu, daß Du ihn überall' in allen Stuben umherführen willst, nur nicht in die eine verschlossene Stube!“ „Das schwör' ich Ihnen zu!“ sagte der Karl. Und nun starb der alte König.

Der Prinz konnte jetzt thun, wozu er Lust hatte; und der Karl zeigte ihm Alles. Da war auch noch ein Keller, in dem drei Säcke voll Gold standen. Die Beiden gingen überall 'rum, in alle

Stuben; und der Prinz besah Alles, was da war. „Aber“, sagte der Karl, „in diese verschlossene Stube dürfen wir nicht hineingehen; das hat der verstorbene König streng verboten.“ „Aber ich will doch hineingeh'n!“ sagte der Prinz. Und wie sehr auch der Karl abreden mochte, — mein Prinz gab kein Gehör und ließ sich die Thür aufschließen. Doch kaum war er in der Stube, so fiel er der Länge nach hin, denn dort saß eine Prinzessin, die so schön war, daß ihm gleich die Sinne vergingen.

Ach mein Gott, was nun anfangen? — Alle Doktoren aus dem ganzen Königreich kamen zusammen und dokterten an dem Prinzen rum, bis sie ihn endlich wach bekamen.

„Werde ich die schöne Prinzessin auch im wirklichen Leben zu sehen bekommen?“ fragte der Prinz den treuen Diener, denn er dachte: er hätte blos geträumt.

„O ja!“ sagte der Karl, „warum nicht? Es ist aber nicht so leicht, Herr Prinz. Ihr müßt Euch das schon Etwas kosten lassen! Ihr müßt mit einem Schiff ankommen, das ganz mit goldenen Sachen vollgeladen ist! Dazu müßt Ihr aber viele Sachen — Töpfchen und Schüsselchen und Tische und Stühle und sonst noch Allerlei — vergolden lassen! Ihr habt ja Gold im Keller. Laßt geschickte Mannsleute aus Eurem Königreich herkommen und die Sachen vergolden! Und nachher besetzt mit dieser Mannschaft das Schiff! Und wenn Ihr hier angefahren kommt, so füllt eine Schürze mit feinen, goldenen Sachen und bietet sie der Prinzessin an! Und wenn sie ihr gefallen, so sagt: sie möcht gefälligst auf's Schiff kommen! Und dann habt Ihr sie.“

Es geschah Alles, wie der treue Diener gerathen hatte. Und richtig! die Prinzessin kam auf das Schiff und mußte sich nun mit dem Prinzen verloben. Aber wenn der dachte: jetzt würd' sie seine Frau! — dann irrt' er sich.

Wie das Schiff so dalag und man schon über die Hochzeit berieth, flogen drei Raben über dem Schiffe hin und her. Und der Karl hörte Alles, was die drei Raben sprachen. Zuerst sagte Einer: „Der Prinz denkt: er hat die Prinzessin nun gewonnen! Aber er hat sie noch lange nicht.“ „Wie so?“ fragten die beiden andern Raben. „Laßt nur das Schiff an's Land kommen“, sagte der erste Rabe, „dann wird ein rothes Pferd aus dem Wasser steigen und mit der Prinzessin davonfliegen wollen. Das Pferd müßte todt

gemacht werden." „Und wenn das Pferd todt gemacht ist", sagte der zweite Rabe, „und der Prinz denkt: er hat die Prinzessin nun gewonnen! — so soll er sie noch lange nicht gewonnen haben." „Wie so?" fragten die beiden andern Raben. „Laßt ihn in seinen Palast gehen", sagte der zweite Rabe, „so findet er in seiner Stube eine große, weiße Terrine auf dem Tisch steh'n. Die Terrine ist sehr zerbrechlich, aber auch sehr gefährlich. Er muß sie mit Glaceehandschuhen anfassen und in den Ofen werfen. Sonst kriegt er die Prinzessin nicht." „Ach", sagte der dritte Rabe „wenn die Terrine über Seit' (fortgeschafft) ist und der Prinz denkt: er hat die Prinzessin nun gewonnen! — so hat er sie noch lange nicht gewonnen," „Wie so?" fragten die beiden ersten Raben. „Lass' der Prinz auf der Hochzeit aufpassen, sobald die Prinzessin tanzt! Wenn derjenige, der sie fortholen kann, ankommt, wird sie bleich werden. Dann muß der Prinz sofort die Prinzessin in die and're Stube führen und sie an der rechten Schulter verwunden, bis drei Tropfen Blut herauskommen!"

Alles das hörte der Karl mit an und merkte sich's ganz genau. Er stach das rothe Pferd sofort todt; er faßte die große, weiße Terrine mit Glaceehandschuhen an und warf sie in den Ofen; und dann führte er nachher die Prinzessin in die and're Stube und verwundete sie so an der rechten Schulter, daß drei Blutstropfen vorquollen.

Soweit war Alles gut. Blos der Prinz, der doch nicht wissen konnte, was es bedeuten sollte, war schrecklich erboßt über die Unverschämtheit, die Prinzessin so mitten aus der Gesellschaft hinauszuführen. Und sein Zorn schwoll so an, daß er sofort anordnete: der Karl solle gehängt werden!

Gesagt, gethan! Es wurde gleich ein Galgen aufgerichtet, und mein Karl wurde hinaufgeführt, um gehängt zu werden.

„Das hab' ich nun für alle meine Müh'!" sagte der treue Diener und stellte sich unter dem Galgen zurecht. Dicht vor ihm standen der Prinz und seine Gemahlin. „Ja, ja", sagte der Karl, „ich hab' so Etwas nicht verdient!" Und dann erzählte er Alles, wie es gewesen war.

„Ach, mein guter Karl", rief der Prinz, „das haben wir ja nicht gewußt. Komm' nur herunter! Du sollst leben bleiben!"

„O nein“, sagte der Karl; „jetzt dank' ich schön dafür. Wenn ich's mir einmal vorgestellt habe, daß ich gehängt werden soll, so soll es auch gescheh'n.“

Da knie'ten die jungen Königsleute vor ihm nieder und baten ihn vor Gott und nach Gott: er solle doch herunterkommen! Aber der Karl blieb bei seinem Vorsatz. Wie sie noch so baten und der Karl es ihnen verwehrte, fiel er plötzlich von der Galgentreppe hinunter und lag als ein Stein da — doch ganz deutlich mit seinem Gesicht und seinen Gliedern zu erkennen.

Nun kann man sich den Schrecken denken! Der junge König — der Prinz war ja längst König — ließ den Stein auf einen Wagen laden und in's Schloß bringen; und dann wurde der steinerne Karl in die königliche Schlafstube gebracht und dort aufgestellt. Und Morgens, Mittags und Abends beteten der König und seine Gemahlin vor ihm und gaben ihm die schönsten Wörter: er möchte doch blos sagen, ob er durch irgend Etwas wieder lebendig werden könnte! Sie dachten nämlich, daß er reden könne, wenn er nur wolle. Doch mein Karl war stumm und blieb stumm.

So vergingen mehrere Jahre, und die Königsleute hatten schon ein Tochterchen von drei Jahren, ein sehr nettes Marjellchen, das überall vergnügt umherlief.

Nun fuhr denn eines schönen Tages die Königin zur Kirche. Und unterdeß bat ihr Mann wieder den steinernen Karl, daß der doch endlich sagen möchte, wie er lebendig zu machen wäre.

„Na“, sagte der Karl, „wenn Ihr es denn durchaus wissen wollt, so will ich's Euch sagen. Ich kann nur lebendig werden, wenn Ihr Eurem Marjellchen die Gurgel durchschneidet und mich mit ihrem frischen, warmen Blute ganz und gar einreibt. Ja, dann bin ich solch' ein Karl, wie ich früher war.“

„Herr Jeses!“ rief der König; aber er besann sich nicht lange und sagte: „Schon gut! Du hast's um mich verdient.“ Und damit ging er und holte das Kind und schlachtete es ab. Und mit dem frischen, warmen Blut rieb er den steinernen Karl ganz und gar ein. Der wurde sofort lebendig und sagte nun dem Könige: sie müßten das todte Kind hübsch ausputzen, ehe die Königin nach Hause käme!

So putzten sie denn das todte Kindchen aus und legten es auf einen kleinen, niedrigen Tisch; und in jede Hand drückten sie ihm ein goldenes Äpfelchen.

Die Königin kam gerade zur Mittagszeit aus der Kirche; und ehe sie noch in ihr Haus treten konnte, kam ihr der Karl entgegen. Sie sprang gleich aus der Kutsche und rief: „Ach Gott, welche Freude!“ Dann ging sie mit dem Karl in's Schloß und sah darauf, daß das Essen reichlich und gut aufgetragen wurde. Und dann saßen die Drei' vergnügt bei Tische.

„Ja, Königin“, sagte der Karl, „Ihr freut Euch so! — aber meine Erlösung konnte nur gescheh'n, indem Euch ein schweres Leid auferlegt wurde.“

„Lieber Karl“, sagte die Königin, „wir haben so viele Jahre schweres Leid dadurch gehabt, daß Ihr durch unsere Schuld zu Stein wurdet; ich will mich nun schon in jedes andere Leid fügen.“

„Ja“, sagte der Karl, „liebe Frau Königin, dies ist aber doch schwerer, als Ihr denkt. Wir haben Euer Tochterchen schlachten müssen.“

Die Königin erschrak; aber sie sagte: „Mußte es sein, so war's nicht zu ändern. Und ich denke, ich werde noch viele Kinder bekommen.“

Wie sie so gefaßt und ergeben das sagte, ruschelte es an der Thür, und jenes nette Marjellchen stand da — wieder lebendig und strahlend vor Gesundheit und ganz behängt mit Gold von oben bis unten.

Aber nun war Freude über Freude, so daß Keiner wußte, wie er's am meisten zeigen sollte. Ja, nun waren Alle über die Maßen selig.

50.

Hahnchen und Hennchen. I.

Ein Hahnchen und ein Hennchen gingen zusammen spazieren. Das Hahnchen fand eine Bohne, und das Hennchen fand eine Erbse. Das Hennchen fraß seine Erbse auf, aber das Hahnchen

pflanzt die Bohne unter die Ofenbank, wo ein bischen Erde war. Und die Bohne wuchs ganz nett in die Höhe.

Als die Bohne bis an die Ofenbank reichte, rief das Hahnchen: „Ofenbank, weg da! daß meine Bohn' Platz hat!“ Und die Ofenbank macht' denn auch wirklich Platz, so daß die Bohne weiter wachsen konnte.

Nach einiger Zeit rief das Hahnchen: „Balken, weg da! daß meine Bohn' Platz hat!“ Und der Balken mußte zur Seite weichen, so daß die Bohne weiter wachsen konnte.

Und wieder nach einer Weile rief das Hahnchen: „Dach, weg da! daß meine Bohn' Platz hat!“ Und es wurde auch sofort ein Loch im Dach, so daß die Bohne weiter wachsen konnte.

So wuchs sie denn immer weiter und weiter bis an den Himmel; und das Hahnchen wollte gerade rufen: es solle da Platz gemacht werden! — als Petrus den Himmel öffnete und der Bohne die Spitze abbrach. „Das ist mir ein großer Schaden!“ sagte das Hahnchen; „Und der Petrus soll mir's schon entschädigen!“ Und damit wandert' es sogleich in den Himmel.

Als der Petrus das Hahnchen angehört hatte, besann er sich und gab ihm zum Trost einen Sack voll Roggen und einen Sack voll Erbsen, so daß das Hahnchen wol zufrieden sein konnte. Es ging mit den Säcken nach Hause zu seiner Frau und rief: „Da hast du für mich, für dich und für unsere Kinder!“ — Und Alle fraßen, was sie konnten.

Als der Roggen und die Erbsen zu Ende waren, wandert' das Hahnchen wieder in den Himmel und klagte dem Petrus, daß der Schaden noch lange nicht gut gemacht sei. Da gab ihm der Petrus einen Sack voll Weizen und einen Sack voll Gerste, so daß das Hahnchen wol zufrieden sein konnte. Es ging wieder mit den Säcken nach Hause zu seiner Frau und rief: „Für mich, für dich und für unsere Kinder!“ — Und Alle fraßen, was sie konnten.

„Das ist mir noch nicht genug!“ sprach das Hahnchen; „der Schaden, den mir der Petrus gemacht hat, ist weit größer, als das, was er mir gegeben.“ Und damit ging es abermals in den Himmel und stellt' dem Petrus Alles vor. Der wurde nun aber boßig, besann sich jedoch wieder und gab dem Hahnchen einen Sack voll Hafer und noch sonst Etwas. Als das Hahnchen nach Hause kam und Alles in die Stube warf, rief es wieder: „Frau

das ist für mich, für dich und für unsere Kinder!" und fraß mit diesen um die Wette, bis Nichts mehr da war.

Und dann wanderte mein Hahnchen wieder zum Himmel und wollte dem Petrus noch einmal Alles vorklagen. Der aber rief: „Ich hab' blos d'rauf gewartet, daß du noch einmal herkämst! Wart' nur, das Wasser ist schon bereit!"

Richtig, da stand schon der Kessel mit kochendem Wasser, und ehe das Hahnchen wußte, wie ihm geschah, war es in das Wasser hineingeworfen und starb d'rin gar jämmerlich. Danach machte der Petrus den Himmel auf und warf das todte Hahnchen hinaus, so daß es auf die Erde fiel und g'rad' vor die Thür von seinem eigenen Hause zu liegen kam.

Erst wartete das Henncheu mit Schmerzen, daß sein lieber Mann zurückkommen sollte; und da er nicht kam, öffnete die arme Frau die Thür, um hinauszusehen; — und so fand sie ihr Hahnchen todt liegen. Nun jammerte sie sehr und trug es auf einen breiten Zaunpfahl.

Das Hahnchen blieb aber nicht lange da liegen; die große böse Schawei (Weih) kam herbeigeflogen und schleppte es mit sich fort in ihr Haus, wo sie mit andern Vögeln wohnte.

Als das Hennchen bemerkte, daß sein lieber Mann gestohlen war, sagte es: „Ich werde in die Welt fahren und mein Hahnchen suchen, um es zu begraben!" und schaffte sich ein papier'nes Wag'chen und vier Mäuse — als Pferde — an.

So fuhr das Hennchen in die Welt. Nach einer Weile begegnete ihm eine Stecknadel; und die bat: „Schipphennchen, nimm mich mit!" — „Meinetwegen!" sagte das Hennchen.

„Setz' dich hinten auf meinem Wagen,
„Sieh', ob meine Rädchen tragen,
„Hör', ob meine Mäuschen piepen,
„Fahr' nur immerzu!"

Und die Stecknadel setzte sich hinten auf den Wagen.

Wie das Fuhrwerk wieder eine Weile gefahren war, kam ein Entchen, und das bat auch: „Schipphennchen, nimm mich mit!" — „Meinetwegen!" sagte das Hennchen.

„Setz' Dich hinten auf meinen Wagen,
„Sieh', ob meine Rädchen tragen,
„Hör', ob meine Mäuschen piepen,
„Fahr' nur immerzu!"

Und so setzte sich denn das Entchen neben die Stecknadel; — und fort ging's.

Es dauerte nicht lange, so trafen sie ein Ei, und das bat ebenfalls: „Schipphenndchen, nimm mich mit!" — „Meinetwegen!" sagte das Henndchen.

„Setz' Dich hinten auf meinen Wagen,
„Sieh', ob meine Rädchen tragen,
„Hör', ob meine Mäuschen piepen,
„Fahr' nur immerzu!"

So kam denn auch das Ei mit; und Alle fuhren weiter.

Nach einer Weile trafen sie einen Mühlstein; der bat: „Schipphenndchen, nimm mich mit!" — „Meinetwegen!" sagte das Henndchen.

„Setz' Dich hinten auf meinen Wagen,
„Sieh', ob meine Rädchen tragen,
„Hör', ob meine Mäuschen piepen,
„Fahr' nur immer zu!"

Und so kam auch der Mühlstein mit; und Alle fuhren weiter, bis sie an das Haus kamen, wo die große Schawei wohnte. Die war aber gerade ausgeflogen.

Nun ging die Stecknadel in die Stube und steckte sich da in's Handtuch; das Entchen setzte sich in die Teine mit Wasser, welche in der Ecke stand; das Ei verscharrte sich in der Asche auf dem Heerde; der Mühlstein legte sich oben auf die Lucht (Dachboden); und das Henndchen nahm einen Knüppel und legte sich damit in das Bett von der Schawei.

Es dauerte nun auch nicht mehr lange, da kam das alte, böse Thier nach Hause. Alle verhielten sich ganz still. Die Schawei war zwar hungrig, aber sie meinte: es sei schon zu spät zum Abendbrod; so wollte sie lieber schlafen. Wie sie sich im Bett' zurechtlegte, — da flog ihr auch schon das Henndchen mit dem Knüppel um den Kopf und gab ihr solchen Schlag, daß sie gleich wieder aus dem Bett' herauskam. „Na" sagte sie verwundert, „wenn ich meine Ruh' nicht finden soll, will ich doch noch Feuer

anmachen und Abendbrod kochen!“ Und damit ging sie an den Heerd.

Wie sie aber in der Asche herumwühlte, platzte das Ei ihr so in die Augen, daß ihr das Gesicht über und über klebrig wurde. „Tausend noch Eins!“ rief sie erschreckt und lief an die Teine mit Wasser, um sich abzuwaschen. Ja, da plätschert' mein Entchen so wild herum, daß das Wasser in die Höh' sprang und der Schawei über den Kopf kam.

Die lief nun voll Angst an das Handtuch, um sich die Augen klar zu machen; — aber die Stecknadel riß ihr sofort das Gesicht entzwei.

Jetzt war die Schawei ganz außer sich und wollte ins Freie laufen; aber als sie an der offenen Lucht vorbeikam, kullerte ihr der Mühlstein auf den Kopf und schlug sie todt.

Wer war nun seliger, als mein Hennchen? — denn es fing sofort an, im Hause herumzusuchen, und suchte und suchte, bis es endlich in einer Kammer sein liebes Hahnchen fand. Und ob es Einer glauben will, oder nicht, — das Hahnchen war ganz lebendig; denn die böse Schawei hatte es wieder zum Leben erweckt und dann eingesperrt, um es eines schönen Tages verzehren zu können. Das war ihr nun nicht geglückt.

Das Hennchen aber ging mit seinem Hahnchen seelenvergnügt nach Hause. Sie lebten fortan in lauter Glück und leben vielleicht noch heute.

51.

Hahnchen und Hennchen II.

Es waren mal ein Hahnchen und ein Hennchen, und wie die so auf der Straße spazieren gingen, fand das Hennchen ein Gerstenkorn und das Hahnchen einen Brief. Mein Hennchen fraß eins, zwei, drei das Gerstenkorn auf, aber mein Hahnchen verwahrte sich seinen Brief.

„Höre, Hennchen,“ sagte das Hahnchen, „in meinem Briefe steht: ich soll' nach Rom kommen und dort Papst werden!“

„Dann gehe ich mit!“ sagte das Hennchen, „und werde Frau Papstin!“

Und so wanderten sie hinaus in die Welt, um nach Rom zu kommen.

Als sie ein Endchen gegangen waren, trafen sie einen Heigster (Elster); der fragte, wohin sie wanderten.

„Ich habe einen Brief gefunden,“ sagte das Hahnchen; „und in dem steht: ich soll' nach Rom kommen und dort Papst werden!“

„Und ich gehe mit!“ sagte das Hennchen, „und werde Frau Pabstin!“

„Ich gehe auch mit!“ sagte der Heigster, „und werde dort Heigster, feister Kellermeister!“ — und so ging er auch wirklich mit.

Nach einer Weile trafen sie einen Sperling; der fragte, wohin sie wanderten.

„Ich habe einen Brief gefunden,“ sagte das Hahnchen; „und in dem steht: ich soll' nach Rom kommen und dort Pabst werden!“

„Und ich gehe mit!“ sagte das Hennchen, „und werde Frau Papstin!“

„Und ich gehe auch mit!“ sagte der Heigster, „und werde dort Heigster, feister Kellermeister!“

„Ich gehe auch mit!“ sagte der Sperling, „und werde dort Schäffer aller Ding'!“ — und so ging er auch wirklich mit.

Wieder nach einer Weile trafen sie einen Fuchs; der fragte, wohin sie wanderten.

„Ich habe einen Brief gefunden,“ sagte das Hahnchen; „und in dem steht: ich soll' nach Rom kommen und dort Papst werden!“

„Und ich gehe mit!“ sagte das Hennchen, „und werde Frau Papstin!“

„Und ich gehe auch mit!“ sagte der Heigster, „und werde dort Heigster, feister Kellermeister!“

„Und ich gehe ebenfalls mit!“ sagte der Sperling, „und werde dort Schäffer aller Ding'!“

„Kinder,“ sagte der Fuchs, „Ihr wollt nach Rom? Und Ihr kennt doch nicht den Weg dahin! Ich freilich kenne ihn und könnte ihn Euch zeigen; — aber für heute ist es schon zu spät; es dunkelt ja bereits. Ich schlage Euch vor: kommt mit mir in meine Wohnung und ruht Euch die Nacht über aus! Und morgen zeige ich Euch den Weg, und Ihr könnt mit frischen Kräften weiter wandern.“

Das erschien den Vieren als ein ganz guter Vorschlag, und sie folgten dem Fuchs in seine Wohnung.

Als sie dort angekommen waren, schloß der Fuchs alle Zugänge und Fenster, so daß Alle im Finstern saßen. „Und nun, Hahnchen," sagte er, „sing' mir ein Lied!" Aber das Hahnchen antwortete: „Mein Gott, Fuchschen, wie sollte ich wol dazu kommen, ein Lied zu singen! — Aber vielleicht lern' ich's, wenn Du mir eins vorsingst."

„Ja, ich will Dir ein Lied singen!" sagte der Fuchs und fing an: „Als ich einst eine Magd war und bei einer bösen Frau diente, hast Du mich sehr geärgert. Die Frau verlangte viel Arbeit, und ich ging immer so spät in's Bett; und doch sollte ich schon wieder aufsteh'n, sobald der Hahn krähte. Und Du krähtest immer so früh' und brachtest mich um meine Ruhe. Dafür beiße ich Dir jetzt den Kopf ab!"

Gesagt, gethan! Der Fuchs biß dem Hahnchen den Kopf ab und kehrte sich darauf zum Hennchen und sagte: „Nun sing' Du mir ein Lied!"

„Ach Gott, ach Gott!" sagte das Hennchen, — und es war schon ganz verängstigt und zitterte ordentlich — „liebes Fuchschen, wie sollt' ich verstehen, ein Lied zu singen?! Wahrhaftig, ich kann kein's!"

„Na, dann höre zu," sagte der Fuchs, „ich werde Dir eins vorsingen!" Und damit fing er an: „Als ich einst eine Magd war und bei einer bösen Frau diente, hast Du mich sehr geärgert. Die Frau verlangte viele Eier, und ich brachte ihr doch schon gewissenhaft jedes Ei aus dem Stall! Aber Du schriest immer: „Schock! Schock! Schock! Schock!" Das brachte die Frau so auf, daß sie noch immer mehr Eier — ein ganzes Schock — haben wollte. Dafür beiße ich Dir jetzt den Kopf ab!"

Gesagt, gethan! Der Fuchs biß dem Hennchen den Kopf ab und kehrte sich darauf zum Heigster und sagte: „Nun, Heigster, sing' Du!"

„Ich soll singen?" rief der Heigster. „Mein Gott, Fuchschen, das habe ich ja nie gekonnt."

„Dann will ich Dir Etwas vorsingen!" sagte der Fuchs und fing an: „Als ich einst eine Magd war und bei einer bösen Frau diente, hast Du mich sehr geärgert. Die Frau verlangte so viele Dienste und schickte mich so oft in die Stadt bei gutem und bei

schlechtem Wetter; und ich kam manchmal ganz bekleetert nach Hause. Und Du schriest mir das noch auf der Straße nach. Dafür beiße ich Dir jetzt den Kopf ab!“

Gesagt, gethan! Der Fuchs biß dem Heigster den Kopf ab und kehrte sich darauf zum Sperling und sagte: „Na, Sperling, nun sing' Du mir ein Lied!“

„Herzlich gern, liebes Fuchschen!“ sagte der Sperling; „aber ich kann nur singen, wenn es hell ist; im Finstern hier vergeht mir alle Lust. Mach' doch ein Ritzchen in einem Fenster auf!“

Das that der Fuchs auch; er kratzte so viel Sand weg, daß ein ganz nettes, kleines Loch entstand. Als er aber damit fertig war, flog mein Sperling hindurch und setzte sich draußen auf einen hohen Baum. Und von dort aus sang er:

„Sperling ist ein kleines Thier,
„Hat ein kurzes Schwänzchen,
„Sitzt vor Fuchsens Kammerthür,
„Macht ein Reverenzchen.“

Was half es dem Fuchs, daß er sich schwer darüber ärgerte?! — Da er aber noch die drei Geköpften neben sich hatte, tröstete er sich zuletzt und fraß die auf.

52.

Hahnchen und Hennchen III.

Ein rothes Hahnchen und ein sehr nettes Hennchen gingen kratzen. Das Hennchen fand ein Gerstenkorn und schluckt' es unter; und das Hahnchen fand einen Schilling und verschluckt' sich d'ran, denn der Schilling blieb ihm im Halse stecken. Mein Gott, wenn doch ein Tropfchen Wasser da wäre! Aber das Hennchen mußte ein gutes End' laufen, bis es an den Brunnen kam. „Brunnchen, mir Wasser! Ich Hahnchen Wasser! Hahnchen roth, schier todt!“ rief es.

„Besorg' mir erst Laub von der Linde!“ sagte der Brunnen.

Da lief das Hennchen zur Linde. „Linde, mir Laub! Ich Brunnchen Laub! Brunnchen mir Wasser! Ich Hahnchen Wasser! Hahnchen roth, schier todt!“

Besorg mir erst den Ring von der Braut!" sagte die Linde.

Da lief das Hennchen zur Braut. „Braut, mir Ring! Ich Linde Ring! Linde mir Laub! Ich Brunnchen Laub! Brunnchen mir Wasser! Ich Hahnchen Wasser! Hahnchen roth, schier todt!"

„Besorg' mir erst den Schuh vom Schuster!" sagte die Braut.

Da lief das Hennchen zum Schuster. „Schuster, mir Schuh! Ich Braut Schuh! Braut mir Ring! Ich Linde Ring! Linde mir Laub! Ich Brunnchen Laub! Brunnchen mir Wasser! Ich Hahnchen Wasser! Hahnchen roth, schier todt!"

„Besorg' mir erst die Borsten von der Sau!" sagte der Schuster.

Da lief das Hennchen zur Sau: „Sauchen, mir Borsten! Ich Schuster Borsten! Schuster mir Schuh! Ich Braut Schuh! Braut mir Ring! Ich Linde Ring! Linde mir Laub! Ich Brunnchen Laub! Brunnchen mir Wasser! Ich Hahnchen Wasser! Hahnchen roth, schier todt!"

„Besorg' mir erst Träber vom Brauer!" sagte die Sau.

Da lief das Hennchen zum Brauer. „Brauer, mir Träber! Ich Sauchen Träber! Sauchen mir Borsten! Ich Schuster Borsten! Schuster mir Schuh! Ich Braut Schuh! Braut mir Ring! Ich Linde Ring! Linde mir Laub! Ich Brunnchen Laub! Brunnchen mir Wasser! Ich Hahnchen Wasser! Hahnchen roth, schier todt!

„Gut," sagte der Brauer, „hier hast Du Träber!" Da lief das Hennchen schnell mit dem Träber zur Sau; und die gab ihm Borsten. Dann lief es mit den Borsten zum Schuster; und der gab ihm den Schuh Dann lief es mit dem Schuh zur Braut; und die gab ihm den Ring. Dann lief es mit dem Ring zur Linde; und die gab ihm Laub. Dann lief es mit dem Laub zum Brunnen; und der erlaubte: daß es ein Tropfchen Wasser in seinen Schnabel nehmen könne.

Aber nun lief mein Hennchen, was es konnte, zum Hahnchen und goß ihm schnell das Tropfchen Wasser in den Hals. Da rührte sich der Schilling, und mein Hahnchen sprang vergnügt auf den Zaun und krähte: „Kickeriki! ich bin wieder hier!"

53.

Die abgünstige Schwester.

Es waren einmal drei Schwestern; die gingen eines Tages spazieren und kamen dabei an dem Hause des Königs vorbei.

„Ach,“ sagte die Aelteste, „der König mag manchen schönen Bissen verzehren; ich möchte mir solch' Essen auch schon gefallen lassen. Wenn ich doch wenigstens den Koch vom Schlosse heirathen könnte, — dann schmeckt' auch ich ab und zu etwas Gutes.“

„Ja,“ sagte die Zweite, „das läßt sich denken, daß der König gut essen und trinken wird. Aber der Koch ist nur bei der Zurichtung beschäftigt und muß Alles abliefern. Nein, ich wünschte, ich könnte den Diener des Königs heirathen; der trägt das Essen ab und zu; und da bleibt doch gewiß manch' Happchen übrig, und das möchte mir schön schmecken.“

„Ach was, Kinder!“ rief die jüngste Schwester, „was hilft mir der Koch oder der Diener? Der König bekommt Alles auf den Tisch und kann sich das Beste aussuchen. Wenn schon, denn schon! mir für mein Theil wär's lieb, wenn ich den König heirathen könnte; da kriegt' ich Essen und Trinken, so gut und so viel, als ich nur haben wollt'.“

Und damit gingen die Drei' ab.

Aber hinter ihnen war ein Mann gegangen: der hatte Alles gehört; und der lief nun rasch zum Könige und meldete, daß die drei Schwestern sich so über das Schloß beredet hätten; — es möchte am Ende Etwas zu bedeuten haben!

Der König ließ sofort die drei Schwestern rufen und vor sich führen. In aller Strenge fragte er die Aelteste, was sie mit ihren Reden habe sagen wollen.

„König Majestät,“ sagte das Mädchen, „ich habe nichts Anders sagen wollen, als daß ich gern den Koch von König Majestät heirathen möchte, um was Gutes schmecken zu können.“

„So!“ sagte der König: „ist dem wirklich so, und hast Du Dir unter deinen Redensarten nichts Anders gedacht, so sollst Du gleich den Koch heirathen können!“

Und dann fragte er die zweite Schwester, was sie sich unter ihren Worten gedacht habe.

„König Majestät," sagte die zweite Schwester, „ich kann es hoch und heilig versichern, daß ich mir nur gedacht habe, ich möchte den Diener von König Majestät heirathen, um auch mal gut zu essen."

„Kann ich Dir glauben?" fragte der König. „Wenn Du mich nicht belügst, und wenn es wahr ist, daß Du Dir unter Deinen Redensarten nichts Anders gedacht hast, so sollst Du sofort den Diener heirathen!"

Und dann fragte er die dritte Schwester, was sie doch gemeint habe, als sie jene Worte gesagt habe.

„König Majestät," sagte die Jüngste, „ich muß die Wahrheit bekennen! ich hab' mir nichts Anders gedacht, als daß ich König-Majestät heirathen möchte, um Alles essen und trinken zu können, worauf ich Appetit hätte."

„Ist dem wirklich so, und hast Du Dir unter Deinen Redensarten nichts Anders gedacht, so will ich Dich mein'twegen heirathen!" sagte der König.

Und so geschah es auch, und alle drei Schwestern hatten an einem Tage Hochzeit.

Die Aelteste aber wurde bald abgünstig über das Glück der Jüngsten; sie konnte es nicht mitansehen, welche Macht und Pracht Jene hatte, und wie sie sich Alles nach Gutdünken zubereiten lassen konnte. Das wurd' auch bald Allen bekannt; und da die abgünstige Schwester nicht Ruh' und Frieden hielt, bekam der Koch seinen Abschied und zog als Krüger in so'n Krugchen an der Landstraße.

Nun war ein Jahr vergangen, und der König sollte in den Krieg ziehen. Beim Abschied sagte seine Gemahlin zu ihm: sie werde ihm in der Zeit zwölf Prinzen schenken. Der König erschrak; als aber die Königin ihm sagte: das hätte das Schicksal ihr einmal so bestimmt, und sie könne es nicht ändern, tröstete er sich und zog ab.

Und nun dauert' 's auch nicht mehr lange, so bekam die Königin zwölf Söhne auf einmal. Und sie bat ihre Schwiegermutter, die alte Königin, sie möchte doch einen Brief an den König schreiben, worin sie ihm Meldung machte, und einen sicheren Boten hinsenden. Die alte Königin that, wie die Schwiegertochter wollte, und schrieb einen langen, ausführlichen Brief. Und ein sicherer Bote wurde ausgewählt, zum Könige zu gehen.

Als der Bote einen Tag gewandert war, kam er am späten Abend an jenes Krugchen, wo die abgünstige Schwester wohnte. Er sagte ihr, welchen Auftrag er hatte; und sie bot ihm an, im Hauſ' zu übernachten. Er nahm das auch an und schlief sich recht aus.

Die abgünstige Schwester aber schlich sich in der Nacht an die Kleider des Boten und holte den Brief hervor und las ihn. Und dann schrieb sie einen andern, worin sie sagte: die Königin habe zwölf Hundchen bekommen, und steckt' ihn statt des richtigen Briefes (den sie verbrannte) in die Kleidertasche des Boten.

Und der Bote ging am andern Morgen auch ruhig weiter.

Als nun der König den Brief las, jammerte er sehr und war recht betrübt; aber seine arme Frau that ihm doch leid, und er setzte sich hin und schrieb: sie solle ihr Elend mit Geduld tragen! wenn das Schicksal es nun einmal nicht anders hätte haben wollen, so wolle er ihr helfen, nicht zu verzagen. Und diesen Brief gab er dem Boten, damit er ihn der Königin überbrächte.

Auch auf dem Rückwege übernachtete der Bote bei den Krügersleuten; und auch diesmal nahm die abgünstige Schwester den Brief heimlich aus der Tasche und vertauscht' ihn mit einem andern, in welchem geschrieben stand: der König sei über die zwölf Kinder, die auf einmal zur Welt gekommen wären, doch zu unglücklich; er glaube, das bedeute nichts Gutes; und er wünsche, daß die Königin sammt den zwölf Kindern sofort getödtet werden sollte; und zum Zeichen, daß das geschehen sei, solle man ihr die rechte Hand abschlagen und dieselbe verwahren, bis er nach Hause käme.

Als der Bote mit diesem Brief in's Schloß kam, war ein großes Jammern und Weinen; und Keiner hatte Muth, die hübsche, junge Königin todt zu machen; und die zwölf Prinzchen waren auch so nett, daß man's nicht über's Herz bringen konnte, sie umzubringen. So verschob man die Tödtung von Tag zu Tag, bis es endlich hieß: der König kommt zurück! Da hielten Alle Rath mit einander und kamen überein: der Königin sollte statt der rechten die linke Hand abgeschlagen werden, und dann sollte die Königin mit ihren Kinderchen in den allergrößten und allertiefsten Wald geführt werden, wo sie sich selber weiter helfen könnte; aber tödten mochte sie Keiner.

So ging denn die arme junge Königin mit einem blutigen Arm davon und schleppte ihre zwölf Kinderchen hinter sich her. Und die Thränen liefen ihr nur so über's Gesicht.

Als sie nun so ganz allein in dem großen Walde war, kam sie an einen tiefen See; dort blieb sie steh'n und sah lange in's Wasser. „Mein Gott," sagte sie zu sich selbst, „ist es nicht besser, ich versäuf' meine Kinderchen hier drin? Alle zwölf kann ich doch nicht groß kriegen; an einem hätte ich Sorge und Arbeit genug. Ja, ich muß ölf in's Wasser werfen!"

Und so schwer es ihr auch ankam, und so bittere Thränen sie auch vergoß, sie warf ölf Kinder in's Wasser, eins nach dem andern; und eins nach dem andern ertrank. Und dann ging sie weiter.

Wie sie so'n kleines Endchen weit gekommen war, stand da so'n Hauschen vor ihr, — ganz leer und sehr in Ordnu·g. Da waren dreizehn Stuben und dreizehn Betten; und Alles war auf dreizehn Personen eingerichtet. „Mein Gott, mein Gott!" sagte die Königin, „hätt' ich das doch früher geseh'n! Am End' hätt' ich dann meine lieben Kinderchen leben gelassen. Hier ist es ja, als wenn Einer für uns Alle gesorgt hätte." Aber es war nun nicht mehr zu ändern; und so lebte sie denn mit dem einen übrig gebliebenen Prinzchen still und allein in dem kleinen Hause.

Draußen im Walde waren allerlei Beeren und Wurzeln, und davon ernährte die Königin sich und ihren Sohn. Und so lebten sie drei Jahre.

Da ging das Kind mal spazieren und kam an jenen tiefen See. Am Ufer lagen viele kleine Stöckchen. Und als der Knabe mit einem Stockchen genug gespielt hatte, warf er es in's Wasser.

Sofort rauschte es im See; — und ein nettes Jungchen, gerad' so alt und so groß wie der kleine Prinz, kam aus dem Wasser und an's Ufer.

Und der kleine Prinz gerieth darüber in große Freude und warf noch mehr Stöckchen in's Wasser.

Und allemal rauscht' es im See, und es kamen solche netten, kleinen Jungen, wie er selber, aus dem Wasser heraus; im Ganzen kamen ölf zum Vorschein.

Und die zwölf Kinder hatten sich so gern und spielten vergnügt mit

einander. Und als der kleine Prinz nach Hause gehen wollte, sprangen die andern Jungchen in den See zurück.

Nun ging das Kind jeden Tag dorthin und zauberte sich seine Kameradchen aus dem Wasser; und Alle liebten sich; — es waren ja auch Brüder!

Eines Tages aber ging die Mutter mit dem kleinen Prinzen zusammen jenen Weg; und als er das erste Stockchen in's Wasser warf, fragte sie ihn, warum er das thäte. Und er erzählte ihr Alles.

Auch diesmal kamen alle ölf Knaben zum Vorschein und an's Ufer; und die Königin erkannte ihre eigenen Kinder. Sie sah mit Thränen zu, wie alle zwölf so hübsch mit einander spielten; und als der kleine Prinz nach Hause gehen wollte, sagte sie: „Ihr Andern, kommt nur mit! Ihr seid ja auch meine Kinder! Und es ist im Hause Platz für Alle." Und damit gingen Alle davon und wohnten fortan zusammen in dem Häuschen.

So verging wieder Jahr auf Jahr. Da geschah es, daß der König eine große Jagd halten ließ und selber mitjagte. Und wie er so jagte, kam er in jenen tiefen Wald und an jenes kleine Häuschen und fand da seine liebe Frau und seine zwölf Söhne. Und die abgeschlagene Hand war das sicherste Erkennungszeichen. Da weinten sie mit einander und liebten sich; und der König nahm seine Gemahlin, sammt den zwölf Söhnen, sofort auf sein Schloß mit.

Nun kam Alles an's Tageslicht, und die abgünstige Schwester wurde, sammt ihrem Mann, der um Alles gewußt hatte, getödtet.

Der König und seine Familie lebten nun sehr glücklich mit einander; aber das Glück soll leider nicht lang' gedauert haben, denn weder die Königin, noch ihre Söhne haben das feine Essen und Trinken vertragen können; sie sollen bald Eins nach dem Andern gestorben sein.

54.

Der dumme Bauer.

Es war mal ein sehr dummer Bauer; der sagte zu seiner Frau: er wolle mit einer Kuh in die Stadt gehen und dieselbe

verkaufen. „Meinetwegen!“ sagte die Frau. Der Bauer ging also hin und verkaufte die Kuh für sieben Thaler.

Auf dem Rückwege mußte er an einem Teiche vorbei, wo viele Frösche waren; die riefen immer: „ak, ak.“ Der Bauer verstand, sie riefen: „acht“ und meinten damit, er hätte acht Thaler für die Kuh bekommen. Er blieb stehen und sagte ärgerlich: „Das ist nicht wahr! Ich habe nur sieben Thaler bekommen.“ Aber die Frösche schrieen immer dasselbe. Da warf der Bauer zornig das Geld in den Teich und rief: „Wenn Ihr's mir nicht glauben wollt, so zählt selber nach!“ Doch die Frösche schrieen immerzu: „ak, ak.“

So sehr der Bauer sich auch darüber erboßen mußte, es half ihm Nichts; er ging also nach Hause. Dort aber getraute er sich kaum, seiner Frau von dem eben Erlebten zu erzählen. Als er es aber doch endlich fertig gebracht hatte, sagte er: „Sei still, ich werde eine andere Kuh auf die Mast setzen und dann das Fleisch und das Leder verkaufen! Das giebt am Ende mehr Geld als alle zwei Kühe werth waren.“

Die Frau sah ihn erst verwundert an, ergab sich aber in das, was nicht mehr zu ändern war. Und so wurde denn eine Kuh auf die Mast gesetzt.

Als die Kuh fett genug aussah, wurde sie geschlachtet, und mein Bauer fuhr mit dem Fleisch in die Stadt. Am Thor kamen ihm einige Hunde entgegen, Allen voran der große Hund des Fleischers. Alle bellten: „was, was.“ Der Bauer rief: „Ich habe eine Kuh geschlachtet, und dies ist das Fleisch von ihr.“ Aber die Hunde bellten ohne Aufhören: „was, was.“ „Ach was!“ schrie der Bauer, „wenn Ihr's mir nicht glauben wollt, will ich Euch das Fleisch vorwerfen! Ihr könnt damit machen, was Ihr wollt; aber das sage ich Dir, Du großer Fleischerhund, Du hast mir für den Schaden aufzukommen! Von Dir fordere ich dreihundert Thaler; und Du wirst sie mir nach drei Tagen bringen!“ Damit warf er das Fleisch auf die Straße und fuhr nach Hause.

Der Bauer wartete drei Tage, aber mein Fleischerhund meldete sich nicht. Da riß Jenem die Geduld, und er ging zur Stadt, dem Fleischer Vorwürfe zu machen. Der aber wurde bohnenstrohgrob zu ihm und warf ihn aus dem Hause.

Nun konnte der Bauer sich nicht anders helfen: er ging zum Könige und erzählte ihm Alles haarklein, wie es zugegangen war.

In der andern Stube saß die Prinzessin, die noch Keiner zum Lachen gebracht hatte. Wie sie so hörte, was der Bauer sprach, mußte sie loslachen und lachte und lachte, was sie konnte. Darüber gerieth der König in große Freude und sagte: „Höre, Bauer, ich hab's einmal gesagt, und ich will's auch halten! Wer meine Tochter zum Lachen bringt, der soll sie zur Frau bekommen!“

„O, nein, ich dank' schön!“ sagte der Bauer; „ich will sie nicht haben. Ich habe schon eine Frau; und wenn ich nach Hause komme, ist mir's gerade, als säße in jeder Ecke eine. Nein, ich muß sehr danken!“

Der König lachte zwar, aber innerlich war er ergrimmt; und darum sagte er: „Du kannst da in die Kammer geh'n und dir von dem Geld, das da liegt, einiges in deine Taschen einsacken! aber komme nach einiger Zeit wieder und hole dir noch fünfhundert!“ Er meinte: Schläge; doch der Bauer dachte: Thaler.

Der Bauer ging also in die Kammer und sackte nach Kräften Geld ein; erst als alle Taschen damit vollgestopft waren, ging er ab. Wie er an der Schildwache vorbei kam, erzählte er ihr alle seine Erlebnisse.

Die Schildwache spitzte die Ohren und bat, der Bauer möchte ihr doch Etwas abgeben. „Du kannst Dir von den fünfhundert, die ich mir noch holen soll, zweihundert auszahlen lassen!“ sagte der Bauer und ging weiter.

Nicht weit von hier begegnete ihm ein Handelsjude, der mit einem großen Pack im Lande umherzog. Weiß Gott, wie es gekommen war, — aber der Jude wußte schon Bescheid um das viele Geld, das der Bauer nun hatte; und darum sagt' er ganz höflich, er möchte sich einiges Geld bei ihm einwechseln. Und so wechselten sie denn auch. Der Bauer konnte es aber nicht auf der Zunge behalten: er mußte dem Juden von den fünfhundert erzählen; und dann erzählte er ihm auch noch, daß er der Schildwache zweihundert davon abgelassen hätte. „Du,“ sagte er, „kannst mir geben, was Du hast, und Dir dafür die dreihundert holen!“

Der Jude hatte nicht viel Geld, aber er gab es dem Bauer, und der ging nun befriedigt nach Hause.

Nach ein Paar Tagen meldete sich die Schildwache beim Könige und verlangte im Namen des Bauern jene zweihundert. Und zur selben Zeit fand sich der Jude ein und verlangte die dreihundert.

Der König hörte erst Alles ruhig an; dann aber lachte er und ließ Jedem seine richtige Anzahl Schläge geben.

Das war für Beide sehr schmerzlich, aber der arme Jude war doch noch schlimmer d'ran und deshalb in voller Wuth. Er gab sich darum die größte Mühe, den Bauer beim Könige zu verschmarutzen (verleumden). Endlich gelang es ihm, und der König befahl: der Bauer solle sofort vor ihn kommen.

Der Jude überbrachte selber die Meldung dem Bauer und sagte: er solle auf der Stelle mitkommen! „Auf der Stelle?“ fragte der Bauer. „J, ich hab' nun so viel Geld, daß ich ein reicher Mann bin: da müßte ich auch in einem feinen Rocke hingehen; und den habe ich noch nicht. Der König kann noch warten!“

Das war dem Juden aber nicht recht; er dachte: dauert es zu lange, so geht dem Könige die Boß (der Zorn) über, und er wird guter Meinung; das darf nicht sein! Darum redete er immer eifriger dem Bauer zu, mitzukommen.

„Höre,“ sagte der Bauer, „Dein Rock ist besser, als mein alter. Willst du durchaus, daß ich jetzt zum Könige gehe, so tausche mit mir den Rock!“

Das that denn auch der Jude, und sie gingen nun zum Könige.

Dort wurde die ganze Klage noch einmal hergesagt, und der König fuhr den Bauer heftig an.

„Herr König,“ sagte der Bauer, „Ihr seid so zornig und gebt dem Juden recht, aber der lügt, wie gedruckt. Ich glaub' gar, er möchte ausgeben: ich hätte seinen und nicht meinen Rock an. Fragt ihn mal!“

Das that der König auch sofort, und der Jude sagte: „Er hat meinen Rock an.“ Aber da hatte er's weg! — alle Boß des Königs fiel auf ihn, und der Bauer bekam Recht.

Was noch weiter geschehen ist, weiß ich nicht zu sagen; aber das hört' ich noch: der Bauer war fortan ein reicher und angesehener Mann.

55.

Der Schäferknecht mit den goldenen Haaren.

Ein König hatte viele Schafe, aber welchen Schäfer er auch nehmen wollte, — immer und immer fehlten am Abend einige Schafe aus der Heerde, und Keiner konnte sagen, wo sie geblieben waren.

Das ging nun so mehrere Jahre hindurch, Tag für Tag, und die Schafheerde war schon um ein nett' Theil kleiner geworden.

Da meldete sich plötzlich ein junger Mensch beim Könige und sagte: er wolle sich als Schäferknecht bei ihm vermiethen, — ihm würden schon keine Schafe gestohlen werden.

„Was," rief der König, „Du willst meine Schafe hüten und bist noch so jung?"

„König Majestät," sagte der Schäferknecht, „ich weiß es ganz gewiß, daß mir Niemand ein Schaf stehlen wird."

Da besann sich der König und nahm ihn in den Dienst.

Als nun mein Schäferknecht das erste mal aushütete, war Alles ganz gut; als er aber am Abend seine Schafe zählte, fehlten hundert Stück. Da war er schrecklich betrübt und kratzte in seinem Jammer in der Erde herum.

Mit Eins stand da so ein kleines, schwarzes Mannchen vor ihm und fragte ihn, warum er so schrecklich betrübt wäre und in der Erde herumkratze.

„Ach, liebes Mannchen," sagte der Schäferknecht, „mir ist's schlecht gegangen; ich habe doch den ganzen Tag aufgepaßt, und Niemand ist der Heerde zu nah' gekommen, und nun fehlen mir doch hundert Schafe."

„Sei nur still!" sagte das Mannchen, „ich will Dir die hundert Schafe zurückbesorgen. Jag' nur erst nach Hause und melde treulich, was geschehen ist, und dann komme wieder! Unterwegs wirst Du einen großen, schwarzen Mann treffen, der Deine Schafe gestohlen hat und sie Dir wiederbringen wird. Den Mann schlag' todt!"

So geschah es auch. Als der Schäferknecht wieder an diese Stelle zurückging, kam ein großer, schwarzer Mann und brachte die

hundert Schafe. Und der Schäferknecht schlug den Mann todt und verscharrte ihn rasch.

Da stand auch schon das kleine, schwarze Mannchen wieder vor ihm und sagte: „Laß diese hundert Schafe vorläufig auf dem Felde bleiben und lass' Keinen in der Stadt wissen, daß Du sie schon hast! Und nun komm' mit!"

Und damit gingen die Zwei' weit, weit weg, bis sie an die Höhle kamen, in der der große, schwarze Mann gewohnt hatte. Da waren alle Schafe beisammen, die er so nach und nach gestohlen hatte. Und da waren noch drei schöne, große Ställe, in denen drei schöne Pferde standen; im ersten Stall ein Pferd wie die Sterne, im zweiten Stall ein Pferd wie der Mond und im dritten Stall ein Pferd wie die Sonnchen am Himmel. Und dann waren noch drei schöne Stuben da; die erste war ganz mit Gold gefüllt, die zweite ganz mit Demanten, und in der dritten hingen drei Schwerter: eins wie die Sterne, eins wie der Mond und eins wie die Sonne. Und zuletzt war noch ein Brunnen da, und der war ganz gefüllt mit Wasser.

„Höre," sagte das schwarze Mannchen zu dem Schäferknecht, „steck' doch mal den Kopf in's Wasser!"

„Ja wol, — damit Du mich an den Füßen packst und ertränkst! Nein, ich werd' das schön bleiben lassen."

„Red' doch nicht solch' dummes Zeug!" sagte das Mannchen, „und thu', was ich Dir gesagt habe!"

„Na, ich will Euch einen Gefallen thun," sagte der Schäferknecht, „und meine rechte Hand' reinstecken."

Als er das aber gethan hatte und nun die Hand wieder herauszog, war sie ganz golden. Da erschrak er sehr und besann sich, wie er das Gold wieder abkratzen könnte. Doch wie er noch so nachdachte, packte das Mannchen ihn an die Füße und stuckst' ihn mit dem Kopf in den Brunnen; und wie mein Schäferknecht wieder den Kopf aus dem Wasser bekam, waren auch seine Haare ganz golden.

„Ach Gott, ach Gott," sagte er, „was fang' ich doch an? So kann ich mich doch nicht vor dem König sehen lassen!"

Und er jammerte 'ne ganze Weil' lang. Dann aber besann er sich rasch und bewickelt' sich den Kopf und die rechte Hand und sagte: „Ich meld' mich krank."

Bevor er aber nach Hause zurückging, brach er noch ein Stückchen Demantstein los und sagte: „Das bring' ich der jüngsten Prinzessin!" — Jener König hatte nämlich drei Töchter, und die jüngste Prinzessin gefiel dem Schäferknecht am besten.

Nun schenkte das alte Mannchen ihm noch ein Pfeifchen zum Pfeifen, und dann ging mein Schäferknecht nach Hause, wo er denn auch richtig vorgab, daß ihm der Kopf und die rechte Hand schlimm wären, und daß er sich recht elend fühlte.

Niemand hatte jetzt aber rechte Lust und Zeit, darauf zu hören, denn es war große Aufregung in der Stadt. — Jenen Demantstein hatte der Schäferknecht richtig der jüngsten Prinzessin überreicht, und der König hatte gesagt: „Ach, Kinder, was ist das für ein dummer Junge! Der denkt doch gewiß, das ist blos so'n blankes Steinchen, — und es ist doch purer Demant!" — Aber das war nun Alles Nebensache, denn die Aufregung in der Stadt wurd' immer größer.

Nicht weit davon wohnt' nämlich ein Drache mit zwölf Köpfen, und der hatte dem König Krieg ansagen lassen; er wollte sich aber beruhigen, wenn der König ihm drei gemästete Schweine und die älteste Prinzessin schicken wollte; thäte der König das nicht, so wollte der Drache ihm das ganze Königreich aufheben.

Da half nun kein Weinen und Klagen; jene Prinzessin mußte sich in ihr Schicksal fügen und fuhr denn am andern Tage (blos mit dem Kutscher) zum Drachen hin; und die drei gemästeten Schweine lagen in demselben Wagen. In der Stadt wurden schwarze Fahnen ausgehängt, und alle Leute waren sehr betrübt.

Der Schäferknecht aber jagte ganz wie gewöhnlich mit seiner Heerde aus und pfiff auf seinem Pfeifchen ein vergnügtes Stück. „Wie kannst Du so freudig sein," fragte ihn der König, „wenn doch die ganze Stadt voll Trauer ist?" „König Majestät," sagte der Schäferknecht, „ich pfeife meine eig'ne Freude und nicht die Trauer von der ganzen Stadt." Und damit ging er in's Feld.

Da stand plötzlich das kleine, schwarze Mannchen vor ihm und sagte: „Geschwind, geschwind! Hole Dir das Pferd, das wie die Sterne aussieht, und nimm das Schwert, das auch wie die Sternchen aussieht, und wickel' Dir den Kopf und die Hand ab und reit' dorthin, wo der Drache liegt! Du sollst der Erlöser der Prinzessin sein! Aber es bleibt unser Geheimniß!"

Der Schäferknecht that nun, wie ihm das schwarze Männchen gesagt hatte und holte sich jenes Pferd und jenes Schwert und ließ seine goldenen Haare im Winde flattern, daß es eine Lust war, ihn anzusehen.

So kam er zu der Stelle, wo der Drache lag, und gerade jetzt kam auch der Kutscher mit der Prinzessin und den Schweinen angefahren.

Da besann sich der Schäferknecht nicht lange, sondern schlug dem Drachen vier Köpfe ab, so daß sich der vor Schmerzen um und um drehte. Und dann schnitt er den vier Köpfen die Zungen aus und nummerirte die Köpfe, wie die Zungen. Zuletzt zog er sein Taschentuch hervor und wickelte die Zungen darin ein und steckte sie zu sich; die Köpfe aber ließ er liegen.

Die Prinzessin rief nun voller Freudigkeit: er solle doch näher kommen! sie wolle ihm danken! und er solle doch mit ihr in die Stadt kommen! (Sie erkannte ihn nicht.) Der Schäferknecht aber rief: er hätte keine Zeit! und jagte im Galopp davon.

Als nun die Prinzessin zurückfuhr, hielt der Kutscher im Walde still und sagte: entweder solle die Prinzessin schwören, daß er (der Kutscher) sie erlöst hätte, — oder er machte sie sofort hier kalt.

Die Prinzessin bat vor Gott und nach Gott; es half ihr aber Nichts, und da sie doch nicht sterben wollte, so ließ sie sich denn herbei, dem Kutscher zu schwören: sie wolle sagen, er sei ihr Erlöser.

So kamen sie in die Stadt, und als es bekannt wurde, daß die Prinzessin gerettet sei, war überall große Freude und großer Jubel.

Mein Schäferknecht aber hatte das Pferd und das Schwert wieder zurückgebracht und sich abermals den Kopf und die Hand bewickelt und ging nun mit den Schafen nach Hause. — Jene hundert Stück sollte er noch auf dem Felde lassen, und damit die Leute sähen, wie betrübt er wäre, daß die hundert Stück noch fehlten, pfiff er ein trauriges Stück vor sich hin.

„Wie kannst Du so traurig sein,“ fragte ihn der König, „wenn doch die ganze Stadt voll Freude ist?“ — „König Majestät“, sagte der Schäferknecht, „ich pfeife meine eig'ne Trauer und nicht die Freude von der ganzen Stadt.“

Als der Drache sich nun ein bischen erholt hatte, schickte er wieder Boten zum Könige und ließ sagen: er habe noch Kraft genug, das ganze Königreich aufzuheben, und werde es auch thun und Alles verderben, wenn der König ihm nicht am andern Tage drei gemästete Schweine und die zweite Prinzessin schicken würde.

Da half nun kein Weinen und Klagen; jene Prinzessin mußte sich in ihr Schicksal fügen und fuhr denn am andern Tage (auch blos mit dem Kutscher) zum Drachen hin; und die drei gemästeten Schweine lagen in demselben Wagen. Auch diesmal wurden überall in der Stadt schwarze Fahnen ausgehängt, und alle Leute waren sehr betrübt.

Mein Schäferknecht macht' 's ganz so, wie das vorigte mal und pfiff lustig vor sich hin, als er mit den Schafen in's Feld jagte. Und Alles war wie das vorigte mal: das schwarze Männchen erschien, und der Schäferknecht holte sich das Pferd wie der Mond und auch das Schwert wie der Mond; und seine goldenen Haare flatterten im Winde, daß es nur so blitzte.

Diesmal hieb er dem Drachen fünf Köpfe ab; die Zungen behielt er wieder, aber die Köpfe ließ er liegen; und Beides hatte er wieder nummerirt.

Die Prinzessin rief nun voller Freudigkeit: er solle doch näher kommen! sie wolle ihm danken! Und er solle doch mit ihr in die Stadt kommen! (Auch sie erkannte ihn nicht.) Der Schäferknecht aber rief: er hätte keine Zeit! und jagte im Galopp davon.

Als nun die Prinzessin zurückfuhr, hielt der Kutscher im Walde still und sagte: entweder solle die Prinzessin schwören, daß er (der Kutscher) sie erlöst hätte, — oder er machte sie sofort hier kalt.

Die Prinzessin bat vor Gott und nach Gott; es half ihr aber Nichts, und da sie doch nicht sterben wollte, so ließ sie sich denn herbei, dem Kutscher zu schwören: sie wolle sagen, er sei ihr Erlöser.

So kamen sie in die Stadt, und als es bekannt wurde, daß die Prinzessin gerettet sei, war überall große Freude und großer Jubel.

Mein Schäferknecht aber hatte das Pferd und das Schwert wieder zurückgebracht und sich abermals den Kopf und die Hand bewickelt und ging nun mit den Schafen nach Hause. Auch dies-

mal wunderten sich Alle, wie er traurig pfeifen könne, da doch Alles so im Jubel sei. Er aber verstellte sich und behielt sein Geheimniß für sich.

Es dauert' nicht lang', so erholte sich der Drache und ließ dem König voller Grimm sagen: entweder der schicke ihm nun die jüngste Prinzessin und drei gemästete Schweine, oder er hebe ihm das ganze Königreich auf; denn so viel Kraft hätte er noch.

Da half nun kein Weinen und Klagen; auch die jüngste Prinzessin mußte sich in ihr Schicksal fügen und fuhr dann am andern Tage (auch blos mit dem Kutscher) zum Drachen hin; und in dem Wagen lagen auch diesmal wieder drei gemästete Schweine.

In der Stadt wurden schwarze Fahnen ausgehängt, und Alles war wieder in Trauer und Wehklagen. Blos mein Schäferknecht pfiff wieder vergnügt vor sich hin, wie er so mit seiner Heerde in's Feld zog. Auch diesmal vermahnte ihn der König, wie er doch so vergnügt sein könne, da die ganze Stadt in Trauer wäre. „König Majestät", sagte der Schäferknecht, „ich pfeife meine eig'ne Freude und nicht die Trauer von der ganzen Stadt." Und damit ging er seinen Weg, und Alles kam, wie die beiden andern male.

Als er so dahinritt auf dem Pferde, das wie die Sonne war, und das Sonnen-Schwert in der Hand hatte, und die goldenen Haare ihm so um den Kopf wehten, da war es gleich so licht und strahlend um ihn, daß man ihn schon von Weitem sehen konnte.

Die Prinzessin saß in größter Todesangst in ihrem Wagen, der schon ganz dicht an den Drachen gefahren war; — da kam mein Schäferknecht und schlug mit großer Kraft dem Drachen die letzten drei Köpfe ab, so daß der auf den Rücken fiel und gleich den Geist aufgab. Auch diesmal löste der Schäferknecht die Zungen heraus und steckte sie zu sich; die Köpfe ließ er liegen.

Die Prinzessin rief nun voller Freudigkeit: er solle doch näher kommen! sie wolle ihm von Herzen danken! und er solle sie doch in die Stadt begleiten und sich dort auch den Dank von Andern gefallen lassen! (Auch sie erkannte ihn nicht.) Und sie bat so sehr und herzlich; aber mein Schäferknecht sagte: „Nein, das geht nun einmal nicht! meine Zeit ist mir zu knapp." Und damit sprengt' er davon.

Als nun die Prinzessin zurückfuhr, hielt der Kutscher im Walde still und sagte: entweder solle die Prinzessin schwören, daß er (der Kutscher) sie erlöst hätte, — oder er machte sie sofort hier kalt.

Die Prinzessin bat vor Gott und nach Gott; es half ihr aber Nichts, und da sie doch nicht sterben wollte, so ließ sie sich denn herbei, dem Kutscher zu schwören: sie wolle sagen, er sei ihr Erlöser.

So kamen sie in die Stadt, und als es bekannt wurde, daß die Prinzessin gerettet sei, war überall große Freude und großer Jubel.

„Höre", sagte der König zum Kutscher, „Du hast mir einen großen Gefallen gethan. Denk' Dir was aus! denn ich will Dir auch einen großen Gefallen thun; es sei, was es sei!"

Da besann sich der Kutscher nicht lange, sondern sagte: „König Majestät, da ich nun einmal so'n tapf'rer Held gewesen bin, — und ich kann's versichern: es war kein kleines Stück Arbeit, einen Drachen mit zwölf Köpfen zu tödten, — so will ich mir auch Etwas nach meinem Sinne ausdenken, und ich bitte König Majestät um die Hand der jüngsten Prinzessin; die Prinzessin gefällt mir, und ich bin Willens, sie zu meiner Frau zu machen."

„Gut!" sagte der König, „ich hab' Nichts dagegen, denn Du hast es wol um uns verdient." Und dann ging er zu seiner jüngsten Tochter und verkündigte ihr, was beschlossen sei.

„Ach Gott, liebes Väterchen," sagte die Prinzessin, „ich will ja gern Alles thun, was Du verlangst; aber das ist doch zu schrecklich! Erbarm' Dich doch über mich!"

„Nein," rief der König, „was ich gesagt hab', hab' ich gesagt. Und über wenige Tage ist die Hochzeit!"

Da weinte die Prinzessin so bitterlich, daß sich der König doch erbarmte, ihr ein Jahr und einen Tag Besinnungszeit zu lassen. Sie hoffte aber, daß in der Zeit irgend Etwas zu ihrer Rettung geschehen möchte.

Mein Schäferknecht hatte das goldene Pferd und das goldene Schwert wieder zurückgebracht und sich den Kopf und die Hand bewickelt und ging nun mit seinen Schafen nach Hause; auch mit den gestohlenen hundert Stück. Aber zu Hause legte er sich gleich in's Bett und ließ dem König melden, er sei schwer krank und

werde nun nicht mehr die Schafe hüten. Und Niemand durfte zu ihm kommen, als ein alter Mann, der ihm immer das Essen brachte.

Das ging nun ein Jahr lang so, und keine Sterbensseel' außer dem alten Manne durfte den Schäferknecht besuchen. Da geschah es eines Tages, daß die drei Prinzessinnen spazieren gingen und an dem Hause vorbeikamen, in welchem der Schäferknecht wohnte.

„Es ist doch traurig," sagte die jüngste Prinzessin, „daß der arme, junge Mensch so lange krank sein muß. Weiß Gott, was ihm am Kopfe fehlen mag! ich möchte mal nachseh'n. Vielleicht ist ihm doch noch zu helfen."

Und dann bat sie den alten Mann vor Gott und nach Gott, er solle sie doch in die Kammer geh'n lassen, wo der Schäferknecht krank läge. Der Alte wollte zuerst nicht; aber zuletzt sagte er: „Wenn Sie denn durchaus wollen!" und trat ihr aus'm Weg'.

Gerade in diesem Augenblick hatte sich der Schäferknecht (weil er doch dachte: er sei ganz allein) den Kopf abgewickelt und saß nun mit den goldenen Haaren in seinem Bett da.

Die Prinzessin machte blos ein Ritzchen von der Kammerthür auf, — da sah sie das blitzende Licht von den goldenen Haaren und rief: „Das ist mein Erlöser!" und schlug die Thür schnell wieder zu.

Nun sollte aber schon am nächsten Tage die Hochzeit mit dem Kutscher sein, und von weit und breit waren bereits die Gäste angekommen.

„Liebes Vaterchen," sagte die jüngste Prinzessin zum Könige, „liebes Vaterchen, erlaub' doch, daß der Schäferknecht auch zur Hochzeit kommt!"

„Was," rief der König, „mit dem verbund'nen Kopf soll der unter den Gästen erscheinen? Du bist wol nicht recht gescheidt?"

„Am End' ist seine Krankheit nicht so schlimm," sagte die Prinzessin; „sieh' Du Dir doch mal den Kopf an!"

Das war dem König schon recht, denn er mochte den Schäferknecht gut leiden, und es that ihm schon lange leid, daß der junge Mensch so krank und einsam in jenem Hause läge. Er ließ ihn also zu sich rufen.

Der Schäferknecht erschien und fragte, was der König wünsche.

„Wickel' Dir mal den Kopf ab!" sagte der König.

„Ach nein, König Majestät, das geht nicht!" sagte der Schäferknecht. „Mein Kopf sieht so schauderhaft aus, daß König Majestät sich gleich daran vergrauen möchten."

„Ich werde mich nicht daran vergrauen!" sagte der König. „Ich bin so oft im Kriege gewesen und habe so viel Blut und so viele Wunden geseh'n."

„Aber so etwas Schauderhaftes haben König Majestät doch noch nicht geseh'n. Wahrhaftig! — Sie würden Sich ganz und gar vergrauen."

Noch ehe der König Etwas erwidern konnte, kam die jüngste Prinzessin, die an der Thür gehorcht hatte, in die Stube gelaufen, riß dem Schäferknecht das Tuch vom Kopfe, daß die goldenen Haare nur so umherflatterten, und fiel ihm um den Hals.

Der König wußte garnicht, wo er zuerst und zuletzt hinseh'n sollte; und als er sich endlich gefaßt hatte, fragte er: was das Alles zu bedeuten hätte.

„Das ist mein Erlöser, lieber Vater," sagte die Prinzessin, „und ich liebe ihn schon lange." Und dann erzählte sie Alles, und der Schäferknecht sagte: er wolle gleich die zwölf Zungen holen.

„Na wart'!" sagte der König, „dem Kutscher wollen wir's doch eintränken! So'n nichtsnutziger Kerl!" Und dann ließ er dem Schäferknecht schöne Kleider holen und sagte: er solle nur abwarten, was geschehen würde.

Es dauert nicht lange, so lagen jene zwölf Zungen in der Nebenstube, und der König ging nun mit seiner Tochter zu seinen Gästen zurück.

Dort prahlte gerade der Kutscher von seinen Heldenthaten.

„Was muß das doch für'n schweres Werk gewesen sein!" sagten Einige.

„Das wollt' ich wol meinen!" rief der Kutscher. „Einen zwölfköpfigen Drachen kann nicht Jeder todt machen. Aber es hat mich auch was gekostet. Ich mußte viele große Bäume ausreißen, und mit denen schlug ich dem Unthier immer um die Köpfe herum. Und damit Ihr seh'n könnt, daß Alles an der Wahrheit ist, — hier habt Ihr die zwölf Köpfe!"

Wie nun noch Alle so dastanden und die zwölf Köpfe bewunderten, rief der König: „Das ist Alles ganz schön und gut! aber wo sind denn die Zungen, die da hineingehören?“

„König Majestät,“ sagte der Kutscher, „solche Thiere haben keine Zungen.“

„So, so!“ rief der König, „das ist ja etwas ganz Neues. Aber ich weiß besser Bescheid, denn es ist von Anfang der Welt so eingerichtet, daß jedes Thier einen Kopf, daß jeder Kopf ein Maul, und jedes Maul eine Zunge hat; hat nun ein Thier zwölf Köpfe, muß es auch zwölf Zungen haben. Und damit Du abscheulicher Lügner gleich siehst, wie man hinter Deine Sünden kommt, werde ich Dir die zwölf Zungen vorlegen.“

Und so wurden denn die zwölf Zungen geholt und vorgelegt; und da war an den Nummern mit Leichtigkeit zu erkennen, zu welchem Kopfe diese oder jene Zunge gehörte, und sie paßten auch alle hinein.

Und dann wurde der Schäferknecht hereingeholt, und der König erzählte die ganze Geschichte, und zuletzt verlobte er die jüngste Prinzessin mit dem Schäferknecht, denn die Beiden liebten sich schon lange und waren sehr vergnügt, daß sie gleich zur Trauung fahren konnten.

Der Kutscher aber wurde von vier Ochsen lebendig auseinandergerissen.

56.

Vom Prinzen, der eine Beeßkröte küßte.

Ein König hatte einen Sohn, der sich verheirathen sollte, aber durchaus nicht wollte. Da wurden immerzu Prinzessinnen und andere Fräuleins eingeladen und große Feste ausgerichtet, damit der Prinz sich verlieben möchte, aber er wollt' und wollt' nicht.

Und ebenso ging es einem andern König mit seiner Tochter. Die wollte sich auch nicht dreinreden lassen, daß sie sich verheirathen

möchte. Die sagte immer, sie wollte von keiner Heirath und von keinem Freier Etwas wissen.

Nun kam es so, daß jener Prinz und diese Prinzessin in derselben Nacht denselben Traum hatten: sie trafen sich auf einer weiten, grünen Wiese, wo es so hell und schön war; und sie gefielen sich so, daß Jedes bei sich selbst dachte, sie könnten ein gutes Paar werden; und sie tauschten ihre Ringe und Taschentücher gegen einander aus und liebten sich sehr und küßten sich vielmals. Aber dann war Alles aus, und Jedes erwachte bei sich zu Hause.

Jetzt litt es den Prinzen nicht mehr länger in seiner Heimath; er mußte in die Welt und nach jener Prinzessin suchen. Der alte König gab ihm ein Paar Pferde, damit er schnell vorwärts käme; er wollte ihm auch Beschützung mitgeben, doch die nahm der Prinz nicht.

Wie er ein Ende weg war, kam er an ein Wirthshaus; vor demselben lag ein todter Mensch, an dem sich ein Paar Schweine zu schaffen machten. „Ei, was ist das?" sagte der Prinz zum Wirth; „habt Ihr hier solche Mod', daß sich die Todten vor der Thür' rumtreiben?"

Da sagte der Wirth: „Wer mir Etwas schuldig bleibt, wenn er stirbt, muß hier so lange liegen bleiben, bis Einer aus gutem Herzen ihn begraben läßt."

Wie das der Prinz hörte, ließ er den Todten sogleich in die Stube tragen und abwaschen und griff in seinen Geldbeutel und gab so viel, daß Jener in guten Kleidern und auch sonst sehr gut begraben werden konnte. — Danach ritt er weiter.

Nun dauert' 's nicht lange, und er kam an die Stadt, — oder es kann auch ein Dorf gewesen sein — wo jene Prinzessin wohnte. Kurz vorher aber begegnet' ihm ein Geist; und das war der Geist von dem Todten, den er hatte begraben lassen.

„Guten Tag!" sagte der Prinz freundlich, als er den Geist sah. Dieser sagte auch: „Guten Tag!" und bedankte sich vielmals für das schöne Begräbniß. „Du hast mir Gutes erwiesen," sagte er; „dafür will ich Dir auch Gutes erweisen!" Und damit gab er ihm einen Ring, den der Prinz immer am Finger tragen sollte; sobald der Prinz Etwas wünschte, sollte er nur an dem Ring drehen; dann würde der Geist erscheinen und Alles erfüllen.

Nun war es gut, und der Prinz ritt weiter. — Jene Prinzessin hatte seit ihrem Traum immer an ihn gedacht und hatte zu ihrem Vater gesagt: den geträumten Prinzen wolle sie heirathen und keinen Andern! — Jetzt drehte der Prinz am Ring und sofort erschien der Geist. „Lass' mich die schöne Prinzessin sehen!" sagte der Prinz. Und wie er aufsah, da stand sie schon am Fenster und rief einmal über's and'remal: „Das ist er!"

Der alte König hier war ganz zufrieden und sagte: es solle sogleich die Hochzeit sein! Aber ein Minister, der sich in die Prinzessin so sehr verliebt hatte, wollte den Prinzen verderben und gab dem König den Rath: erst dann solle Jener die Prinzessin bekommen, wenn er in der nächsten Nacht auf dem Werder, welches dem Schloß g'rad' gegenüber in einem ungeheuer großen Wasser lag, einen Palast von Gold und Demant erbaut hätte.

Das hörte ein Diener, der den Prinzen lieb gewonnen hatte; der lief zu ihm und erzählte Alles, was er gehört. Da erschrak der Prinz. Als er aber an dem Ringe drehte, erschien der Geist und fragte: „Was ist Dein Begehr, mein Kind?" Und der Prinz klagte ihm sein Leid. „Sei nur ruhig und schlaf' Dich aus!" antwortete der Geist; „ich werde bis morgen früh Alles fertig haben."

Am anderen Morgen wachte der alte König von einem hellen Schein auf, der in sein Zimmer fiel, und dachte: das ganze Gehöft brennt'. Aber als er näher hinsah, war es der neue Palast auf dem Werder, der ihm gleich in die Augen stach.

Nun ärgerte der Minister sich erst recht und sagte zum Könige: „Was? König Majestät, Ihr wollt' jenem Menschen Eure Tochter geben? — Der ist doch heilig und sicher ein Zigeuner, der lauter Kiren (Kuren, Wunder u. s. w.) machen kann." Und er beredete den König, daß derselbe anordnen sollte: der Prinz bekäme erst dann die Prinzessin, wenn es ihm gelänge, in der nächsten Nacht eine Brücke von Gold und Demant von hier bis zum neuen Palast zu bauen.

Auch diesmal erzählte der gute Diener Alles wieder, und der Prinz drehte wieder an dem Ring. Der Geist erschien und fragte: „Was ist Dein Begehr, mein Kind?" und tröstete den Prinzen, als dieser ihm sein Leid geklagt hatte. „Sei nur ruhig und schlaf' Dich aus!" sagte er; „ich werde bis morgen früh Alles fertig haben."

Und richtig — am andern Morgen war die Brücke fertig.

Jetzt war der Minister noch ärgerlicher und rieth dem König: er solle noch Bäume und Früchte von Gold und Demant rund um den Palast verlangen.

Und auch diesmal halfen der gute Diener und der Geist dem Prinzen wieder; und Alles war am Morgen fertig.

Da konnte der Minister sich Nichts mehr ausdenken, und es fand eine sehr große Hochzeit statt, zu der auch der Vater des Prinzen eingeladen war.

Wie nun Alles vergnügt war, lief der Minister schnell über die Brücke und in den neuen Palast, wo das junge Paar wohnen sollte, und versteckte sich da.

Als nun der Prinz und die Prinzessin ihren Einzug gehalten hatten, küßte der Prinz seine Frau; aber sie sagte: „Ach, an Deiner Hand ist ein Ring, und der drückt mich so am Halse; leg' doch den Ring lieber fort!"

Kaum hatte der Prinz den Ring auf den Tisch gelegt, so schlich sich der Minister heran und nahm den Ring rasch und heimlich an sich. Als er ihn zufällig drehte, erschien der Geist und fragte traurig: „Was ist Dein Begehr?"

„Trage sofort den Prinzen, während er schläft, an's andere Ufer!" befahl der Minister.

Da wurde der Geist noch trauriger, nahm den schlafenden Prinzen, trug ihn an's andere Ufer und legte ihn da hin. Und als der arme Prinz erwachte, konnte er weder die Brücke, noch den Palast sehen und weinte bitterlich.

Der Minister aber sagte zu der Prinzessin: „Ich habe Dich von einem Zauberer befreit; dafür sollst Du mich heirathen!" Sie aber weinte und bat sich ein Jahr Zeit aus, um über ihren verschwundenen Mann zu trauern, denn sie hatte denselben sehr geliebt. Darauf ging der Minister auch ein.

Währenddeß wanderte der arme Prinz in's Land und traf da ein altes Mannchen. Das war ein verwunschener König; aber Niemand konnte das wissen.

„Komm' mit in mein Haus!" sagte das alte Mannchen. „Vielleicht ist Dir gefällig, zu essen! Wir sind sechs Personen; und ich habe gerade sieben Fische geangelt; da ist gleich einer für Dich!"

Und der Prinz ging in das Haus und erzählte dem alten Mannchen sein ganzes Leid. Und das alte Mannchen erzählte dem Prinzen auch sein ganzes Leid; er sagte ihm, daß er und seine Familie, sammt Schloß und Soldaten verwunschen wären. Eine Tochter war nun eine weiße Maus, eine andere Tochter eine weiße Katze; der Sohn war ein weißes Hundchen. „Und meine dritte Tochter, die nebenan sich befindet,“ sagte der Alte, „ist in eine Beeßkröt' verwandelt und kann nur erlöst werden, wenn Jemand sie küßt; d. h. wer sich zu sehr graut, kann ein Tuch über sie decken und das Tuch küssen.“ Dann sagte der Alte noch, daß Alle erlöst werden könnten, — blos nicht der Sohn; der sei zu sehr verwunschen und müsse in aller Ewigkeit ein weißes Hundchen bleiben; das wär' nun und nimmermehr zu ändern!“

In der Nacht berietheu nun die verwunschenen Geschwister mit einander, wie sie dem Prinzen helfen könnten. Sie liefen und schwammen heimlich zu jenem Palast, wo noch immer der Minister sich aufhielt. Der schlechte Mensch hatte den Zauberring in eine kleine Schachtel gelegt und die in einen Kasten gesetzt und den hoch oben auf den Schrank gestellt. Aber die Maus gnagte Alles entzwei und holte den Ring.

Als der Alte am Morgen aufstand, weckte er seine Kinder, die längst zu Hause waren und schliefen und sagte: „Steht auf und kommt, Fische angeln!“ Aber die Kinder sagten, er müsse zuhören, was sie ihm zu erzählen hätten. Und sie erzählten ihm Alles und gaben dem Prinzen den Ring.

Der Prinz war so froh, daß er gleich in der Stube herumsprang. Dann drehte er am Ring, und der Geist erschien; und diesem befahl er, sofort eine königliche Tafel zu besorgen mit Essen und Trinken in Hüll' und Füll'.

Auch die Andern freuten sich. „Ach Gott,“ sagte aber der Alte, „nebenan sitzt die arme Beeßkröt'; lieber Prinz, geh' doch zu ihr!“

Als der Prinz in die Stube kam, stand das arme Beeßkrötchen auf dem Sopha und klatschte seine Vorderfüßchen wie Händchen zusammen. „Du gutes Thierchen,“ sagte der Prinz; „Du bist freilich eine Beeßkröt', aber ich werde Dich doch küssen!“ Und wahrhaftig — er that es. Und sofort entstand in der Stube ein großes Gesumm' und ein großes Leuchten. Und Alles war

mit einem Schlag erlöst. Blos nicht das weiße Hundchen; aber das war nicht zu ändern. Alle Soldaten fielen dem Prinzen zu Füßen und zogen dann mit Schaarmusik an ihm vorüber.

Da standen nun die drei schönen Prinzessinen, und der alte König sagte zu dem Prinzen: „Suche Dir eine aus!“ — „Nein!“ sagte der Prinz, „ich gehe jetzt zuerst und erkundige mich, ob meine Frau noch lebt; ist sie aber leider Gottes todt, so will ich wieder kommen!“ Und er ließ sich ein weißes Pferd geben sammt gold'nem Sattel und ebensolchen Steigbügeln; und dann wünschte er noch ein gold'nes Kettchen für das weiße Hundchen, das ihn begleiten sollte.

Es ging nun Alles ganz gut ab. Der Prinz fand seine Frau noch am Leben. Und sie feierten noch einmal Hochzeit, wozu wieder der Vater des Prinzen eingeladen wurde. Der böse Minister wurde von zwei Ochsen zerrissen. Und danach war Alles glücklich; und wenn der Prinz und seine Frau nicht gestorben sind, so wirthschaften sie noch heute.

mit einem Schlag erlosch. Aber nicht das weiße Hündchen; aber das war nicht zu ändern. Alle Soldaten fielen dem Prinzen zu Füßen und zogen dann mit Ehrfurcht an ihm vorüber.

Da standen nun die drei schönen Prinzessinnen, und der alte König sagte zu dem Prinzen: „Suche Dir eine aus!“ — „Nein“, sagte der Prinz, „ich gehe jetzt zuerst und erkundige mich, ob meine Frau noch lebt; ist sie aber leider Gottes todt, so will ich wieder kommen!“ Und er ließ sich ein weißes Pferd geben sammt goldenem Sattel und ebensolchen Steigbügeln; und dann wünschte er noch ein goldenes Kettchen für das weiße Hündchen, das ihn begleiten sollte.

Es ging nun Alles ganz gut ab. Der Prinz fand seine Frau noch am Leben. Und sie feierten noch einmal Hochzeit, wozu wieder der Vater des Prinzen eingeladen wurde. Der böse Schneider wurde von zwei Ochsen zerrissen. Und danach war Alles glücklich; und wenn der Prinz und seine Frau nicht gestorben sind, so wirthschaften sie noch heute.

Nachtrag zum ersten Theil.

Erstes Kapitel.

In der Neujahrsnacht.

Die jungen Männer üben an diesem Abend besondere Kunststücke aus, so „Turnen". Es werden am Stubenbalken zwei starke Stricke befestigt, in deren Schlingen der ehrgeizige Jüngling seine Hände stecken muß, um sich dann kopfüber um sich selber zu schwingen.

Daran lehnt sich das Spiel „die Mütze greifen". Auch hierzu gehören zwei Stricke, welche am Stubenbalken befestigt, jedoch so hergerichtet werden müssen, daß sie sich auf und nieder ziehen lassen. Der junge Mann steckt diesmal seine Füße in die Schlingen und arbeitet so lange an den Stricken, bis die Füße oben sind und der Kopf den Erdboden berührt. Hier liegt eine Mütze, welche er mit dem Munde packen muß. „Sie liegt so weit ab, wie derjenige Mensch groß is." Dies Kunststück gelingt nicht immer; und Mancher, der es unternommen, muß sich eine Weile lang daran erinnern. „Dem Julius thut heut' den ganzen Neujahrstag über das Kreuz weh."

(„Glück greifen":) „Oder (aber) wo Kinder sind, essen die zumeenst das Glück noch am Sylvester auf."

„Gekochte Erbsen essen" ist beinahe unerläßlich. „Wer am Neujahrstag nicht Erbsen ißt, kann sehr schlimm krank werden." — „Erbsen, am Neujahrstag gegessen, verhüten Hautkrankheiten; darum muß man — wär' es auch nur ein Nipschen — davon essen." — „Am Neujahrstag soll man Erbsen kochen, selbst wenn Niemand sie essen möcht'."

Drittes Kapitel.

Ostern.

(„Osterwasser holen“:) „Wer nicht schweigen konnt’, der hat kein Osterwasser, sondern blos gewöhnliches Wasser geschöpft; oder (aber) wer schwieg, der kann’s in einer Flasch’ verwahren, — es bleibt das ganze Jahr über gut. In Bauerdörfern geht man in die Häuser, die nich verschlossen sind, un besprengt um Mitternacht die Schlafenden mit dem frisch geholten Osterwasser.“

„Eigentlich muß der Hausvater das Osterwasser holen. Früher war’s immer so. Unser Vaterchen thut’s heut’ noch; er holt das Wasser und spritzt jedem Schlafenden davon in’s Gesicht. Und dann wird das Viehchen im Stall bespritzt. Was übrig bleibt, wird in’ ne Flasch’ gegossen.“

„Osterwasser kann ein ganzes Jahr in der Flasch’ sein; es riecht nicht ’n bischen; es bleibt immer gut. Wir korkten die Flasch’ zu und hungen sie an die Wand.“

(„Ostereier“:) „Will man die Eier schön gelb haben, so nimmt man Alaun mang die Zippelschalen; Kleesaat soll auch gut sein. Grüne Eier gerathen am besten von frischem Roggen un Palmbork (Weidenrinde). Wenn dann nachher die gefärbten Eier mit Speckschwart’ abgerieben werden, glitzern sie Ihnen so in die Augen, — das muß nur so sein!“

Man kratzt auf das gefärbte Ei Allerlei, so auch Verse, z. B.:

Aus Lieb’ und Treu’
Schenk’ ich Dir dies Ei.
Wenn Du mir dies Ei zerbrichst,
So ist die ganze Lieb’ zu Nichts.

Und:

Wenn wir Zwei’ uns küssen,
Soll Niemand wissen!

Der Dienstag nach Ostern (ebenso nach Pfingsten und gleicher Weise der siebenundzwanzigste Dezember) führt den Namen „der abgekommene Feiertag.“

Achtes Kapitel.

Hochzeitsgebräuche.

„Freischaft und Besicht" leiten eine eheliche Verbindung ein. Nachdem der heirathslustige Mann auf der Freischaft gewesen ist, d. h. dem Mädchen und ihren Angehörigen (oder der Wittwe) einen Besuch gemacht hat, um seinen Antrag auszurichten, erfolgt der (oder das) Besicht. Der Freier kann zuerst Besicht, d. i. Prüfung des zu erwartenden Heirathsgutes, halten. Bald darauf kommt das Mädchen mit den Ihrigen (oder die Wittwe) in die Wohnung des Freiers und schaut Alles an, was er besitzt.

Jede Familie und jeder alleinstehende Gast bringt ein „Brautgeschenk", welches sogleich der Braut eingehändigt wird und entweder in baarem Gelde (etwa zwei Mark) oder in einem Wirthschaftsgeräth besteht. Niemand darf ungeschmäht diese Sitte vernachlässigen. Da nun die Meisten schon am Abend vorher eine Gabe (in diesem Falle etwas Eßbares) verabreichten, und da während des Festes der Geldbeutel noch viele male in Thätigkeit gebracht wird, so ist die Theilnahme an einer Hochzeit eine recht kostspielige Sache.

(„Bitt'":) Die Ansprache der Platzmeister, auch „Ausbitt" genannt, ist unerläßlich. „Manchmal sind die Platzmeister oder (aber) viel zu damlich dazu; dann muß einer von den Musikanten die Ausbitt' (bevor der Zug sich zur Fahrt nach der Kirche ordnet) halten."

(„Die Musik":) Je fleißiger Jemand tanzt, desto mehr muß er zahlen. Das Einsammeln des Geldes für die Musikanten erfolgt kurz vor dem Abendessen und wird durch einen vorher dazu bestimmten jungen Mann besorgt.

Vor dem Essen (Abendbrod) darf weder links, noch rechts verkehrt getanzt werden.

Bindet die Braut dem Bräutigam das „Hälschen" (Chemisette) um, so wird sie in der Ehe herrschen.

Sobald der Hochzeitszug den Rückweg antreten will, beeilt sich der Platzmeister (jetzt ist meist nur von einem, d. h. dem ersten die Rede), an seinen nun einzunehmenden Posten zu gelangen. „An der Kirchenthür" muß ihm jeder Hochzeitsgast ein Geldstück — gewöhnlich nur zehn Pfennige — geben. Dergleichen

Zahlungen erfolgen zwar öfters während des Festes; diese aber ist eine der zwingendsten.

(„Bewirthung“:) Es werden gewöhnlich zwei lange Tische neben einander gestellt, zwischen denen so viel Platz bleiben muß, daß die Musikanten während des Essens dort stehen und spielen können. Das Brautpaar sitzt oben an einer Tafel. Hinter ihm wird der Platz an der Wand mit Grün und Blumen, Bildern und Lichten geschmückt. Wenn die Brautjungfern nicht zuerst die Bedienung übernehmen, sitzen sie neben dem Brautpaar, während die Platzmeister bedienen. Nachher wird gewechselt: die Platzmeister und Musikanten essen, während die Brautjungfern sie bedienen. „Die Musikanten machen dann manchmal auch allerhand Späße. Bei S.'s Hochzeit schrie'n sie immer nach Pfeffer; un die Brautjungfern konnten nich gerathen, ihnen Muschkebad un Korinthen über den Reis zu schütten.“

(„Die verdeckte Schüssel.“) „Auf der Hochzeit von der Lott' in Rotzung war so'n Gerenn, als die Braut meint': nu könnt' die verdeckte Schüssel gebracht werden! Die Platzmeister wollten durchaus 'ne Katz' in die Schüssel setzen und jagten nu das ganze Dorf ab, fungen oder keine. Wie sie noch so ganz veräschert 'rumsuchten, sagt' ich: „Na, hört! Ihr seid man dumm. Habt Ihr denn nich' 'ne Henn' irgendwo zur Hand? Die is doch das Leicht'ste zu beschaffen. Unter irgend einem Schorscht wird doch wol eine sitzen.“ Na ja! nu kam's ihnen in den Sinn.“

Dieser Scherz wird auch „der lebendige Braten“ genannt. Zuweilen sind es die Platzmeister, die ihn verlangen. „Bei uns'rer Hochzeit wurd' keine Schüssel genommen; die eine Brautjungfer wickelt' den Rollo (Hund) in's Umschlagtuch un reicht ihn so hin.“

„Das grüne Sträußchen mit Wasser“ ist gleichfalls sehr beliebt. Gewöhnlich kommt die erste Brautjungfer dieser alten Sitte nach; doch auch jedes andere Mädchen kann es thun. „Ich that's neulich, als das zweite Gericht — Fleisch mit Reis — aufgetragen wurd'. Oder zumeist geschieht's gegen 's End' der Mahlzeit.“ Das Mädchen nähert sich mit einem mit Wasser gefüllten Teller dem Brautpaare; im Wasser liegt ein grünes Sträußchen. Sie sagt das nachstehende Gedicht auf und besprengt das Paar mit einigen Tropfen Wasser, wobei sie das Sträußchen benutzt; außerdem überreicht sie der Braut ein Geschenk.

Hier bring' ich Wasser und einen grünen Strauß
Für den Herrn Bräutigam und seine Jüngfer Braut!
Ich möchte bitten: sie möchten sich d'rein waschen!
Ich greif' mir in die Taschen
Und reich' ihr ein Geschenk,
Daß sie an mich recht gedenk'.
Ich lag und schlief;
Es hat mir geträumt,
Daß der Herr Bräutigam rief:
Ich sollte sie bedienen!
Heut ist der Tag,
Da ich es thun mag
— Nicht mit Bänden —
Sondern mit meinen eig'nen Händen.
Jetzt thu' ich mich bequemen,
Das Wasser weg zu nehmen;
Jetzt thu' ich danken aus Herzensgrund!
Nun frisch, Musikanten!

Die Musikanten spielen einen Tusch oder ein größeres Musikstück.

Zuweilen verbindet sich dieser Gebrauch mit einem andern („Der Kochlöffel") zu folgendem Verfahren: wenn die Köchin (d. h. jene dort erwähnte alte Frau) — nachdem sie sich Hand oder Arm bewickelt hat — nicht mit dem Kochlöffel umhergehen will, so nimmt sie einen Teller mit Wasser und besprengt mittels eines grünen Sträußchens die ganze Tischgesellschaft, setzt den Teller auf den Tisch und wartet die Bezahlung ab. Jeder muß seine Gabe alsdann in den mit Wasser gefüllten Teller legen. — Dieser ausnahmsweise übliche Gebrauch hebt jedoch nicht die oben beschriebene Ansprache der Brautjungfer auf; außerdem dürfen nicht dieselben Teller und Sträuße benutzt werden.

Bevor die Tafel aufgehoben wird, kommt „der süße Kuß" an die Reihe; d. h. die Braut ruft der ersten Brautjungfer zu: sie solle ihr denselben besorgen! „Oder nich Jede weiß Bescheid. Ich war mal auf einer Hochzeit, un als die Braut der rechten Brautjungfer zurief: „Nu bring' mir den süßen Kuß!" — da wußt' die Marjell nich aus, noch ein. Oder ich lacht', denn ich kenn' dies Spielchen. Ich sagt' ihr also, wie sie's machen sollt.'" Die Brautjungfer muß nämlich der Braut ein Stückchen Zucker

bringen, welches diese auf ihren Teller legt und verzehren mag oder nicht.

Bleibt viel Speis' und Trank von der Hochzeitsfeier übrig, so wird ein Paar Tage darauf „die Nachhochzeit" ausgerichtet; Freunde und Nachbarn werden eingeladen, die Reste zu vertilgen.

Zehntes Kapitel.

Heil- und Zaubergebräuche in Krankheitsfällen.

Fieber. Dagegen soll man das Pulver einnehmen, welches man durch Schaben der Donnerkeilen (Belemniten) gewinnt. — Weiteres siehe im vierzehnten Kapitel „Die Maulwurfsgrille." —

Gelbsucht. Man kocht gelbe Katzenpfoten (Helichrysum arenarium D. C.) mit süßer Milch und Zucker zu einem Trank.

Geschwulst. Siehe „Volksthümliches aus der Planzenwelt" Sambucus nigra L.!

Krämpfe. Gegen allerlei Krämpfe, doch nicht gegen epileptische („schwere Krankheit" genannt), wird ein Trunk empfohlen, der aus Ungerwein und (rohem) Hasenblut besteht. (Das Hasenblut wird zu diesem Zwecke lange gesammelt und aufbewahrt.)

Ohrenleiden. „Wer sich vor Ohrenreißen schützen will, der muß silberne Ohrring' tragen."

Rheumatismus. Petroleum gilt als geschätzte Einreibung. Manch' Leidender legt sich auf die schmerzende Stelle einen erhitzten Ziegelstein. Sehr beliebte Mittel sind „neunerlei Glicderöl" (ein Gemisch von Bilsenkraut-, Kamillen-, Wermuth-, Wachholder-, Terpentin-, Oliven-, Kampfer-, Rosmarin- und Thymianöl) und „Spickenadöl" (ein Oel, das aus Lavandula Spica gewonnen wird).

Schnupfen. Wir bekommen ihn sicherlich, wenn wir Jemand, der ihn bereits hat und der sich zu uns darüber beklagt, nicht in aller Stille antworten: „Klag's dem Stein und behalt's für Dich allein!"

Elftes Kapitel.

Nach dem Tode.

(„Der Anzug der Leiche“:) Kleine Schmuckgegenstände werden nur ausnahmsweise den Todten mitgegeben, Trauringe dagegen wol niemals abgenommen. — „Die Leiche wird deshalb so angezogen, wie im Leben, weil der Geist in jener Welt so erscheinen muß, wie der Körper in dieser Welt. Oder ich wünsch' mir keinen plötzlichen Tod; ich würd' ja Nichts bestellen können über meinen Anzug. Denn das müßt' doch gescheh'n, wie ich es haben will! Geschäh es nich, so würd' ich denjenigen, der meinen Auftrag hat un nich ausführt, ängst'gen; ich würd' immer hinter ihm her trappen!“ „Ja, wenn Sie nu oder in jener Welt keine Vollmacht kriegen?“ —

„Licht im Sterbehause“ ist wohl geboten, wird aber oft vernachlässigt. „In der ersten Nacht nach dem Tode wird ja wol überall das Licht brennen. In der zweiten Nacht wird es nur kurze Zeit brennen; un dann sagt man hernach: es ging von selbst aus. Mein Gott, es kost't viel; un da is das solche Ausred'. Oder es soll metch' liebes mal vorgekommen sein, daß so'n Licht wirklich von selbst ausgegangen is; es war'n guter Docht un auch 'n gutes Petroleum oder Oelj, — un es ging doch aus. Darüber kann Keiner Bescheid wissen.“

Dagegen gehört „Sand nachwerfen“ (beim Begräbniß) zu den wol nie unterlassenen Gebräuchen. Nachdem der Geistliche oder sonst Jemand Erde auf den soeben hinuntergelassenen Sarg geschüttet hat, wirft Jeder, der da will, dreimal Erde ins Grab. „Alte Frauensleute thun's mit am meisten.“

„Der Todte wird abgebracht“, und zwar geschieht dies nach dem Begräbnißschmaus. Einige Personen nehmen das Tischtuch und gehen damit eine Strecke Weges; sie ermahnen den Todten zur Ruhe und mögen nun mit der Ueberzeugung heimkehren: daß Jener sie nicht weiter beunruhigen wird.

Nach dem Begräbniß eines kleinen Mädchens sagte die Großmutter: „Die Tochter und ich brachten das Engelchen ab. Wir beteten un baten das Kind, es möcht' nun hingeh'n und bleiben,

wo's ihm bestimmt is. Wir gingen 'n ganzes End' Weg, un dann kehrten wir um. Ich sag' der Tochter: sie soll nich so viel weinen! Das Kind is in seine Ruh' gegangen; oder wenn sie so viel weint, kann's doch nich zur Ruh' kommen."

(„Vermuthungen über das Treiben der Todten:") Der soeben Beerdigte steht als Schildwache am Kirchhof so lange, bis hier eine neue Leiche beerdigt wird, die ihn dann ablöst.

Es ist selbstverständlich kein bestimmtes Bild von der Art zu geben, in welcher die Hinterbliebenen ihr persönliches Empfinden bezeugen. Die Mehrzahl geht ziemlich schnell zur Tagesordnung über.

„In M. starb der Z., un an seinem Begräbnißtag' war Musik im Dorf, un die Z.'schen Töchter Juste un Lotte kamen tanzen. Als die Leut' sich drüber verwunderten, — un das is doch auch zum Verwundern! es war ja doch immer der Vater! — da sagten oder die Beiden: „Wir werden doch nicht um Todte trauern! Wir sollen trauern, wenn Einer jung (d. h. geboren) wird; denn dann kommt er uns Armen in 'n Weg un macht unser Elend noch größer; oder wenn Einer stirbt, geht er uns aus dem Weg un macht uns Platz! Das is nu oder bei Gott wahr!"

(Weiteres auf die Todten Bezügliches siehe im folgenden Abschnitt und in „Volksthümliches aus der Thierwelt"!)

Zwölftes Kapitel.

Allerlei Spuk.

Man sagt: „der Tod meldet sich an"; und diese Ansicht ist nicht zu erschüttern; um so weniger als noch hinzugesetzt wird: daß der Tod ein Jahr lang demjenigen folgt, der alsdann sterben wird.

Der Tod meldet sich auch oft beim Tischler an. „Wenn die Arbeit zu End' is un wir Tischler machen Feierabend, dann klingt manchmal noch die Säg' an der Wand, das Spannstück klappst: dann kriegen wir Bestellung zu einem Sarg."

„Der Todte legt sich in seinen Sarg," wie Viele behaupten, die einen Sarg nach dem Sterbehause getragen haben. „Ach Gottchen, der Sarg wird mit Eins so schwer, daß die Träger ihn kaum bezwingen können. Man sieht Nichts; un doch liegt der Todte d'rin. Da muß man oft den Sarg hinsetzen un sich verruh'n."

(„Der Doppelgänger":) „Der Herr Entspekter K. in E. hat 'n Doppelgänger. Wahrhaft'gen Gott! er lag im Bett, un Jener ging indeß auf dem Hof 'rum. Un wenn dann Jemand dem Herrn Entspekter das vermeldt', sagt' er: „Ja, ja, laßt mich nur in Ruh'!" — denn er wollte doch gewiß nich davon hören." — „Der Herr M. in M. hat auch 'n Doppelgänger. Die Herrschaften hatten uns mal erlaubt, in's Dorf tanzen zu geh'n, oder man bis zehn Uhr. Oder wir tanzten trotzdem länger. Nu kamen die Herrschaften, die weggefahren waren, nach Hauſ'; und Keine von uns war da. Da spektakelt' der Herr un holt uns aus 'm Dorf. Un wie er so vor uns ging, sah'n Viele von uns seinen Doppelgänger; un der war ganz so angezogen, wie er selber, un hatt' auch 'n Stock in der Hand. Oder vor der Hausthür war Nichts mehr von ihm zu seh'n." —

Dreizehntes Kapitel.

Volksthümliches aus der Pflanzenwelt.

Acer platanoides L. Ahorn, Leinbaum. Die Blätter werden zuweilen zu Geflechten benutzt, und zwar in der Weise, wie dies häufiger mit Fliederblättern geschieht; siehe Syringa v.!

Acorus Calamus L. Kalmus. Besonders die Wurzel wird gern dem Vieh gegeben.

Anchusa officinalis L. Dollkraut.

Asperula odorata L. Waldmeister. Hier und da läßt man ihn in Schnaps ziehen.

Boletus granulatus. }
Boletus luteus. } Pimp, Pimpk.

Boletus scaber. Koschlark, Kuschlark. (Die Namen für diese drei Arten Boletus schwanken.)

Brassica Napus L. c. esculenta D. C. Brucke. Man soll die Brucken am Marientag, den 25. März, säen, um Pflanzen zum Setzen zu gewinnen. Viele streuen auf die Saat Asche, „damit die Saat nicht erfriert." Ferner bestreut man Brucken (und andere Pflanzen) mit Holzasche: gegen die Erdflöhe.

Carpinus Betulus L. Die Habüchen.

Corylus Avellana L. Die Hassel, der Hasselstrauch.

Crucibulum vulgare Tul. Brodkörbchen. „Zur Kartoffelernte finden wir solche Tuten in der Erde, d. h. solche ganz kleinen Pilzchen; und darin sind Körner. Wenn viele: dann ist kein knappes Jahr." („Dann ist in diesem Jahre die Roggenernte gut gewesen.")

Cucurbita Pepo L. Kürbis. Die Kerne werden einen Tag lang in süße Milch gelegt, bevor man sie in die Erde bringt. Die meisten Leute setzen (legen) Kürbisse am Himmelfahrtstag, womöglich gegen Abend.

Glyceria aquatica Whlnbg. Schnitt.

Helichrysum arenarium D. C. Gelbe Katzenpfoten. Man wendet sie auch gegen Gelbsucht an, indem man sie mit süßer Milch und Zucker zu einem Trank kocht.

Humulus Lupulus L. Hoppe, Hopfen. Die Blüthen werden zum Bähnen bei allerlei Krankheiten benutzt; gewöhnlich nimmt man dann noch Kamillen, Flieder u. s. w. dazu.

Molinia coerulea Mnch. Der Schmeel. Wenn „er" reif ist, wird er gezogen, um zu Besen verarbeitet zu werden, die man zum Reinigen des ausgedroschenen Getreides benutzt. Die Hölzer (gespaltene Holzstücke) zum Auseinanderhalten der Halme heißen „Scheeren."

Phaseolus multiflorus Willd. Zierbohne.

Phaseolus vulgaris L. Kniebohne.

Polyporus umbellatus Pers. Graues Gänschen.

Polystichum spinulosum D. C. Johanniswurzel. Die Wurzel wird klein geschnitten und mit Salz bestreut den Kühen gegeben, wenn sie zu wenig Milch geben.

Prunus spinosa L. Scharkenstrauch, Schlehen.

Pteris aquilina L. Paprutsch, Papruz, Schlangenkraut. Die Leute benutzen es zur Streu für das Vieh.

Sambucus nigra L. Flieder, weißer Flieder. Die Rinde wird bei Geschwulst angewandt. „Die grise Rind' muß man abschaben un die grüne, saftige auf die schlimme Stell' legen." Man kocht auch die grünen Theile der Rinde mit süßer Milch zu einem Brei, den man alsdann auf die Geschwulst legt.

Solanum tuberosum L. Kartoffel. Die Leute schneiden die zum Setzen bestimmten Kartoffeln in mehrere (meist vier) Stücke, d. h. je nachdem „Kiemen" oder „Kiemchen" (Keime) daran sind. Viele schneiden die Keimfläche ab, um sie zum Setzen zu gebrauchen, während sie den Rest der Kartoffel kochen.

Symphytum officinale L. Beinwell. Der Trank, der daraus (zusammen mit Bier, Honig und Butter) für Lungenkranke bereitet wird, muß in unglasirten Töpfen (Heidentöpfe genannt) gekocht werden.

Syringa vulgaris L. Flieder. Die Blätter werden auf besondere Weise zu Geflechten vereinigt. „So Geflocht'nes is sehr gut zu Todten-Kränzen. Die Blätter werden mit den Stielen ineinander befestigt und nachher mit Kratzen-Zinken (Stifte einer unbrauchbar gewordenen Flachs-Kratze) am Sarg fest gemacht: immer Griggelgraggel, — so wie man 'ne m schreibt."

Tagetes patulos L. Schranitz, Schorannitz, Schoranz.

Triticum vulgare Vill. Weizen. Hier und da wird der Weizen vor der Saat mit Kalitzkenwasser besprengt. Kalitzkenwasser gewinnt man dadurch, daß man ein Stück Kupfervitriol eine Zeitlang in Wasser liegen läßt.

Vicia Faba L. Große Bohne.

Viscum album L. Die Mistel, die Wispe. „Wenn sie auf dem Dorn wächst, kann man bestimmt darunter nach 'm Schatz suchen un viel Geld finden; oder sie wächst wol nimmermehr auf 'm Dorn."

Anhang. Viele Leute (besonders Bauern) befestigen am Sylvesterabend einen Strohkranz um die Obstbäume. „Das soll bedeuten, daß die Bäume gut tragen."

Vierzehntes Kapitel.

Volksthümliches aus der Thierwelt.

Das Rindvieh. Wenn die Kuh im Sommer unter der Hitze leidet, d. h. wenn die Milch leicht dick wird, giebt man ihr u. A. gehackte und mit Salz bestreute Blätter von Tanacetum Balsamita L., zwischen das Futter gemengt; oder auch wol rohe Eier mit Theer und dazu einen Häring. — Man steckt hier und da einer kranken Kuh eine lebende Schwalbe in den Schlund. „Ich that's auch mit unsem kranke Kuhche; erst das Schwalmche un dann Bolius und anderes Zeug. Eins muß doch geholfe ha'n; das Kuhche wurd' gesund; oder ich weeß nich, von was." — Weiteres siehe unter „die Schwalbe"!

Das Pferd. Kranken Pferden soll man die Heilmittel (aus einer Flasche) in die Nase füllen. Es geschieht auch zuweilen. „Mein Vater that's immer; un's war recht zu seh'n, wie gut es war."

Die Katze. „Wenn die Katz' 'ne Ratz' (Ratte) verzehrt, muß sie krank werden; entweder schad't ihr die eine oder die and're Hälft'; Viele sagen, der Ratzenschwanz ist nicht zu vertragen." Weiteres siehe unter „Verschiedentlicher Aberglauben"!

Der Hase. Derjenige, dem er über den Weg läuft, wird Unglück haben; dies bezieht sich vor Allem auf das zunächst beabsichtigte Unternehmen; z. B. beim Gang zum Markt.

Der Iltis. Der (oder die) Ilsk.

Die Fledermaus. „Die Fledermaus hat ein Hakchen, an dem sie sich zur Winterzeit aufhängt, um ungestört zu schlafen. Wenn man ihr dieses Hakchen fortnimmt und dasselbe irgend einer Person heimlich an die Kleider hakt, so muß jene Person anhänglich werden. Auf diese Weise kann ein Mann ein Mädchen und ein Mädchen einen Mann für immer an sich fesseln; es mag werden, wie es will!"

Die Maulwurfsgrille. (Wahr.) Wer das Fieber hat, soll eine lebendige Wahr in ein Tuch wickeln und ihr den Kopf abbeißen; und ferner muß er den abgebissenen Kopf eine Zeitlang auf der Brust tragen.

Die Ameise. „Wer mit einem Stück Vieh zum Markt geht, muß 'ne Hand voll Homsken (Ameisen) auf das Vieh werfen: so viel' Homsken hängen bleiben, so viel' Käufer werden sich einstellen.“

Das Marienwürmchen. „Wir nannten 's „blinges (blindes) Kuhchen“, ließen's auf uns'rer Hand krauchen un sungen dazu:

Bling' Kuhchen, flieg' weg!
Dein Hauschen verbrennt,
Deine Kleiderchen verbrennen.
Bling' Kuhchen, flieg' weg!“

Der Storch. Wenn der erste Storch, den man im Frühjahr erblickt, grau und wenig stattlich aussieht, so kann man sich darauf gefaßt machen, daß dieses Jahr ein sehr nasses sein wird. — Der Storch bringt Glück in's Dorf. — Der Schnee im April heißt „Storch-Schnee“. — Wenn man den ersten Storch fliegen sieht, wird man flink sein. Es wird aber auch behauptet: man würde nur dann flink sein, wenn man — während man den Storch fliegen sieht — eine Strecke weit läuft. „Oder ich teert's (wagt' 's) nich. Ich war krats nach Saalfeld zur Kirch' gegangen; un als ich in die Stadt kam, sah ich den ersten Storch fliegen. Nu kunn ich doch oder nich laufen! Die Leut' hätten ameng gedacht, ich sei dwatsch geworden.“ Der Storch soll sich am Marientag (25. März) „einstellen.“ „In manchem Jahr findet er leider Gottes noch wenig genug Nahrung vor; dann kochen ihm hier un da hohe Leut' (Herrschaften) Keilchen, die ihm in's Nest gelegt werden.“

Der Kranich. Der Kurlu.

Der Kuckuk. „Wenn er anfängt, zu rufen, so verschwingt (verschwindet) der Siebenstern; und wenn der Siebenstern wieder zum Vorschein kommt, hört der Kuckuk auf zu rufen. Die Beiden spielen „Versteckchen“ mit einander. Nachher spielt der Kuckuk „Hawk“ (Habicht). Das sagen doch alle Leute!“

Der Wiedehopf. Die Hupp, die Huppke, der Hupp-Hupp.

Die Meise. Die Meesk.

Die Bachstelze. Das Wippstürzchen.

Der Staar. Die Sproh.

Die Krähe. „Es giebt wohl drei Sorten: die große, graue, gewöhnliche Kräh', die Elbinger Kräh' und die Tohlchen. Wenn die Elbinger sich in unserer Gegend zeigt, giebt 's schlechtes Wetter." Einem Kinde, das sich nicht waschen und kämmen läßt, sagt man: „Wart' nur! wenn Dich die Kräh' seh'n wird, wird sie auf Dich „Zodderkopf! Zodderkopf!" schreien. Wenn Du Dich aber hübsch ordentlich waschen und kämmen läss'st, wird sie „Glattkopf! Glattkopf!" schrei'n."

Die Lerche. „Der Lirch soll am 22. März (Andere nennen einen anderen Tag) unter'm Stein hervorkommen."

Die Schwalbe. Wenn eine Schwalbe einer Kuh zu nahe kommt, so ist Letztere der Gefahr ausgesetzt, zu erkranken. „Manche Kuh giebt dann Blut, statt Milch." — Weiteres siehe unter „das Rindvieh"!

Die Möwe. Wahrscheinlich ist „die Haffmühl" eine Möwe. „Wenn die Haffmühlen so niedrig fliegen, als wollten sie Wasser schöpfen, dann kann man annehmen, daß es bald regnen wird." Ein Sprichwort sagt: „Du siehst so alt aus wie 'ne Haffmühl."

Fünfzehntes Kapitel.

In der Küche.

Wenn man Fische lebendig erhalten will, weil sie erst später gekocht werden sollen, so giebt man ihnen u. A. Brodkümchen mit Schnaps oder Rum ein. Auch ist es Gebrauch, solche Fische mit Nesseln zu bedecken.

Wenn Erbsen zum Kochen ausgelesen werden, so spannt man über eine Blechstürze oder einen kleinen Teller ein Tuch und schüttet auf diese, durch das Straffziehen entstandene, glatte Fläche einige Erbsen. „Die guten kullern von allein 'runter; das Schlechte bleibt auf dem Tuch."

Das Trocknen der Pilze wird gewöhnlich folgender Maßen besorgt: sie werden gleich nach dem Einsammlen, ganz oder in zwei Theile geschnitten, auf Dornenzweige gespickt; und diese Zweige werden zwei oder drei Tage lang in den Heerd-Schornstein gestellt, sobald kein Feuer dort ist; hier trocknen die Pilze ganz nach Wunsch. Im Winter oder Frühjahr nimmt man sie vor; man wäscht sie ab („Oft sind sie über un über verschimmelt; oder das schad't nuscht") und läßt sie braten oder kochen, entweder klein gehackt oder in größeren Stücken.

Man sagt scherzend: „Brucken — die hucken" (bleiben Einem im Halse stecken oder sind so wenig begehrt, daß man sie nur gezwungen verspeist); aber Mohrrüben sind beliebt, und von ihnen sagt man „Möhren — die essen die Herren gerne; schnell! nimm Du's!" Vom Kohl heißt es: „da muß eine Sau mit Ferkel durchgejagt sein", d. h. Speck hinzugethan werden. Wenn Kinder Fleisch verlangen, sagt man: „Greif' die Katz'! dann hast Du Fleisch." Oder: „Beiß' Dir auf die Zunge!"

Fett, in welchem Mehl gebräunt wird, giebt den „Tunk" oder „Schustertunk" ab, den man zu Kartoffeln verzehrt.

Hier sei noch erwähnt, daß man einen Schlaftrunk (etwa für Kranke) herstellt, indem man Mohn in süßer Milch kocht; die Körner werden nachher durch ein Sieb oder Tuch zurückbehalten.

Sechszehntes Kapitel.

Spinnen, Weben, Nähen u. s. w.

Ueber „die Spinnabende", jene uralte und sehr geliebte Sitte, läßt sich Folgendes sagen. „Wenn die Erbsenrankeln sich umhertreiben, fangen die Mädchen an, am Abend zusammenzukommen und zu nähen." (Also etwa im Monat August.) Von da bis zu Martini dürfen sie für sich selber arbeiten; von Martini an, den Winter hindurch, müssen sie für ihre Brodherrschaft (Bauer, Instmann u. s. w.) arbeiten, also auch spinnen. Gewöhnlich sitzt

die Bäuerin mit ihren Mädchen zusammen, und Alle spinnen um die Wette. Die Mädchen dürfen nicht eher aufhören, als bis die Bäuerin aufhört. — Oft zieh'n ein Dutzend und mehr Mädchen von Haus zu Haus, doch nur dahin, wo junge Mädchen oder Männer zur Familie gehören. Bis zehn Uhr wird gesponnen; von da ab wird getanzt. Meist wird vorher gesungen. Junge Männer gehören zu diesem Vergnügen und besuchen fleißig die Spinnabende. Die Musik zum Tanzen liefert gewöhnlich ein Harmonikaspieler. „Wenn Keiner da is, so machen wir „stumme Musik"; d. h. Einige klopfen mit Holzstöckchen und Einer singt 'n Tanz. Auch danach tanzt sich's ganz schön. Und sind die Schuh' und Strümpf' entzwei, dann geht's auch barfuß. Oder getanzt muß werden! — Manche Frau sieht's nicht gern; oder dann stecken sich die Mädchen heimlich 'n Paar alte Korken (Schuhe) in 'n Klunkersack un nehmen sie mit." — Das Vergnügen währt gewöhnlich bis Mitternacht.

„Wen der liebe Gott lieb hat, dem giebt er gutes Wetter zum Wäsch'-Trocknen."

Siebenzehntes Kapitel.

Volksthümliche Wetterkunde.

Wenn sich die Hühner in den Federn hacken, giebt 's Regen, manchmal noch am selben Tage.

Wenn sich die „Elbinger Krähe" zeigt, so giebt's schlechtes Wetter.

Wenn Möwen so niedrig fliegen, als wollten sie Wasser schöpfen, dann kann man annehmen, daß es bald regnen wird.

Wenn es „unter der Predigt" regnet, so regnet's acht Tage, — wenn auch nicht ohne Unterbrechung.

Der Regenbogen wird auch Wassergall und Regenschirm genannt.

„Wenn der Siebenstern verkehrt (?) steht, giebt's schlechtes Wetter; aber wenn er in seiner richtigen Art steht, giebt's gutes Wetter.“

Vom Kriesel- d. h. Wirbelwind sagt man: „Da krieselt der Teufel mit dem Wind.“

Wer alte Strauchbesen verbrennt, veranlaßt, daß Wind entsteht. „Der Müller bringt uns immer noch kein Mehl. Ameng (vielleicht) is nich genug Wind. Steckt doch 'n Paar alte Besens in 'n Oben!“

Am Freitag muß das Wetter sich ändern, denn am Sonnabend soll es von Rechtswegen schön sein. „Un wenn 's die ganze Woch' schlecht gewesen is, — am Sonnabend muß 's gut sein.“

„Pauli Bekehrung is für den Winter un das Jahr überhaupt ein wichtiger Tag; das Wetter kann sein, wie es will: aber alles Gewürm dreht sich an diesem Tag in der Erd' rum.“

Wenn es am Marientag (25. März) friert, so friert es noch vierzig Nächte.

„Der Neujahrstag is für den (Monat) August; wenn's da ruhrreift (rohrreift), giebt's schöne Erbsen in diesem Jahr. Man sagt ja auch, daß der Ruhrreif in den Zwölften 'ne gute Obsternt' bedeuten soll.“

Zum Himmelfahrtstage gehört Gewitter.

„Nun haben wir gutes Wetter!“ „Na ja, die Hochzeit is ja auch vorbei.“ „Was hat die Hochzeit mit dem Wetter zu thun?“ „Na, man sagt: zur Hochzeit is gewöhnlich schlecht Wetter. Oder danach muß 's schön werden.“

Achtzehntes Kapitel.

Verschiedentlicher Aberglauben.

(„Behexen“:) „Mancher hext, der's nicht eingestehen wird; un sagen kann man auch Nichts. Die Mutter von der L. is heilig un sicher 'ne Hex'. Ich hatt' der L. mal zu verstehen gegeben, daß ihre Wirthschaft nich sauber wär'; da schimpft' sie mich aus.

Un hernach traf ich die Alte. Die blieb steh'n un sah mich an. Un am andern Tag glippt' mir auf der nämlichen Stell' — wo die Alte gestanden — der Fuß über. Un der Fuß war ein Jahr lang schlimm."

Das eigentliche „Bannen" bezieht sich vorwiegend auf Obst und anderes Eigenthum, das man vor Dieben schützen will. „Ja, das Bannen versteht Mancher; — oder es muß zu Abend gescheh'n, denn der Dieb kommt meist in der Nacht. Doch der Beschwörer muß ihn noch vor Sonnenaufgang erlösen; sonst stirbt der Dieb."

(„Ein neues Haus":) Auch heißt es: „Wenn zu Martin' oder sonst die Leut' in 'ne and're Wohnung zieh'n, so bringen sie zuerst Mehl un Salz in's Haus; thun sie das nich, so dürfen sie sich auch nich wundern, wenn ihnen hernach Beides fehlt."

Ferner: „Meistentheils is die Katz' das Erste, was in die neue Wohnung kommt; sie is 'n Schutzmittel gegen Possen, die irgend Einer in der Wohnung angerichtet hat. Die zuziehenden Leut' werfen die Katz' in die Stub' un lassen sie zwei oder drei Minuten drin. Un wenn die Katz' dann retour genommen wird, hat sie den Schabernack bei sich; un den Leuten kann Nichts gescheh'n."

(„Allerlei scherzhafter Aberglauben":) Wenn Jemand bei der Feldarbeit seine Harke u. s. w. hinfallen läßt, so hört er die Worte: „Du hast Dein Vesper (oder eine sonstige Mahlzeit) weg!" Dasselbe sagt man demjenigen, dem man durch hastiges Vorwärtsgehen den Kork oder Pantoffel vom Fuße zog.

Diejenige Person, die ein Kleidungsstück anpaßt, muß — Fall's noch in diesem Augenblick daran gearbeitet wird — Etwas in den Mund nehmen, gleichviel ob eine Nadel, ein Stückchen Holz oder Anderes; sonst würde man ihr die Gedanken festnähen.

Wenn Jemand ein neues Kleidungsstück zum erstenmale trägt, so muß ein Anderer ihm einen Schlag geben und sagen: „Neuschlag, Neuschlag! morgen zu Stück (entzwei)!"

Derjenige, zu dem ein Anderer die Bemerkung macht: „Siehst Du! da hast Du wieder Etwas geschenkt gekriegt!" muß schnell antworten: „Ja, ich hab' gekriegt, was die Augen nicht leiden können."

Wenn einem Mädchen oder einer Frau das Schürzenband von selber sich löst, so sagt man: ihr werde der Mann davon laufen.

Von den Kirchenglocken sagt man: bei einer Hochzeit rufen sie: „Braut komm'! Braut komm'!" — beim Begräbniß einer Frau (dem Wittwer): „Nimm 'ne And're! nimm 'ne Andre!" — beim Begräbniß eines Mannes (der Wittwe): „Nimm 'n Andern! nimm 'n Andern!" — beim Begräbniß eines alten Menschen: „Ist wohl d'ran! ist wohl d'ran!"

Derjenige, der schwarze Haare hat, kann nicht behext werden.

(„Träume":) Wenn wir träumen, daß ein Hund oder ein anderes Thier nach uns beißt, so können wir darauf rechnen, daß irgend Jemand Böses gegen uns im Sinn hat.

Von Soldaten träumen, bedeutet Regen. „Neulich sagt' doch Einer: 's bedeut' Sonnenschein. Oder wir haben unser Lebtag' nur immer von Regen gehört." — Sitzen die geträumten Soldaten auf Schimmeln, so ist der Tod in der Nähe.

Eine Kutsche mit schwarzen Pferden bedeutet Tod.

Neunzehntes Kapitel.

Reime, Spiele, u. s. w.

Scherze mit kleinen Kindern.

Man faßt einen Finger des Kindes und rührt mit demselben in der andern kleinen Hand, während man sagt: „Mahle, mahle Grützchen!" Darauf schüttelt man vier Finger dieser Hand und zupft den fünften, dabei die Worte sprechend: „Dem gab! — Dem gab! Dem gab! — Dem reiß den Kopf ab! — Schurr! in den Wald!" (Oder: „Gieb dem ab!" u. s. w. „Der sagt's dem Herrn!" u. s. w.)

Kinderlieder.

Alle meine Entchen
Schwimmen auf dem See;
Kopf im Wasser
Und Schwanz in der Höh'.

Kinderspiele.

Steinchen, auch Kleckerchen genannt. Dies Spiel kann zwar von Einem allein gespielt werden, gewöhnlich aber betheiligen sich Zwei' (zuweilen Viele) daran. Niemand darf während des Spielens eine andere Stellung oder gar einen anderen Platz einnehmen; man bleibt ruhig sitzen. Ferner darf Niemand einen Stein schieben oder „spicken", d. h. ihm — wenn er schon in Bewegung ist — noch einen nachhelfenden Stoß geben. Auf dies Alles beziehen sich die Worte, die als Einleitung hergesagt werden:

Nicht mit Rühren,
Auch nicht Rücken,
Auch nicht mit Spicken!

Nachdem diese Worte gesagt sind, wird durch Verabredung (zuweilen durch Abzählen) bestimmt, wer anfängt. Man nimmt fünf Steine vom Umfang einer Haselnuß oder größer und wirft sie ein wenig in die Höhe, um die Steine dann mit dem Handrücken aufzufangen; so viele Steine auf dem Handrücken liegen bleiben: so viele „Mandel" hat der Spieler zu spielen. Da trifft es denn, daß Einer wol gar alle fünf Steine auffangen konnte, während der Andere nur einen Stein auf dem Handrücken behielt. Jetzt erst beginnt das eigentliche Spiel und zwar in fünf Absätzen, die mit den Namen „Eterchen", „Paarchen", „Handchen," „kleiner Beschluß" und „großer Beschluß" bezeichnet werden. Sobald ein Fehler gemacht wird, spielt der Andere, bis wieder durch dessen Ungeschicklichkeit der erste Spieler an die Reihe kommt. Beim „Eterchen" wirft man zuerst die fünf Steine leicht vor sich hin, hebt dann einen davon — ohne den zweiten anzustoßen (denn das wäre ein Fehler) — auf und wirft ihn nach oben, um ihn aufzufangen; darauf greift man schnell nach dem zweiten Stein, was fast gleichzeitig mit dem Auffangen des ersten zu geschehen hat; nun kann man einen von diesen zwei Steinen fortlegen, muß aber

den andern in die Höhe werfen, während man nach Nummer drei greift; dann wird wieder ein Stein fortgelegt und der vierte geworfen; zuletzt wird dieser fortgelegt, während der fünfte gegriffen wird. „Paarchen" ist ähnlich; nur müssen die Steine im Anfang zu zwei Paaren abgetheilt liegen, während man den übrig bleibenden Stein in der Hand behält; man hat diesmal nur zweimal zu werfen, dafür aber jedes mal zwei Steine auf einmal zu greifen. Bei „Handchen" entwickelt sich das Spiel in Bezug auf die vorher geworfenen „Mandel", indem man nun mit den fünf wiederholt in die Höhe geworfenen Steinen fünfzehn nach einander (zu zwei, eins, fünf u. s. w.) auf dem Handrücken auffangen muß; sobald der Handrücken einmal keinen Stein zeigt, kommt der andere Spieler an die Reihe; hat man zuletzt mehr Steine, als fünfzehn, auf dem Handrücken, so gilt dies gleichfalls als Fehler, und die ganze Mühe war umsonst. „Kleiner Beschluß" ist folgender Maaßen: man hebt immer einen einzelnen Stein auf und wirft ihn in die Höhe, behält aber in der Folge alle aufgefangenen Steine in der Hand und zwar fest eingeklemmt. „Großer Beschluß" ist ähnlich, hat aber die schwere Aufgabe, daß die Steine nicht eingeklemmt sein dürfen, sondern lose in der Handhöhlung liegen bleiben und also sämmtlich (d. h. in zunehmender Anzahl) bei jedem neuen Wurf gleichfalls in die Höhe fliegen, um alle auf einmal aufgefangen zu werden. — „Eterchen", „Paarchen", „kleiner Beschluß" und „großer Beschluß" erfahren oft eine Verstärkung durch „Tack-Tackchen", d. h. der Spieler tippt zweimal mit dem Zeigefinger auf, bevor er den einen Stein greift, während doch schon der andere aufzufangen ist. — „Paarchen" kann durch „breit' Paarchen" erschwert werden, indem dann die zwei zusammengehörenden Steine ziemlich weit von einander entfernt liegen, wodurch das Greifen nach ihnen — während der in die Höhe geworfene Stein schon zu fangen ist, ein in allergrößter Geschwindigkeit auszuführendes Erwischen ist. — Nun giebt es aber noch Variationen zu diesem Spiel und zwar „Topfchen", „Tellerchen" und „Kleinchen". Bei „Topfchen" verfährt man wie beim „kleinen Beschluß", nur fängt man nicht — wie dort und sonst (außer bei „Handchen") allemal — die Steine mit der Handfläche auf, sondern dadurch, daß man Daumen und Zeigefinger zu einem kleinen Hohlraum zusammenfügt, während die übrigen Finger die aufge-

fangenen Steine festhalten. — „Tellerchen“ weicht insofern von allem Uebrigen ab, als man die Steine, die einzeln mit der rechten Hand geworfen waren, mit der linken Hand auffängt; dabei bleiben die schon aufgefangenen in der linken Hand lose liegen. — „Kleinchen“ ist vielleicht das schwerste Spiel; es erinnert zunächst an „Eterchen“, gestaltet sich aber dadurch anders, daß immer zwei Steine zugleich in der Luft sind, d. h. daß das Greifen auch ein Werfen wird; das Auffangen hier ist demnach keine Kleinigkeit, wie man etwa aus dem Namen schließen möchte. — Sobald ein Spieler ein „Mandel“ gefangen und alle Absätze durchgespielt hat, sagt er: „Ich hab' mein Mandelchen voll!“ Dann folgt sein zweites „Mandel“ u. s. w.

Bohnenspiel oder Bohnchen. Es wird ein großes Loch gewühlt, in welches jeder Spieler immer zwei Bohnen hineinwirft. Derjenige, dessen Bohne aus dem Loche springt, gewinnt das Ganze.

Hakchen. Zu diesem Spiel gehören drei Personen. Eine Person dreht sich schnell, mit ausgebreiteten, etwas krumm gebogenen Armen, um sich selber, während die beiden Andern schnell um sie herum laufen und dabei abwechselnd den ebenfalls krumm gebogenen Arm um den einen oder anderen jener Person „haken“, was natürlich nur flüchtig geschehen kann, da das Ganze den Eindruck machen soll: als arbeite eine Maschine.

Lieder für Erwachsene.

Eine Heldin, wohl erzogen,
Mit Namen Elisabeth,
Die schoß mit Pfeil und Bogen
Gleich als wie Wilhelm Tell.

Ein Ritter, jung von Jahren,
Mit Namen Eduard,
Bei einem Ringelspiele
In sie verliebt sich hat.

Er kauft ihr Papageien,
Er kauft ihr Heldenband,

Er kauft, sie zu erfreu'n
Den schönsten Wachtelhahn.

Er kauft ihr in der Stille
Den schönsten Ritterstrauß.
Doch Nichts brach ihr den Willen;
Sie schlägt ihm Alles aus.

„Fahr' hin, Du Stolze, Spröde!
„Dein Stolz wird Dich gereu'n;
„Wenn ich längst todt sein werde,
„Wirst Du voll Thränen sein!"

Sie nahm wol eine Strecke
Als Jäger in das Holz.
Was traf sie an der Ecke?
— Einen Bären voll Ernst und Stolz.

Als sie die Flucht ergriffen,
Als auch Elisabeth,
Sie schoß mit einem Pfeile
Dem Unthier durch den Leib.

Ihr Roß mußt' sie erwarten;
Sie eilt zum Bären hin,
Erblickt da Eduarden,
In Bärenhaut gehüllt.

Er konnt' nicht zu ihr sprechen,
Sein Aug' bedeckt' ein Flor;
Doch warf in allem Röcheln
Ihr Unrecht zärtlich vor.

Sie weint, sie klagt, sie jammert,
Rauft sich die Haar' bald aus;
Dann setzt sie auf ihr Roß sich
Und jagt halb todt nach Hauſ'.

Der Leichnam ward zur Stelle
Der kühlen Erd' vertraut;
Und eine dunk'le Zelle
Ward auf sein Grab gebaut.

Und nach Verlauf vier Wochen,
Als sie von Gram verzehrt,
Begrub man ihre Knochen
Zum Staube Eduards.

Wie bist Du so von mir entrissen!
O Gott, wie kann es möglich sein,
Daß wir uns Beide trennen müssen!
Geduld, Geduld! es muß so sein.

Dein holder Blick, Dein zärtlich Scherzen,
Das war die Last von meiner Pein;
Wie könnt' ich Dir, mein lieber Junge,
Wie könnt' ich Dir wol untreu sein!

Wie oft bist Du zu mir gekommen,
Wie hat Dein Aug' nach mir geblickt!
Gewiß hast Du aus reiner Liebe
Einen Kuß auf meinen Mund gedrückt.

Ja, man kann lieben, man kann scherzen,
Man kann haben seine Freud';
Und wenn es geht nicht gleich von Herzen,
So hat man's doch zum Zeitvertreib.

Ist besser: in der Zeit gebrochen,
Da man es ändern kann.
Die Schlange, die einmal gestochen,
Die nimmt wol auch kein Gift mehr an.

Hätt' ich das sollen von Dir denken,
Daß Dein Herze falsch sollt' sein,
So hätt' ich mich von Dir gelenket
Und lebt' für mich nur ganz allein.

Nun ade! und lebe glücklich!
Lebe glücklicher, als ich!
Heirath' Du jetzt eine Schön're,
Die da schöner ist, als ich!

Wir reisen nach Danzig;
Es fällt mir so schwer.
Geliebtes Mädchen,
Wir seh'n uns nicht mehr!

Seh'n wir uns nie wieder,
So wünsch' ich Dir Glück!
Geliebter Jüngling,
Kehr' noch einmal zurück!

Des Sonntags früh Morgens
Kam Luzer hervor.
Frisch auf, Ihr Matrosen,
Wir müssen heut' fort!

Die Matrosen, die sprachen:
„Ei warum denn g'rad' heut'?
„Es ist ja heut' Sonntag
„Für alle junge Leut'."

Das Schifflein das segelt
So stolz dahin,
Als wär' in ganz Danzig
Kein Jüngling mehr d'rin.

Spiele für Erwachsene.

Der Tod. Dieses unsinnige Spiel ist besonders bei Hochzeiten sehr beliebt. Es beginnt mit den Worten: „Jetzt kommt eine Leiche." Eine Bank, unter der sich ein Mann festgeklammert hat, wird von zwei Männern in die Stube gebracht; die Bank ist mit einem weißen Laken bedeckt; und der darunter befindliche Mann muß die Aermel ganz zurückgestreift haben, um — sobald die Bank inmitten der lustigen, nun aber sich durcheinanderschiebenden Gesellschaft niedergesetzt ist und der Mann sich auf den Fußboden gelegt hat — mit nackten Armen sein Spiel zu beginnen. Man sieht eben nur die Arme; in den Händen bewegen sich zwei kunstlos aus Kleidungsstücken und Holz zusammengesetzte Puppen, welche Mann und Frau vorstellen. Die Musik spielt einen „Schottisch," und die Puppen tanzen danach, nämlich auf der Bank. Sobald Jemand sich der Letzteren nähert, erhält er derbe

Schläge mit den Puppen. Gewöhnlich kommt noch eine andere Person, etwa als „Ratzenfaller" ausgeputzt, mit und geberdet sich so toll, wie möglich, besonders die Schläge mit den Puppen herausfordernd. Dazu wird ein gräulicher Lärm gemacht. „Manche versteh'n 's sehr, die gnurren dann krats wie Wölfe."

Zwanzigstes Kapitel.

Glossar.

A.

Aber, m. und n., der Aberglauben.

abschreiben, auf einen Brief schriftlich antworten.

ältern, altern.

ausglittschen, ausgleiten. „Nimm Dich in Acht und glittsch' nicht aus! — die Dielen sind eben gescheuert."

B.

bald, beinahe, fast. „Da sind ja so viel' Vögel, — bald nich zu zählen."

Bark, m. und f., die Borke, die Rinde.

Barlogg, f., die Streu, das Lager.

begrannen, nicht leiden können; nicht gelitten werden. „Die Wilhelmine begrannt mich von Anfang an." — „Ich bin hier so begrannt."

Besicht, m. und n., die Prüfung des zu erwartenden Heiraths-gut's.

betauben, betäuben, chloroformiren.

Birnenstein, m. } der Bernstein.
Birnstein, m. }

D.

dessen, prügeln.

draut, droh't.

dus', dunkel, bewölkt. „Jennes Kleiderzeug is mir zu dus'." — „De Himmel sieht all wedder so dus' aus."

E.

enkelt, einzeln.

F.

Fastmarcht, m., der Markt in der Fastnachtzeit.

firm, pfiffig. „Ich merk' schon: Du bist nicht zu betrügen; Du bist zu firm."

Floot, f., ein flaches, hölzernes Gefäß.

Freinchen, f. und n., das Fräuleinchen.

G.

Gastgebot, n., Der Besuch. „Ich war da zum Gastgebot; oder ich hatt' ne Arbeit mitgenommen." — „Wenn man auf Gastgebot geht, putzt man sich aus."

Gepps, f., so viel, wie man mit beiden Händen zugleich fassen kann. „Er gab Jedwidem 'ne Gepps Bohnen."

geschicklich, geschickt, behende.

geschwebelt voll, bis an den Rand gefüllt.

Gnuff, n., das alte, stumpfe Messer.

Grambol, Karbol.

Grasen, m., das Stück Rasen. „Neeche, de is man noch schwach; de bezwingt noch nich, e Grasen mit 'm Spaten zu heben."

grisseln, schaudern, überrieseln. „Sei still von dem! — mir grisselt's all."

Gullhahn, m., der Truthahn.

H.

Habüchen, f., Carpinus Betulus L.

Hassel, f., Corylus Avellana L.; zugleich die Haselnuß.

Heidentopf, m., ein unglasirter Topf im Allgemeinen und prähistorisches Topfgeräth im Besondern. „Ich weiß nich den Grund; oder die Leut' sagen's doch alle; denn die ganz alten Leut' wissen's noch von früher un erzählen es weiter. In K. sollen solche Töpp' in der Erd gefunden sein; un darin hat Asch' gelegen."

Hess', f., der Fuß.

Hoppe, m., Humulus Lupulus L.

Hormsk, f., die Hornisse.

Hubbel, m., der Hügel, die höhere Fläche.

Humpel, m., der Humpen. „Als ich da auf Gastgebot war, kreeg' ich 'n guten Humpel Schnaps."

J. (i.)

Ilsk, m. und f., der Iltis.

J. (j.)

Johanniswurzel, f., Polystichum spinulosum D. C.
juchen, jauchzen, quieken,? „Nu fahre se all ze Schlitten, daß es nur so jucht." — „He scheert seene vier Pfund vom Schaf, daß es nur so jucht."

K.

Kardel, Karl.
Karnal, n., der Kanal.
karwauen, winseln, quarren, jammern. „Das Thierche mag all hungrig sein; es karwaut ja so sehr."
Kittchen, n., das Gefängniß.
klingerreif, | gut reif.
kling'reif, |
krabeiten, hinaufgelangen, klettern. „J wo is de schwach! — de krabeit noch auf 'n höchsten Berg."
Kramp, m. und f., der Krampf.
Kriesel, m, der Haarwirbel auf dem Kopfe.
krieslig, schwindlig. „Mancher wird schon krieslig, wenn er blos einmal rund getanzt hat."
Kühle, n., das Gefängniß.
Kurln, m., der Kranich.

L.

lee'e, legen.

M.

micken, merken, verspüren. „Wenn 's auch kalt is, so'n junger Mensch muß das garnich micken; oder (aber) wir Alte können schon frieren."
Micksdchen, f. und n. Schmeichelname für die Katze.
mittel, mitten. „Kick'! 's Entche schwimmt mittel auf 'm Teich."

N.

neufreundsch, neumodisch. „Kick'! was das für neufreundsche Tassen sind!"
nicksch, eigensinnig.

P.

Palmbark, m. und f., die Rinde vom Weidenbaum.

Paprutsch, m. } Pteris aquilina L.
Papruz, m. }

Pass-Maaß, passend. „Ich dank' Ihnen auch für die Flicker Zeug! — die kommen mir recht Pass-Maaß."

pauern, Bauer sein; als solcher Landwirthschaft treiben.

Prill, m., der April.

Propp, m. und f., der Pfropfen.

prowen, probiren.

Püffel, n., ein Wollenstoff.

R.

rachgierig, eifrig; eigennützig; unbescheiden. „Meene Schwester is so sehrchens rachgierig auf de Arbeit." — „Wer rachgierig is, de kriegt nie genug."

reitergar, wenig gar, halb reif. „Im Krieg nehmen die Soldate das Fleisch — wenn sie 's nich koche könne — unter 'n Sattel; wenn sie 'n Zeitlang so geritten sind, muß es gut sind; oder es wird je wohl noch nich gut sind; wir nenne das dann reitgar." — „Mei Gottche, da fuhre se Roggen! — oder der is doch man reitergar."

Rudel, n., das Ruder.

Ruhrdromm, f., } die Rohrdommel.
Ruhrdrumm, f., }

S.

Scharkenstrauch, m., Prunus spinosa L.

Scharubb, f., }
Scharugg, f., } das alte oder schlechte Pferd.
Scharupp, f., }

Schicht, f, die Prügel.

Schlangenkraut, n., Pteris aquilina L.

Schlau, f., die Schale. „Hast Du de Schlaue von de Kartoffle noch nich an der Seit'? Nu bringst Du se oder ogenblicklichst de Schwein'!"

Schleef, f., der große hölzerne Kochlöffel.

Schneetchen, n., das Schnittchen, die Scheibe (Brod).

schnittig, schnell vorwärts. „Was ist geschehn? — Sie gehn' ja so schnittig dahin?"

Schorannitz, m., } Tagetes patulos L.
Schoranz, m., }
stapeln, Kartoffeln auf dem bereits abgeernteten Felde suchen.

T.

Tennriegel, m., der Querbalken (im Stall).
tirscht, wagte. „Ech hätt' je fir mei Lebe gern von dem frische Brodche gegesse; na, oder ech tirscht doch nich; ech leid' Ihnen so sehrches in de Herzgrub'."
tressiren, quälen. „Nei, so lass ich mich doch nich tressiren; ich thu' meinen Fleiß, und das is genug."
trocken, mager. „O liebes Gottche, nu sind Sie oder trocken im Gesicht! — de Krankheit hat Ihnen gut zugesetzt."
Trullchen, n., der Netzbeschwerer.

U.

unräumsch, } unaufgeräumt. „Da war 's so unräumsch, daß
unraumsch, } man sich knapp in der Stub' 'rumdreh'n kunn." — „Wo'n Wirkgestell in der Stub' is, sieht's gleich unraumsch aus."

V.

verschämen (sich), sich sehr schämen.

W.

wachten, hüten. „De Marjell blieb ze Haus'; se muß mer de Kinger (Kinder) wachten."
Wamms, f., die Prügel.
Wand, m., ein Wollenstoff.
wanken, gehen. „Nu wanken se immer jene Straß'; weiß de liebe Gott, ob das e kürz'rer Weg is."
Wassergall, f., der Regenbogen.

Z.

zechen, hüten. Wenn mehrere Leute ihre Gänse von einer Person gemeinschaftlich jagen und hüten lassen, so geschieht dies der Reihe nach, d. h. Jeder hat einmal oder mehreremale eine solche Person zur Verfügung zu stellen; und zwar steht die Anzahl der Hütetage im Verhältniß zur Anzahl der Gänse.

zerkatern, zerreißen. „Jau'che (ja), 's is ze sehe, daß Summer wird; 's Strohband an de Thür is all ganz zerkatert."

Zugift, f., die Zugabe.

zusetzen, quälen; Opfer bringen. „Die haben mir so lange zugesetzt, bis ich „ja" sagte." — „Wenn's nich besser wird, dann wird in diesem Jahr manch' Einer Etwas zusetzen."